

Die Dinge meiner Gegenwart

S. F. Tarantik

Die Dinge meiner Gegenwart

Die Bedeutungen persönlicher Dinge

von

Simon Felix Tarantik

Nº 9



1. Auflage

© Simon Felix Tarantik, Basel, Juni 2014

Hirzbodenweg 47

4052 Basel

mail@tarantik.com

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die
des Nachdrucks und der Übersetzung.

Ohne die Genehmigung des Autors ist es
nicht gestattet, dieses Werk oder Teile daraus
in einem fotomechanischen Verfahren oder
sonstigen Reproduktionsverfahren zu verar-
beiten, zu vervielfältigen und zu verbreiten.

Gedruckt auf Munken Polar Rough von
Arctic Paper, 100g/qm

Lektorat: Ralf Neubauer

Ulrike Gnädinger

Druck: Druckerei Wolfau AG

Weinfelden, Schweiz

Bindung: Buchbinderei Kerstin Hennings

Gottlieben, Schweiz

Die Dinge meiner Gegenwart

verfasst, gestaltet und herausgegeben von Simon Felix Tarantik

Beschreibungen, Abbildungen

Fahrradlichter	1, 180	Rasierer	91, 230
Füller	3, 181	Kreditkarte	93, 231
Tischleuchte	4, 182	Rucksack	95, 232
Plattenspieler	6, 183	Teekanne aus Gusseisen	97, 233
Laptop	8, 184	Schildmütze	98, 234
Tasse	10, 185	Baseballschläger	99, 235
Jeans	12, 186	Plakat von Bruce Nauman	100, 236
Armbanduhr	14, 187	Snowboard	102, 237
Schlüsselbund	16, 188	Saisonkarte	104, 238
Laufschuhe	19, 189	Olivenholzkugel	106, 239
iPad	21, 190	Modellschiff	110, 240
Handy	22, 191	Teeschale	111, 241
Kühltasche	25, 192	Weizenbiertglas	113, 242
iPod	26, 193	Akkuschrauber	115, 243
Kopfhörer von Urbanears	29, 194	Kamera von Canon	117, 244
Kopfhörer von Sony	31, 195	Fernsteuerung	119, 245
Fingerhandschuhe	33, 196	Motorradstiefel	123, 246
Mütze mit Kopfhörern	35, 197	Fußschemel	125, 247
Setzkastenschublade	38, 198	Texteditor	127, 248
Mütze	40, 199	Buch »Current State [...]«	129, 249
Pullover	41, 200	Kamera von Mamiya	131, 250
Wasserkocher	44, 201	Löffel	133, 251
Kopfhörer von Philips	46, 202	Parfüm	135, 252
Bleistiftkappe	48, 203	Teekanne mit Stiel	136, 253
Messbecher	49, 204	Buch »Icebreaker«	137, 254
Festplattenspeicher	50, 205	Reisetasche	139, 255
Flugbuch	52, 206	Plakat von Keira Knightley	141, 256
Handy-Armband	54, 207	Bücher »Zen [...]« und »Lila«	143, 257
Skateboard	55, 208	Büroklammer	145, 258
iPad-Ständer	56, 209	Holzwürfel	147, 259
Nachttischleuchte	57, 210	Stuhl	149, 260
Rennrad von Epple	58, 211	Ägyptische Statue	151, 261
Typometer	60, 212	Jacke	152, 262
Falzbein	61, 213	Landkarte	154, 263
Badmintonschläger	62, 214	Gürtel	155, 264
Geldbeutel	63, 215	Milchkännchen	156, 265
Teekanne aus Ton	65, 216	Dampfgarkorbchen	157, 266
Lautsprecher	66, 217	Spätzlehobel	158, 267
Schaukelraddampfer	68, 218	Buch »Verordnung [...]«	159, 268
Sonnenbrille	69, 219	Teebesen	160, 269
Notizbuch	70, 220	Postkarte	162, 270
Kung-Fu-Stock	73, 221	Badehose	164, 271
Motorrad	75, 222	Lupe	166, 272
Modellflugzeug	77, 223	Schuhe	167, 273
Kugelschreiber	81, 224	Yo-Yos	168, 274
Auto	83, 225	Lawinenschaufel	170, 275
Daunenjacke	85, 226	Rennrad von Wilier	172, 276
Kellermesser	87, 227	Flip-Flops	174, 277
Taschenmesser	88, 228	Computer	175, 278
Lederhandschuhe	90, 229	Baseballhandschuh	177, 279

Inhalt

1. Vorwort	II
2. 100 Beschreibungen	1–177
3. 100 Abbildungen	180–279
4. Einleitung zur Reflexion	283
5. Grundlegendes zu Bedeutung	287
5.1 Sinn – Die Grundlage aller Dinge	287
5.2 Bedeutung – Der Kern aller Dinge	289
5.3 Kontext – Der Zusammenhang aller Dinge	291
5.3.1 Kontextveränderung	292
6. Die Arten der Dinge – Das Gleiche und dasselbe	293
6.1 Artifactual Type und Token	293
7. Das Leben mit den Dingen	296
7.1 Der Ding-Besitz – Haben und Eigentum	296
7.1.1 Die persönlichen Dinge	299
7.2 Die Ding-Darstellungen –	
Das Ding in der Sprache und in der Fotografie ...	300
7.2.1 Die sprachliche Beschreibung der Dinge	301
7.2.2 Die fotografische Abbildung der Dinge	303
7.3 Die Ding-Beziehungen – Ich und die Dinge	304
7.3.1 Das Wissen um die Dinge	306
Beziehungsraum der Dinge – Illustration	308
7.3.2 Die Dinge als Orientierungssystem	310
7.3.3 Die Aneignung der Dinge	312

8. Ergebnis – Die fünf Arten der Bedeutung	317
8.1 Die Dinge des Alltags – Alles was recht ist	317
8.2 Die Dinge der Ideen – Das Gleiche bitte	318
8.3 Die besonderen Dinge – Dasselbe bitte	318
8.4 Die Fetische – Bedeutend der Bedeutung wegen	319
8.5 Die Statussymbole – Was auch immer es sein muss	322
9. Nachwort – Wohin die Dinge führen können	325
Literatur und Quellen	329

In den Beschreibungen sind die Namen und Bezeichnungen von Dingen, sowie Texte, die ich von den Dingen zitiere, also von ihnen abgeschrieben habe, *kursiviert*. Zentriert gesetzte Stellen sind ebenfalls von den Dingen abgeschrieben.

Weiter sind die Wörter *kursiv* gestellt, bei denen es auf dieses spezielle Wort ankommt.

In den Datenkolumnen der Dinge steht ein —, wenn es diese Angabe nicht gibt, oder ich sie nicht kenne.

Am Ende dieser Kolumnen steht jeweils der Verweis auf die Abbildung des Dings.

Unter den Abbildungen verweist ein → auf Dinge, die ebenfalls in diesem Buch beschrieben und abgebildet sind.

Im Reflexionsteil dienen *Kursivierungen* als Auszeichnungsform, wo ein Wort besonders zu beachten ist. Namen von anderen Autoren sind in KAPITÄLCHEN gesetzt und Zitate selbstverständlich in »Guillemets«.

Dass ich an manchen Stellen die männliche Schreibweise vorgezogen habe, stellt keine Diskriminierung dar und dient lediglich dem Lesefluss.

»Wir wissen in jedem Augenblick, dass Millionen Dinge uns umgeben – diese sich wandelnden Formen, diese gleißenden Berge, das Geräusch der Maschine, das Ziehen des Gasgriffs, jeder Stein und jeder Grashalm, dass sie da sind, ohne sie wirklich bewusst wahrzunehmen, es sei denn, sie sind irgendwie ungewöhnlich oder erinnern uns an etwas, für dessen Wahrnehmung wir besonders empfänglich sind. Wir könnten unmöglich all diese Dinge bewusst wahrnehmen und im Gedächtnis behalten, weil unser Kopf dann so mit unnützen Einzelheiten vollgestopft wäre, dass wir keinen klaren Gedanken mehr fassen könnten. Aus dieser Vielfalt an Dingen, von deren Existenz wir wissen, müssen wir eine Auswahl treffen, und was wir auswählen und Bewusstsein nennen, ist nie dasselbe wie die Dinge selbst, denn durch das Auswählen werden sie verändert. Wir nehmen eine Handvoll Sand aus der endlos weiten Landschaft, die uns umgibt, und nennen diese Handvoll Sand ›Welt‹.«

ROBERT M. PIRSIG

Vorwort

Die Welt besteht aus Dingen. Sie sind bereits da, wenn wir geboren werden, und warten auf uns. Und sie bleiben zurück, wenn wir sterben. In dieser Welt der Dinge sind wir, solange wir in ihr leben, Gäste und sollten sie daher achten – ja vielleicht sogar lieben.

Ich lebe seit ich mich erinnern kann in der Welt der Dinge. Seit jeher umgeben sie mich und auch heute bilden sie meine Welt. Vielen dieser Dinge fühle ich mich so nahe, dass ich sie als meine Dinge betrachte und ich möchte nicht mehr ohne sie sein müssen. Mit den meisten von diesen Dingen pflege ich täglichen Umgang, und so haben sie – ganz nebenbei – mit mir einen Teil meines Lebens verbracht. Wenn ich diese Dinge sehe, sie in meine Hände nehme, sie gebrauche oder auch nur an sie denke, regen sich in mir ganz bestimmte Erinnerungen und Gefühle, die durch das untrennbare Band der Tatsächlichkeit mit jedem einzelnen dieser Dinge verbunden sind. Keine noch so exakte Kopie vermag es daher, ein bestimmtes Ding zu ersetzen, ohne dass dieses nicht doch nur ein anderes bliebe. Das macht alle Dinge dieser Welt unersetzbar; auch wenn sie manchmal vielleicht fast nichts bedeuten.¹

Diese Welt der Dinge etwas besser zu verstehen ist mein Anliegen. Dazu habe ich einhundert meiner Dinge ausgewählt – und zwar so, dass sie für mich mein jetziges Leben widerspiegeln – und habe sie beschrieben und fotografiert. Beschrieben, um einmal festzuhalten, was mir diese Dinge bedeuten und von welchen Geschichten sie umgeben sind; fotografiert, um sie in diesem Buch vorzeigen zu können, denn viele Dinge sind zu komplex, um ihre Erscheinung mit allen wesentlichen Merkmalen auf ein paar Seiten beschreiben zu können. Daher rührt auch das Format des Buches, denn auf den Abbildungen soll schließlich etwas zu erkennen sein. Die nun folgenden Seiten sind dieser Ausschnitt meiner Welt. So, wie ich sie gerade sehe. Es sind Die Dinge meiner Gegenwart. Stets arbeitete ich dabei auf das Ziel hin, diese Welt und die Dinge darin so darzustellen, wie ich sie wahrnehme und ich habe mich darum bemüht, nichts Wichtiges wegzulassen. Einhundert deshalb, weil diese Menge ein Stöbern – ein Blättern in diesem Buch –, ein beliebiges Aufschlagen erlaubt und da bereits NEIL MACGREGOR anhand von einhundert Dingen die Vergangenheit² und ADRIAN HON anhand von einhundert Dingen die Zukunft³ beschrieben haben, stelle ich mich mit einhundert meiner Dinge gern zwischen sie und beschreibe die Gegenwart. Auch wenn es nur die meine ist. Aber gerade darauf kommt es in dieser Arbeit an: die tatsächlichen Bedeutungen konkreter einzelner Dinge einmal in einer Bandbreite offenzulegen, wie es für gewöhnlich nicht geschieht. Denn niemand sieht die Dinge auf dieselbe Weise.

So kommen in diesem Buch die unterschiedlichsten Dinge zusammen und mit ihnen die unterschiedlichsten Geschichten, Erinnerungen, Gefühle und Bedeutungen. Die Reihenfolge ist die zufällige, in der ich die Beschreibungen verfasst habe, denn ich habe keinen Gesichtspunkt finden können, nach dem diese Anordnung nicht

1 vgl. Csikszentmihalyi/Rochberg-Halton 1989. Seite 175.

2 vgl. MacGreagor 2011.

3 vgl. Hon 2013.

gleichmäßig durchmischt ist. Fühlen Sie sich deshalb nicht verpflichtet, vorn anzufangen, denn die Beschreibungen und die Abbildungen haben keinen Anfang und kein Ende in dem Sinne einer erzählten Geschichte oder Argumentationen. Beginnen Sie also bei irgendeinem Ding und springen Sie von diesem zu irgendeinem nächsten. Die Beschreibungen und die Abbildungen sind getrennt voneinander angeordnet, denn Sie sollen sich – wenn Sie wollen – selbst ein Bild der Dinge machen können, wenn Sie ihre Beschreibungen lesen.

Im Anschluss an die Abbildungen folgt ein weiterer Text, in dem ich die Bedeutungen meiner Dinge und meine Beziehungen zu ihnen untersuche. Als Ergebnis stehen fünf Arten der Bedeutung, nach denen alle Dinge unterschieden werden können und die mein Beitrag zu einer genaueren Erfassung der Welt der Dinge ist.

»Wohin die Dinge führen können« zeige ich am Ende, und auch wenn sich diese Arbeit nur am Rande mit klassischen Fragen der Designdisziplin auseinandersetzt, so führen die Dinge am Ende doch zu einer Grundlage, ohne die diese Disziplin nicht arbeiten kann.

Diese Arbeit entstand als Masterthesis im Studiengang Masterstudio Design an der Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW in Basel und ich danke der Hochschule für die Rahmenbedingungen, in der ich daran arbeiten konnte. Besonders danke ich meinen beiden Mentoren, PROF. DR. CLAUDE ENDERLE und RALF NEUBAUER, für die hervorragende Betreuung und die vielen lehrreichen Gespräche. Ohne Euch wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen. Weiter danke ich PROF. ALOIS M. MÜLLER für die vielen Literaturhinweise und PROF. HEINZ WAGNER als Leiter meines Studiengangs.

SIMON FELIX TARANTIK
BASEL IM MAI 2014

Beschreibungen

Meine Fahrradlichter

Seit Jahren fahre ich ohne Beleuchtung Fahrrad. Das ist zwar gefährlich und illegal, aber in Städten kein Problem. Ich sehe immer genug – werde nur nicht gesehen. Seit ich Fahrrad fahre, geht das gut. Als ich aber vor einem Jahr in die Schweiz zog, beschloss ich, mir Fahrradlichter zu kaufen. Die Bußgelder sind dort meist höher, und inzwischen sind Fahrradlichter auch nicht mehr diese riesigen schwarzen Kästen mit Glühlampe und zwei Baby-c-Batterien, die nach einer Fahrt leer sind. Ich erkundigte mich im Internet und entschied mich für die *Blinder 1 standard* von *Knog* für 55 Franken. Ich kaufte sie in einem Fahrradgeschäft, nur ein paar Straßen entfernt von meinem Haus. Dort hängt außen an der Hauswand Tag und Nacht ein Druckluftschlauch, mit dem ich meine Reifen aufpumpen kann. Ein herausragender Service, der mich zum zahlenden Kunden werden ließ. Meine beiden Fahrradlichter – eines für vorn, eines für hinten – sind silberfarben, sehr klein und wiegen jeweils nur 15 Gramm. Beide sind sie mit LEDs ausgestattet. Das vordere mit einer weißen mit 20 Lumen, das hintere mit einer roten mit 11 Lumen. Die Form ihres Gehäuses ist quadratisch, mit einer Kantenlänge von 25 Millimetern und abgerundeten Ecken. An einer Seite der Leuchten befindet sich ein längeres Stück aus weichem schwarzem dehnbarem Kunststoff mit einem Haken am Ende. Damit kann ich die Leuchten um den Rahmen meines Fahrrads schnallen. Auf derselben Seite befindet sich auch ein kleiner Knopf. Er fällt kaum auf und ist von außen nur durch einen kleinen, hochgeprägten Kreis gekennzeichnet. Drücke ich ihn für mindestens 0,75 Sekunden, leuchten die Lampen meiner Fahrradlichter. Es gibt fünf Leuchtprogramme: *Dauerbetrieb*, *schnelles Blitzen*, *langsames rhythmisches Blitzen*, *schnelles rhythmisches Blitzen* und *langsames Blitzen*. Das langsame Blitzen verbraucht am wenigsten Strom, und ich verwende meistens dieses Programm oder das langsame rhythmische Blitzen. Beim langsamen rhythmischen Blitzen dimmt die Lampe kurz vor dem nächsten Blitz. Das hat etwas Atmendes, ähnlich wie das Standbye-Licht meines Laptop. Deswegen mag ich dieses Programm. Aufgeladen werden meine Fahrradlichter über einen USB-2.0-Stecker, der direkt an ihrem Gehäuse angebaut ist. Ihr Lithium-Polymer-Akku reicht für 2 Stunden Dauerbetrieb oder 11 Stunden langsames Blitzen. Das reicht für meine Fahrten in der Stadt vollkommen aus.

Mich wundert etwas, dass ich sie *Fahrradlichter* nenne und nicht *Fahrradleuchten*, denn ein Physikprofessor, bei dem ich einmal eine Vorlesung über Lichttechnik belegte, machte mich damals darauf aufmerksam, dass nur der Teil einer Leuchte als *Lampe* bezeichnet wird, der durch Energieumwandlung Licht erzeugt. *Fahrradlampen* wäre demnach ein irreführendes Wort, wie es *Lampe* im allgemeinen Sprachgebrauch ohnehin ist. Demnach wäre die korrekte Bezeichnung *Fahrradleuchten*, aber aus irgendeinem Grund nenne ich sie *Fahrradlichter*. Vielleicht, weil es bei ihnen viel mehr um das Licht

Name:	Blinder 1 standard
Marke:	Knog
Maße:	je 25 × 25 × 33 cm
Gewicht:	je 15 g
Material:	Silikon, Kunststoff, Aluminium, Elektronik
Farbe:	silber, schwarz
gekauft:	Gellert Veloteam Sevogelstrasse 83 4052 Basel Schweiz 47° 32' 56,7" N 7° 36' 06,1" E
Datum:	2013
bezahlt:	55 Franken
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 180

geht und weniger um die Art seiner Erzeugung oder die Bauform der gesamten Leuchte.

Ich bewahre meine Lichter entweder zu Hause in einem Schrank auf oder an meinem Arbeitsplatz in einem Fach meiner Setzkastenschublade. Aus meiner – wohl unbegründeten – Befürchtung heraus, die Elastizität ihrer dehnbaren Kunststoffbänder zu mindern, möchte ich sie nicht ständig an meinem Fahrrad befestigt lassen. Ich nehme sie deswegen nach jeder Fahrt ab, denn auch wenn es vielleicht kaum etwas ausmacht, besser – so denke ich zumindest – bekommt es den Kunststoffbändern sicher nicht, wenn sie ständig unter Zug stehen. So kommt es, wenn auch selten, vor, dass ich bis in die Nacht arbeite und meine Fahrradlichter zu Hause im Schrank liegen. Dann muss ich wohl oder übel wieder unbeleuchtet durch das dunkle Basel radeln. Wenn ich die Zeit habe, laufe ich dann auch gern, aber nur, wenn ich nicht auch noch meine Kopfhörer vergessen habe. Ich genieße es dann nicht weniger, musikhörend durch die Nacht zu schlendern, als mit meinem Fahrrad und meinen Fahrradlichtern wie ein Glühwürmchen in ihr umherzuflitzen.

Mein Füller

Einige wenige Dinge üben eine Art magische Anziehungskraft auf mich aus. Füller gehören dazu. Es sind simple Werkzeuge, die jedoch jeden noch so komplexen und abstrakten Gedanken zu Papier bringen können. Jedes mögliche Wort und jede mögliche Idee ruhen friedlich in ihnen. Diese Vorstellung lässt mich einen Füller mit fast ehrfürchtigem Respekt behandeln. Meiner ist ein schwarzer *Pelikan M200*. Ich habe mir ihn erst vor ein paar Wochen gekauft. Es ist ein Kolbenfüller, die Schreibtinte befindet sich also in einem eingebauten Tank. Er ist aus glänzend schwarzem Kunststoff und nur seine Feder der Stärke M, sein Ansteck-Clip und jeweils ein schmaler Ring an der Schraubkappe und am hinteren Ende des Füllers sind vergoldet. Auf der Oberseite der Kappe ist außerdem das Emblem des Herstellers, ein Pelikan mit seinem Küken in ihrem Nest sitzend, goldfarben eingelassen. Meine gesamte Schulzeit habe ich mit einem *Lamy-Safari*-Füller geschrieben; einem Patronenfüller. Er besteht aus drei leicht auseinanderzubauenden Teilen, und so viele meiner Freunde hatten den gleichen, dass wir untereinander Teile tauschten. So wurden unsere einfarbigen Safaris bunt. Meiner hat eine blaue Kappe, ein schwarzes Vorderteil und ein weißes Rückteil. Ich schrieb immer mit königsblauer Tinte von Lamy. Ich kam gar nicht auf die Idee, eine andere auszuprobieren. In meinem neuen M200 befindet sich nun die Tinte *Leipziger Schwarz* von *Rohrer & Klingner*. Mein Füller hat bei *Amazon*, einem Versandhändler im Internet, etwa 50 Euro gekostet. Das ist günstig, denn von Pelikan wird er für 90 Euro angeboten.

Ich bin Linkshänder. Jedoch sind weder mein Lamy Safari noch mein M200 spezielle Linkshänderfüller, denn warum längsachsensymmetrische Dinge nur in rechten Händen funktionieren sollten, ist mir immer schon ein Rätsel. Trotzdem bin ich gerade dabei, mir das Schreiben mit Rechts anzueignen. Mir geht es dabei aber nur um ein anderes Schriftbild, denn mit Links gelingt es mir nicht, die Buchstaben in Schreibrichtung zu neigen. Mein linkshändiges Schriftbild sieht eher aus, wie eine entgegen der Schreibrichtung geneigte Kursivierung, was ich nicht schön finde. Außerdem mag ich die Vorstellung, mit beiden Händen schreiben zu können. Leider schreibe ich natürlich viel mit Computertastaturen. Mit physischen, auf meinem Laptop oder Desktopcomputer, oder virtuellen, auf Touchscreens. Notizen, Karten und Briefe schreibe ich allerdings noch immer von Hand. Inzwischen immer öfter mit meinem Füller. Wenn ich die Kappe meines M200 abschraube, bündelt allein diese einfache Tätigkeit wunderbarerweise meine ganze Konzentration. Ich lege sie dann behutsam ab und beginne zu schreiben. Mal mit links, mal mit rechts. Der Feder tut dieser Wechsel wohl nicht besonders gut, aber das ist mir egal. So viel schreibe ich nicht. Und wenn doch, kostet eine neue auch nicht die Welt. Das für mich Wichtigste, das ich mit meinem M200 bisher auf Papier gebracht habe, waren zwei Kreuze. Mit ihnen habe ich am 22. September 2013 den 18. Deutschen Bundestag mitgewählt.

Name:	Classic M200 – Kolbenfüllhalter
Marke:	Pelikan
Maße:	125 × 16,5 × 13 mm
Gewicht:	14 g (leer)
Material:	Kunststoff, Metall
Farbe:	schwarz
bestellt nach:	Fliederstraße 15 88147 Achberg Deutschland 47° 36′ 57,5″ N 9° 42′ 47,3″ E
Datum:	2013
bezahlt:	ca. 50 Euro
Bedeutung:	Statussymbol
Abbildung:	Seite 181

Meine Tischleuchte

Elektrische Lampen sind etwas Wunderbares. Ich muss nur einen Schalter bedienen und es wird hell. Kommt dann noch eine gute Leuchte hinzu, verleiht diese dem Licht etwas Besonderes: Die Art, wie sich das Licht im Raum verteilt. Als Fläche oder als Punkt, linienförmig oder rund, gestochen scharf oder schummrig. Licht ist für mich eine Selbstverständlichkeit und durch neue Technologien, wie OLEDs, erfordert es wohl bald keine speziellen Gegenstände mehr. Es braucht dann keine Leuchten mehr, denn nahezu alle Dinge können dann Licht ausstrahlen. Es gibt aber Leuchten, die auch ausgeschaltet schön anzuschauen sind und so nicht nur das Licht, das sie ausstrahlen willkommen ist, sondern auch ihre schlichte Anwesenheit. Auf so eine Leuchte stieß ich im Frühling 2013 in einer Schweizer Brockenstube – einem Gebrauchtwarenhandel. Es handelt sich um eine rote Tischleuchte aus Kunststoff, die mir auf Anhieb gefiel und die ich sogleich kaufte. Auf ihrer Unterseite besitzt sie ein Typenschild. Darauf steht:

Solis TYPE82 S.-Nr0972 220V~25W Lampe 12V 21W (32CP)
Sicherung 3,15A f link.

Außerdem ist noch eine Nummer eingestanzt: 03 8272. Das Wort *Solis* ist in einer dicken Schreibschrift geschrieben, alles andere in einer einfachen Groteskschrift. Oben rechts auf dem Typenschild befindet sich noch ein Zeichen, bestehend aus der Kontur eines Quadrates innerhalb der Kontur eines zweiten Quadrates. Links davon befindet sich ein »S« mit einem Kreuz darüber in der Kontur einer vertikalen Ellipse. Beide Zeichen sind mir unbekannt. Die Leuchte ist wie gesagt aus rotem Kunststoff. Allerdings stimmt das nicht ganz: Ihr Sockel ist aus schwarzem, der vordere und untere Teil ihres Gehäuses sowie der vordere Teil der Leuchte sind aus beige Kunststoff. Der Teil mit der Lampe befindet sich an einem Teleskoparm aus silbrig glänzendem Metall. Dieser Arm lässt sich auch auf und ab bewegen. Ausgezogen ist er mit 45 Zentimetern fast viermal so lang, wie eingeschoben. Am oberen Ende dieses Arms befindet sich die runde Glühlampe in einem Lampenschirm aus rotem Kunststoff mit beiger Front und einem Reflektor aus weißem Kunststoff. Der gesamte Lampenschirm lässt sich um 360 Grad drehen und etwa um 150 Grad neigen. Im Reflektor, über und unter der Lampe, sind jeweils fünf Schlitze, vermutlich für die Abwärme der Lampe. Auch auf der Hinterseite des Lampenschirms, die aus schwarzem Kunststoff ist, befinden sich horizontale Lüftungsschlitze. Die Vorderseite des unteren Gehäuses ist ebenfalls aus schwarzem Kunststoff. Dort befindet sich, rechts der Mitte, ein silberfarbener Drehschalter, eingelassen in einen weißen Kunststoffring. Mit ihm kann ich meine Tischleuchte an- und ausschalten. Es gibt drei Helligkeitsstufen, die durch I, II, III markiert sind. Diese Zeichen erscheinen in einem Sichtfenster links neben dem Drehschalter. Zwischen den einzelnen Helligkeitsstufen befindet sich jeweils eine Aus-Position, die nicht gekennzeichnet ist.

Name:	Type 82
Marke:	Solis
Maße:	214 × 80 × 91 mm (zusammengeklappt)
Gewicht:	1,3 kg
Material:	Kunststoff, Elektronik
Farbe:	rot, weiß, silber
gekauft:	Brockenstube »Auf dem Wolf« Auf dem Wolf 30 4052 Basel Schweiz 47° 32' 26,4" N 7° 36' 52,8" E
Datum:	2013
bezahlt:	45 Franken
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 182

An der gesamten Leuchte befinden sich sechs sichtbare Schrauben. Vier auf der Unterseite und zwei im Reflektor, links und rechts neben der Lampe. Das Stromkabel, das auf der Rückseite des unteren Gehäuses austritt, ist beige und 2 Meter lang. Am Ende des Kabels ist ein flacher Netzstecker, ebenfalls beige. Auf seinen beiden Seiten steht hochgeprägt *HBH* und auf der Unterseite, zwischen den beiden Stiften des Steckers ist wieder das Zeichen mit dem *s* und dem Kreuz darüber in einer Ellipse. Dann noch ein »D« und ein »A« in einem Kreis und die Zahlen 2,5 und 250, über beziehungsweise unter einer horizontalen Linie in einem Kreis.

Besonders schön finde ich, dass ich meine Tischleuchte nicht nur auf einen Tisch stellen kann. Auf ihrer Unterseite ist eine Vertiefung, um sie an eine Schraube oder einen Haken hängen zu können. Wie bei Wanduhren oder Bilderrahmen. Ihr Drehschalter zeigt dann nach unten. Meine rote Solis-Leuchte aus Kunststoff hat mich, wenn ich mich recht erinnere, 45 Franken gekostet. Sie funktioniert einwandfrei, auch wenn sie sicherlich einige Jahrzehnte alt ist. Wahrscheinlich ist sie älter als ich. Nur in der dritten Helligkeitsstufe, der hellsten, brummt sie laut. Ich werde wohl irgendwann Teile ihrer Elektronik ersetzen müssen. Dann, wenn ich sie geöffnet und repariert haben werde, wird sie wirklich meine Leuchte sein. Vorher muss ich sie aber unbedingt noch von den vielen Holunderpollen befreien, die ihr in allen Vertiefungen und Nuten sitzen. Auf dem Nachhauseweg von der Brockenstube hatte ich Holunderblüten gesammelt und sie in derselben Tasche verstaut wie meine neue Leuchte.

Mein Plattenspieler

Mein Plattenspieler ist ein *Braun PS 550 S*. Ich habe ihn gebraucht für etwa 40 Euro beim Onlineauktionshaus *eBay* gekauft. Seine Abdeckhaube aus transparentem Plexiglas war an der Halterung beschädigt, was für dieses Modell wohl typisch ist. Außerdem war die Lampe der Lichtschranke, die die Positionen des Tonarms erkennt, kaputt. Daraufhin suchte und fand ich einen Schaltplan des *PS 550 S* im Internet und machte dann die Lampe ausfindig. Ich bestellte Ersatz bei *Conrad Elektronik*, wobei der Versand mehr kostete als die Lampe. Wenn ich die metallene Bodenplatte meines Plattenspielers entferne, sind all seine Bauteile gut zugänglich. Ich lötete die neue Lampe an, und alles funktionierte wieder einwandfrei. Nach ein paar Tagen rauchte dann plötzlich ein anderes elektronisches Bauteil und ging kaputt. Es ist jedoch für den Betrieb nicht unbedingt notwendig. Ich habe einen Freund gefragt, der Elektroniker ist. Seitdem, nunmehr schon mehrere Jahre, läuft mein Plattenspieler ohne Probleme. Sein Design ist wohl von Dieter Rams. Zumindest stammt der *PS 550 S* aus seiner Zeit bei dem Herstellerunternehmen Braun. Auch deswegen mag ich diesen Plattenspieler. Auch wenn die Verbindung von Deckel und Gehäuse alles andere als stabil und gut gemacht ist. Die hintere rechte Ecke des Deckels habe ich mit Epoxydharz wieder angeklebt. Eine intakte Abdeckhaube des *PS 550 S* ist ein begehrtes Ersatzteil und wird teuer gehandelt. Gekauft habe ich mir meinen Plattenspieler aber überhaupt erst deswegen, weil er mich an eine ganz besondere Zeit erinnern sollte. Ein ehemaliger Professor von mir nahm seine Studenten von Zeit zu Zeit mit in sein Haus im Piemont. Umgeben von Weinbergen hörten wir dort ausschließlich Musik aus seiner riesigen Schallplattensammlung.

Das Lied *The Hustle* von *Van McCoy & The Soul City Symphony* ist mir davon besonders in Erinnerung geblieben, denn wir legten es oft auf den dortigen Plattenspieler von *Bang & Olufsen* auf. Diese Zeit ist mir in guter Erinnerung und jedes Mal, wenn ich nun meinen Plattenspieler sehe oder an ihn denke, aber auch wenn ich dieses Lied höre, erinnere ich mich an sie.

Der *PS 550 S* besitzt einen grünen, runden *ein/aus*-Schalter, einen schwarzen Drehschalter für minimale Korrekturen der Drehgeschwindigkeit, zwei Tasten für die Geschwindigkeiten 45 und 33 Umdrehungen in der Minute, eine *stop*-Taste und ein Kipprad mit drei weiteren Tasten um den Tonarm anzuheben, zu versetzen und abzusenken. Neben dem Tonarm gibt es noch ein Einstellrad, von dem ich nicht genau weiß, was ich damit einstellen kann. Ich habe es bisher in seiner Position nicht verändert. Das Besondere am *PS 550 S*, finde ich, sind seine Tasten. Es sind jeweils zwei dünne Metallstreifen, zwischen denen ich durch eine leichte Berührung mit einem meiner Finger eine elektrische Verbindung herstelle. Lege ich meinen rechten Zeigefinger zum Beispiel auf die Taste 33, ertönt wenige Sekunden später Musik. Anfangs sehr tief und verzerrt, denn der Riemen,

Name:	PS 550 S
Marke:	Braun
Maße:	50 × 11 × 33 cm
Gewicht:	8,4 kg
Material:	Kunststoff, Metall Elektronik
Farbe:	schwarz
bestellt nach:	Luisenstraße 22 78464 Konstanz Deutschland 47° 40' 17,1" N 9° 11' 06,6" E
Datum:	2012
bezahlt:	ca. 40 Euro
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 183

der den Plattenteller antreibt, rutscht durch, und so helfe ich ihm meist, die nötige Geschwindigkeit zu erreichen, indem ich die Platte von Hand etwas beschleunige. Halten kann mein Plattenspieler das korrekte Tempo dann alleine.

Mein Braun ps 550 s ist mein erster und einziger Plattenspieler. Als ich ihn mir kaufte, besaß ich auch noch überhaupt keine Schallplatten. Um ihn ausprobieren zu können, musste ich mir eine Jazzplatte meines Vaters leihen. Erst nach und nach habe ich mir eigene Platten gekauft. Ich habe ihn an den *Technics*-Verstärker meiner Mutter angeschlossen, den ich schon lange benutze. An ihn wiederum habe ich zwei *Canton*-Lautsprecher mit je 100 Watt Musikbelastbarkeit und einem Frequenzumfang von 28 bis 30.000 Hertz angeschlossen. All diese Geräte sind mehrere Jahrzehnte alt, wahrscheinlich sogar älter als ich. Ich behandle sie pfleglich, und alle funktionieren sie ohne Probleme. Als ich damit begann, mir eigene Schallplatten zu kaufen, tat ich dies meistens in Gebrauchtwarengeschäften oder auf Flohmärkten. Selten kaufe ich auch ganz neue Platten, wie zum Beispiel zu meinem ersten Studienabschluss. Ich machte mir selbst ein Geschenk und kaufte mir das Album *The Suburbs* der kanadischen Band *Arcade Fire*. Jetzt gerade – ich sitze im Wohnzimmer vor meinen *iPad* und schreibe diesen Text – steht neben mir, auf einer Kommode, mein Plattenspieler. Es läuft gerade die B-Seite der *Gulag-Orkestar*-Platte der US-amerikanischen Band *Beirut*. Ich habe sie mir dieses Jahr in einem kleinen Plattenladen im Istanbuler Stadtteil Karaköy gekauft. Neben der Musik mag ich das Foto auf dieser Plattenhülle sehr gern. Darauf stehen zwei junge Frauen, an ein weißes Auto mit russischem Kennzeichen gelehnt, am Straßenrand einer Landstraße. Die linke trägt einen grauen Mantel und eine braune Hose, die rechte ein kurzes schwarzes Kleid mit rotem Unterrock. Es fällt mir nicht schwer, mir diese beiden Frauen über eine russische Landstraße fahrend vorzustellen, während aus dem Autoradio die Musik von Beirut schmettert. Auf der Rückseite der Plattenhülle steht, dass das Foto – herausgerissen aus einem Buch – in einer Leipziger Bibliothek gefunden wurde. Der Fotograf ist unbekannt. Auch ich kenne den Vorbesitzer meines Plattenspielers nicht. Und er wird wohl kaum Beirut oder Arcade Fire darauf gespielt haben. Manchmal frage ich mich, ob gewisse Musik dem Plattenspieler, dem Verstärker und den Lautsprechern besser bekommt als andere. Ich lege zum Ausgleich lieber noch einmal Arcade Fire auf. Man kann ja nie wissen.

Mein Laptop

Ich glaube, ich kenne fast niemanden mehr, der keinen Laptop hat. Meine Kommilitonen und Freunde zumindest haben alle einen. Auch ich. Besonders an meinem ist sein Alter. Es ist ein *MacBook Pro* von *Apple* aus dem Jahr 2006. Inzwischen ist er also über sieben Jahre alt. Das ist für einen Computer sehr alt. Ich bekam ihn damals von meinem Vater als Geschenk. Er war mein erster eigener Computer. Er ist silbrig matt und etwas größer als ein DIN A4 Blatt – seine Bildschirm-diagonale beträgt 15 Zoll. Seine Oberfläche ist rundherum nahezu vollständig aus Aluminium. Nur an den Kanten befindet sich überall eine schmale Leiste aus grauem Kunststoff. Als mein Laptop neu war, baute Apple die Gehäuse noch nicht aus einem einzigen Stück Aluminium, wie sie es heute tun. Auf der Rückseite des aufklappbaren Bildschirms befindet sich das Zeichen von Apple: die Silhouette eines angebissenen Apfels. Dieser leuchtet weiß, wenn der Laptop eingeschaltet ist, durch die Hintergrundbeleuchtung des Bildschirms. Der Bildschirm selbst ist schwarz, wenn er ausgeschaltet ist. Dann ist der Apfel milchig trüb. Der Bildschirm meines MacBooks hat 1280 mal 800 Pixel. Im Innern – ich selbst habe es noch nie geöffnet –, befindet sich ein *Intel-Core-Duo*-Prozessor mit 2,0 Gigahertz, 2 Gigabyte RAM und eine 80-Gigabyte-Festplatte. Die Grafikkarte, eine *ATY, RadeonX1600* hat 128 Megabyte Speicher. Außerdem hat mein Laptop noch ein CD/DVD-Laufwerk, das lesen und schreiben kann. Allerdings war schon 2006 abzusehen, dass die CD (Compact Disc) und auch die DVD (Digital Video Disc) nicht mehr lange in Gebrauch sein würden. Leider gab es damals noch keine Laptops dieser Größe ohne ein solches Laufwerk. Ich habe es darum alternativlos hinnehmen müssen und über die Jahre kaum benutzt. Ich hätte schon damals gern einen größeren Akku oder eine größere Festplatte gehabt als dieses Laufwerk. Oder einfach nur einen kleineren, leichteren Laptop. Aber das *MacBook Air*, dem ein solches Laufwerk fehlt und das daher sehr viel kleiner und leichter sein kann, war damals noch Zukunftsmusik. Mein Laptop besitzt noch zwei USB-2.0-Steckplätze, je einen Mikrofon- und Kopfhörersteckplatz, einen DVI-Steckplatz, Ethernet, FireWire 400, einen PCI-Kartensteckplatz, eine kleine Kamera für Videochats und einen Infrarotempfänger für eine kleine Fernbedienung. Seine Tastatur ist eine deutsche QWERTZ-Tastatur mit neunundsiebzig Tasten. Als Betriebssystem läuft auf meinem MacBook Pro inzwischen *MacOSX 10.6.8*, besser bekannt als *Snow Leopard*. *OSX 10.7 Lion*, *OSX 10.8 Mountain Lion* und *OSX 10.9 Mavericks* – die aktuellste Version von *osx* – laufen nicht mehr auf meinem Prozessor. Als ich den Laptop bekam, war gerade *OSX 10.4 Tiger* aktuell. Dann kam *OSX 10.5 Leopard* und dann eben *Snow Leopard*, meine aktuelle Version.

Als ich 2010 den Sommer über in Berlin gearbeitet habe, reagierte mein Laptop immer öfter nicht mehr. Sein Bildschirm fror ein, und ich musste ihn ausschalten und neu starten. Irgendwann brachte ich

Name:	MacBook Pro
Marke:	Apple
Maße:	356 × 242 × 28 mm
Gewicht:	2,5 kg
Material:	Aluminium, Kunststoff, Elektronik
Farbe:	silber
bekommen:	Fliederstraße 15 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 57,5" N 9° 42' 47,3" E
Datum:	2006
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 184

ihn in ein Computergeschäft, das mir empfohlen worden war, zur Inspektion. Dort sagten sie mir, dass der Grafikchip beschädigt sei und überhitze. Da dieses Bauteil dieses MacBook Pro fest auf seinem Motherboard verbaut ist, hätte man dieses austauschen müssen, was über 700 Euro gekostet hätte. Das war mir das Ganze nicht wert, da ich ja anscheinend nur für viel Kühlung sorgen musste. Seitdem lasse ich ständig eine Erweiterung der Systemeinstellungen laufen, die die Drehzahl der beiden eingebauten Lüfter anhebt. Ich habe diesen Text auf genau diesem Laptop geschrieben, meinem alten MacBook Pro von Apple aus dem Jahr 2006. Er läuft also noch immer. Inzwischen lege ich stets automatisch ein Buch unter seine hintere Kante, damit er auch von unten etwas Luft bekommt. Und da ich seit einigen Jahren fast alle meine Daten im Internet speichere, habe ich auch keine Angst vor einem plötzlichen Datenverlust, sollte mein Laptop schließlich doch den Geist aufgeben.

Als mir im Sommer 2010 klar wurde, dass mein Laptop nicht mehr so gut wie neu war, habe ich mir einen neuen Computer gekauft. Einen *iMac*. Damals gab es das erste *MacBook Air* zwar schon, aber seine Leistung lag noch weit hinter den Anforderungen meines Arbeitsalltags als Designer zurück. Also entschied ich mich für einen Desktopcomputer. Er ist heute mein hauptsächliches Arbeitsgerät, und gerade überarbeite ich diesen Text an ihm. Wenn ich in einem halben Jahr mit dieser Arbeit hier und damit mit meinem Studium fertig bin, gibt es vielleicht endlich das MacBook Air mit Retinadisplay. Das ist Apples Name für einen Bildschirm, auf dem das menschliche Auge bei einem normalen Abstand keine einzelnen Pixel mehr erkennen kann. Ich werde es mir wahrscheinlich kaufen, und dann darf mein erster eigener Computer in seinen wohlverdienten Ruhestand. Für mich geht dann das Berufsleben los. Eine schöne Gleichzeitigkeit. Aber ich werde ihn wohl noch lange als Erinnerungsstück aufbewahren.

Meine Tasse

Ich habe eine Lieblingstasse. Sie steht bei meiner Mutter daheim im Küchenschrank und gehörte zuvor ihrem Vater, meinem Großvater, und war auch seine Lieblingstasse. Besonders ist für mich an ihr jedoch, dass sie eine besonders dicke Wand besitzt. Immer wieder sehe ich mich in Geschäften oder bei Freunden nach ähnlichen Tassen um, aber noch konnte ich keine mit solch einer dicken Wand entdecken. Dabei schätze ich gerade diese dicke Wand so sehr an ihr. Ich könnte sie also nicht ohne Weiteres ersetzen, und allein dieser Umstand macht sie sehr wertvoll für mich. Sie besteht völlig aus weißem Steinzeug und hat keinerlei Aufdrucke oder Stempel. Auch deswegen wäre es schwer, ein weiteres Exemplar dieser Tasse ausfindig zu machen. Um morgens meinen Tee zu trinken, ist sie für mich die ideale Tasse, denn sie hat nichts von der filigranen Zerbrechlichkeit feiner Teetassen, die ich erst ab dem Nachmittag schätze. Ihre Wand ist 7,5 Millimeter dick und umschließt damit meinen Tee mit dem für eine Tasse größtmöglichen Selbstbewusstsein. Stöße und unsanftes Abstellen beeindrucken sie dabei überhaupt nicht. Sie ist rund, und im Prinzip hat sie die Form eines ausgehöhlten Zylinders mit Boden und einem Henkel an einer Seite. Durch das Loch, das ihr Henkel bildet, passt mit Leichtigkeit jeder einzelne meiner Finger. Ich habe Tassen mit Henkeln, durch die nicht einmal mein kleiner Finger passt, nie richtig gemocht. Es hat etwas Heuchlerisches, Dinge für Menschen so zu gestalten, dass sie sich gerade nicht ideal für ihre Proportionen eignen, auch wenn sich diese Henkelchen natürlich trotzdem greifen lassen. Auch drückt die Unterseite des Henkels meiner Tasse nicht schmerzhaft auf meine unter ihm liegenden Finger, wie das leider bei so vielen anderen Tassen der Fall ist. Dies fällt bei meiner Tasse besonders ins Gewicht, denn sie wiegt leer bereits 450 Gramm. Bei einem Innendurchmesser von 79 Millimetern fasst sie ein Volumen von genau 400 Millilitern, was sie gefüllt auf über 800 Gramm bringt. All diese Eigenschaften – ihre behäbige Form, ihre dicke Wand und ihr hohes Gewicht – bringen meine Tasse an den Rand des Begriffs der Tasse. Mit einem Verhältnis von Höhe zu Breite von 1,46:1 und ihrem Fassungsvermögen, distanziert sie sich deutlich von der klassischen Kaffee- und Teetasse, die ein Höhen-Breiten-Verhältnis von 1:1 beziehungsweise 1:2 und ein Fassungsvermögen von 200 bis 250 Millilitern besitzt. Das Wort *Tasse* wurde im 16. Jahrhundert aus dem französischen *tasse* entlehnt, das wiederum aus dem arabischen Wort für *Schälchen* übernommen wurde und seinerseits aus dem persischen Wort für *Becken*; *Untertasse* stammt. Schon eher bewegt sich meine Tasse in die Richtung des Begriffs *Becher* oder dessen amerikanischer Übersetzung *mug*. Beide sind höher als breit und fassen normalerweise 300 bis 400 Milliliter – 12 fluid ounces –, was auch hier meine Tasse an den Rand dieser Begriffe bringt. Gemein ist dem Becher beziehungsweise dem Mug und meiner Tasse allerdings, dass sie alle einen Gebrauch mit einer Untertasse vollkommen ausschließen.

Name:	—
Marke:	—
Maße:	127 × 87 × 94 mm
ø innen:	79 mm
Wandstärke:	7,5 mm
Größe:	400 ml
Gewicht:	450 g
Material:	Steinzeug
Farbe:	weiß
bekommen:	Fliederstraße 15
	88147 Achberg
	Deutschland
	47° 36' 57,5" N
	9° 42' 47,3" E
Datum:	ca. 2011
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 185

Eine Untertasse, die ein Abstellen meiner über 800 Gramm schweren Tasse aushalten soll, käme einem vollwertigen Speiseteller gleich und brächte das Gewicht dieser Kombination auf gut über ein Kilogramm, was mein morgendliches Teetrinken zum Kraftakt machen würde. Dass ich in meiner Tasse jemals Tee verschüttet habe – nur das würde eine Untertasse rechtfertigen –, daran kann ich mich nicht entsinnen. Viel zu sicher schirmt sie ihren Inhalt vor äußeren Einflüssen ab und gleicht eher einem tiefen Brunnenschacht als einem flachen See. Vielleicht ist meine Tasse die deutsche Interpretation eines amerikanischen Mug, der wohl mit den Alliierten Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts nach Europa kam. Dafür, dass meine Tasse zumindest in Europa gefertigt wurde, spricht, dass meine Großeltern nie in den USA gewesen sind, und auch die fast jugendstilähnliche oder an barocke Formen erinnernde Ausformung ihres Henkels. Er ist plump an den Körper meiner Tasse angeformt, und man erkennt noch gut die unsauberen Spachtelstriche am Übergang zum Tassenkörper. Er besitzt jedoch, unter seinem Loch, eine ihn stützende Verlängerung, die beidseitig eine dreieckig-geschwungene Vertiefung aufweist. Diese lässt seine äußere Form zum geschwungenen Band werden, was ihm nicht nur etwas Ornamenthaftes verleiht, sondern auch im Widerspruch zur Formensprache des Tassenkörpers steht, der alles andere als geschwungen, leicht oder verspielt ist. Meine Tasse, mich, und ich denke auch meinen Großvater, lassen diese Tatsachen völlig kalt. Diese Tasse ist schlichtweg eine gute Tasse, denn aus ihr zu trinken funktioniert in hervorragender Weise. Außen, recht weit unten an ihrer Wand, hat sie eine kleine, fast 1 Millimeter tiefe Macke – so dick ist die Glasur meiner Tasse, die an dieser Stelle abgesprungen ist. Eine ähnliche Macke befindet sich auf der Unterseite meiner Tasse, und auch ihr oberer Rand weist viele kleine Macken und Schründen auf. Es muss jeweils ordentlicher Gewalteinwirkung bedurft haben, um diese kleinen Stücke aus ihr herauszubrechen. Meine Tasse ist eines der Dinge, die meinem unachtsamen Umgang mit ihnen durch ihre Qualität weit überlegen sind und ihn daher stoisch hinnehmen. Fiele sie mir einmal aus der Hand, wäre wohl eher eine Macke im Fußboden als eine an meiner Tasse. Wenn ich bei meiner Mutter zu Besuch bin, trinke ich aus ihr jeden Morgen meinen Tee, und ich kann mir nicht vorstellen, dass ihr dicker Rand, über den der Tee dabei in meinen Mund gelangt, dessen Geschmack nicht beeinflusst. Mit dieser Vorstellung verleihe ich ihr jene Grazie und Raffinesse, die ihrer Form fehlt – und so ist diese Tasse für mich vollkommen.

Meine Jeans

Ich habe eine lange Zeit meiner Kindheit keine Jeans getragen. Warum, weiß ich nicht mehr, aber irgendwie wollte ich nicht. Ich trug Stoffhosen. Irgendwann, mit zwölf oder dreizehn vielleicht, trug ich meine erste Jeans. Warum ich mich auf einmal dazu entschloss, weiß ich ebenfalls nicht mehr. Auf jeden Fall trage ich seit jenem Tag mehrheitlich Jeans. Die meisten viele Jahre. Anfangs hatte ich zwei der Marke *Black Smith*. Beide mochte ich sehr. Leider habe ich diese Marke aber seitdem nirgendwo auf der Welt wieder gefunden. Eine der beiden zerschnitt ich 2007 in Los Angeles zu einer kurzen Hose, da es dort im November wärmer war, als ich vermutet hatte. Natürlich kaufte ich mir damals in Amerika eine *Levi's*. Sie ist mir allerdings zu groß, und deshalb mag ich sie nicht. Schon länger bevorzuge ich Jeans der Marke *És*. Inzwischen besitze ich drei Jeans dieser Marke. Zwei davon haben besondere Taschen. In der einen ist in der rechten Hosentasche eine weitere Tasche eingenäht, die sich mit einem Druckknopf verschließen lässt. Ich meine nicht die kleine fünfte Tasche, die nahezu alle Jeans besitzen, sondern eine sechste Tasche, die sich unten in der rechten großen Tasche dieser Jeans befindet. Mein Handy passt dort genau hinein. Der Druckknopf verhindert, dass es herausrutscht, aber auch, dass es beim Gehen übermäßig in der Tasche schlackert. Auch eine solche, gleichermaßen praktische Tasche habe ich bis jetzt leider kein zweites Mal gefunden.

Meine zweite *És*-Jeans besitzt eine mit einem Reißverschluss verschließbare fünfte Tasche. Das ist vielleicht nicht so außergewöhnlich wie die Druckknopftasche, aber da ich meine Schlüssel stets in dieser kleinen fünften Hosentasche aufbewahre, gibt mir der Reißverschluss ein zusätzliches Gefühl der Sicherheit. Meine dritte *És*-Jeans hat leider keine besondere Tasche. Dafür ist im Hosenbund ein dunkelblaues Schuhbündel eingenäht. Damit lässt sich die Hose auch ohne Gürtel tragen. Beim Skaten – *És* stellt vor allem Produkte für Skateboarder her – können Gürtelschnallen bei Stürzen schmerzhaft sein, und durch dieses Bündel bannt man diese Gefahr. Ich liebe es, wenn Dinge eine Funktion haben, deren Grund eine Tätigkeit ist. Bei ihrem Gebrauch freue ich mich dann jedes Mal darüber, dass jemand wirklich darüber nachgedacht hat, was ich mit seinem Produkt anstellen werde, und er sich darum gekümmert hat, dass es sich möglichst ideal dafür eignet. Eigentlich sollte Funktionskleidung dieses leisten. Aber bis heute verstehe ich nicht, warum an vielen Jacken die Reißverschlüsse der Taschen nicht nach unten aufgehen. Denn einhändig kann man eine Jackentasche nur nach unten bedienen. Und mir ist keine Situation bekannt, in der ich je eine Tasche in Eile verschließen musste. Ich war immer nur in Situationen, in denen ich schnell an den Inhalt meiner Tasche gelangen wollte – an ein klingelndes Handy, ein Taschentuch, was auch immer. Und an etwas nur mit beiden Händen zu kommen finde ich deutlich frustrierender, als etwas nur mit beiden Händen wieder verstauen zu können. Allein die Tatsache, dass es die

Name:	—
Marke:	Naked & Famous
Größe:	32, »SuperSkinnyGuy«
Maße:	ca. 1090 × 410 × 45 mm
Gewicht:	ca. 550 g
Material:	Baumwolle, Metall
Farbe:	dunkelblau
gekauft:	Löwenzahn Sankt Alban-Vorstadt 66 4052 Basel Schweiz 47° 33' 15,0" N 7° 35' 55,5" E
Datum:	2013
bezahlt:	100 Franken
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 186

Bezeichnung *Funktionskleidung* gibt, suggeriert ja, dass gewöhnliche Kleidung nicht funktioniert.

Seit ich in Basel wohne, führt mich mein Weg zu meiner Hochschule durch eine wunderschöne Straße der Altstadt. In ihr gibt es kleine Restaurants, unzählige Goldschmiede und einen unscheinbaren Herrenschnneider namens *Löwenzahn*. Dieses Geschäft ist eigentlich nur ein mittelgroßer Raum. Zur Straße hin gibt es zwei Schaufenster, die stets liebevoll und einfallsreich dekoriert sind. Zwischen ihnen befindet sich die Eingangstür. Jedesmal wenn ich dort vorbeikomme schaue ich mir die Auslage an. Und jedesmal erschrecke ich über die hohen Preise. Ich habe keinen Zweifel daran, dass jedes Stück seinen Preis wert ist; aber für mich als Student ist es unerschwinglich, mich dort einzukleiden. Letzten Februar allerdings lagen ein paar Jeans im Schaufenster. Dunkle, schlichte Farben der Marke *Naked & Famous* aus Japan. Und alle um die Hälfte reduziert. Statt 200 Franken kostete die dunkelblaue, die ich kaufte, nur 100. Der Besitzer des Ladens brachte mir gleich die richtige Größe, ließ sie mich in Ruhe anprobieren und bestätigte mir ihren Sitz mit zurückhaltender Freundlichkeit. Ihr Stoff ist unbehandelter Jeansstoff, und ich musste sie eine Nacht in kaltem Wasser einweichen, bevor ich sie tragen konnte. Anfangs war sie steif wie ein Stück Holz, aber nach ein paar Wochen wurde sie weicher. Sie hat weder besondere Taschen noch irgendwelche Verzierungen. Sie ist eine völlig gewöhnliche Jeans von unglaublich hoher Qualität. Und genau deswegen gefällt sie mir so gut. Ich habe an diesem Tag bei Löwenzahn noch eine Jeans anprobiert. Eine schwarze, mit Kaschmirwolle im Jeansstoff. Meine Beine haben sich noch nie so wohl in einem Kleidungsstück gefühlt. Trotz des halben Preises kostete die Hose noch immer 160 Franken, und ich verzichtete. Inzwischen denke ich, ich hätte sie kaufen sollen.

Meine Armbanduhr

Meine Armbanduhr ist eine goldfarbene *Nixon Player*. Ein Freund hat sie mir aus den USA geschickt, da sie dort deutlich günstiger ist als hier in Europa, und ich habe sie seit ein paar Jahren. Eigentlich aber ist sie meine zweite Nixon-Player-Armbanduhr. Als ich nach meinem Abitur in den USA war, hatte ich mir dort meine erste Player gekauft. In Schwarz. Ich hatte davor eigentlich nie Uhren getragen, aber dieses Modell gefiel mir schon lange. Heute trage ich meine Player unregelmäßig, eher als Schmuck als wegen ihrer Funktion, die Zeit zu messen. Beim gemütlichen Radfahren oder beim Snowboarden jedoch nutze ich sie, da es dann einfacher für mich ist, auf meine Armbanduhr zu sehen als ständig mein Handy aus meiner Tasche holen zu müssen. Die Nixon Player ist eine recht schlichte Uhr, sieht man von der goldenen Farbe meines Modells einmal ab. Ihr Gehäuse und ihr Band sind aus Metall und sie besitzt ein elektrisches Quarzwerk. Die Form ihres Gehäuses ist rechteckig mit abgerundeten Ecken und breiter als hoch. An der rechten Seite des Gehäuses sitzt die für analoge Uhren typische Krone zum Einstellen der Uhrzeit. Das Ziffernblatt ist ebenfalls goldfarben. Oben in der Mitte steht NIXON in goldenen Buchstaben. Unten in der Mitte sitzt ein kleiner Industriediamant. Sonst sind auf dem Ziffernblatt keine weiteren Markierungen. Der Sekundenzeiger ist schmal und lang, der Minuten- und Stundenzeiger verjüngen sich nach außen. Die beiden sind sogenannte Dauphine-Zeiger. Entlang ihrer Mitte sind sie ganz leicht nach unten geknickt. Die dabei entstehenden vier Seiten dieser beiden Zeiger reflektieren durch den so entstehenden unterschiedlichen Winkel ihrer Seiten das Licht jeweils unterschiedlich. So ist eine Seite der Zeiger stets heller als die andere.

Außen am Gehäuse, über und unter dem Glas, welches das Ziffernblatt abdeckt, ist das Zeichen von Nixon eingraviert. Es ist ebenfalls auf der Krone hochgeprägt und ein weiteres Mal auf dem Verschluss des Armbandes eingraviert. Dort steht auch noch einmal NIXON. Im Verschluss ist STAINLESS STEEL eingraviert. Auf der Unterseite des Gehäuses ist ein Deckel, fast so groß wie das Gehäuse selbst. Er ist mit vier Kreuzschlitzschrauben befestigt. Auf ihm ist eingraviert:

NIXON
YES IT'S REAL
THE PLAYER
100 M Stainless Steel
JAPAN MOV'T
101

Ich trage Uhren stets an meinem rechten Arm. Nur nicht an jenem einen Abend, 2009 in Barcelona in Spanien. Ich hatte meine erste, meine schwarze Player im Mietauto liegengelassen, in das am selben Abend eingebrochen wurde. Die rechte hintere Seitenscheibe war

Name:	Player
Marke:	Nixon
Maße Gehäuse:	44,25 × 40 × 11,8 mm
Gewicht:	129 g
Material:	Metall, Elektronik
Farbe:	gold
bestellt nach:	Campus Village Apt. 230E, 500 N Chev Flint, MI 48504 USA 43° 00' 45,8" N 83° 42' 40,7" W
bekommen:	Luisenstraße 22 78464 Konstanz Deutschland 47° 40' 17,1" N 9° 11' 06,6" E
Datum:	1. Oktober 2010
bezahlt:	ca. 225 US-Dollar
Bedeutung:	Statussymbol
Abbildung:	Seite 187

eingeschlagen worden und viele meiner Dinge waren weg – auch meine schwarze Nixon Player. So kam es, dass ich einige Zeit später einen guten Freund fragte, ob er mir eine neue Player aus den USA schicken könne. Und besser als Schwarz ist nur Gold. Mit dieser Farbwahl bin ich auch dann noch der einzige, wenn andere ebenfalls eine Nixon Player tragen. Sie ist so etwas wie die Uhr der Snowboard- und Skateszene. Das fiel mir besonders auf, als einmal fast alle am Tisch sitzenden Snowboarder eine Player trugen. Goldfarben aber war als einzige meine.

Das Armband meiner ersten Player ließ ich in einem Uhrengeschäft in Chicago in den USA auf die richtige Länge für meine schmalen Handgelenke kürzen. Das meiner zweiten in Konstanz am Bodensee in einem Geschäft für so allerlei. Von Schuhreparaturen bis Schlüsselanfertigungen und Schildergravuren konnte man hier alles bekommen. Im Juweliergeschäft hatte die Dame hinter dem Tresen meines Erachtens viel zu viel Geld für das Kürzen eines Uhrenarmbands und meine daraus resultierende lebenslange Verbundenheit zu ihrem Geschäft verlangt. Daher ging ich in das kleine Geschäft gegenüber. Der Herr – er muss der Besitzer gewesen sein – ging leider recht grob mit meiner Uhr um. Um das Band zu kürzen, ist ein dünner Stift aus einem der Glieder herauszudrücken, damit einzelne Glieder entfernt werden können. Der Herr hämmerte mit roher Gewalt darauf ein, so, wie ich es auch daheim hätte bewerkstelligen können. Es blieb wenigstens bei wenigen kleinen Kratzern an den Seiten des Armbandes. Über die Jahre zog ich meine Player selbst stark genug in Mitleidenschaft, so dass mich die kleinen Kratzer und Macken nicht mehr stören. Selbst nach dem Kürzen des Bandes sitzt sie recht locker an meinem rechten Handgelenk, und es gibt eine Position, in der ihr Gehäuse nach unten rutscht. Die Uhr umrundet dann meinen Arm zur Hälfte und hängt anschließend, kopfüber etwa fünf Zentimeter hinter meiner Handfläche. So kommt es, dass ich sie, vor allem beim Bestellen von Getränken in Bars, des öfteren mit ihrem Glas auf den Tresen auflege. Daher besitzt meine Player etwas über der Mitte fünf längliche, horizontale Kratzer in ihrem Glas. Auch weiter unten, an der Stelle, an der der Diamant sitzt, sind Spuren von Schlägen zu sehen. Die gesamte untere Kante des Glases ist eingekerbt. Anfangs schmerzte mich natürlich jede noch so kleine Spur des Gebrauchs an meiner Uhr. Inzwischen habe ich diese Kratzer und Kerben akzeptiert. Sie sind nur eine andere Form, die Zeit zu messen.

Mein Schlüsselbund

Mein Schlüsselbund besteht aus vier Schlüsseln, die an einem silberfarbenen Metallschlüsselring hängen. Da sind zunächst mein Hausschlüssel und der Schlüssel für die Räume meines Studiengangs. Sie ähneln einander sehr. Beides sind moderne Sicherheitsschlüssel mit vielen runden Vertiefungen in verschiedenen Größen auf allen Seiten des Schlüsselbarts – sogar auf den Schmalseiten. Auf meinem Hausschlüssel steht *PATENT*, und auf meinem Schlüssel für die Hochschule *PAT*. Ihre Funktionsweise ist demnach wohl patentiert. Der Hausschlüssel ist komplett aus silbrig glänzendem Metall. Auf ihm steht noch:

KESO
ASSA ABLOY
SWISS
MADE

und auf der anderen Seite:

NO640663

Ich denke, diese Nummer ist eine Modellbezeichnung.

Der Schlüssel für die Hochschule ist aus demselben Material. Er sieht zumindest gleich aus und fühlt sich auch an wie mein Hausschlüssel. Er ist etwas kürzer, und auf der einen Seite ist ein Ring aus schwarzem Kunststoff in ihn eingelassen. Zu welchem Zweck, weiß ich nicht. Vielleicht ist es ein Magnet oder ein Sensor? Das Auffälligste an ihm ist aber der gelbe Kunststoffkopf, der meinen Hochschulschlüssel umgibt. Auf ihm steht hochgeprägt:

KABA®
elostar

und auf der anderen Seite:

GRIEDER
RZ7751
01014XXX
59

Mit diesem Schlüssel gelange ich jeden Tag in der Woche rund um die Uhr in die Räume meines Studiengangs und an meinen Arbeitsplatz. Mit ihm kann ich auch die beiden Rolltore öffnen, die nachts die Durchgangspassage verschließen, in der der Eingang unseres Gebäudes liegt. Er öffnet unzählige Türen in diesem Gebäude (manche natürlich nicht), und nur mit ihm kann ich mit dem Aufzug in bestimmte Stockwerke fahren. Ich habe ihn, wie meine Kommilitonen, an meinem ersten Studientag erhalten und werde ihn wohl bald wieder abgeben müssen. Dann, wenn ich mein Studium in Basel beendet haben werde.

Meinen Hausschlüssel habe ich erst seit Februar 2013, obwohl ich

Marke:	Keso, Kaba, Lacie, —
Maße:	80 × 28 × 25 mm
Gewicht:	47 g
Material:	Metall, Kunststoff, Elektronik
Farbe:	silber, gelb, schwarz
bekommen:	
Keso:	Hirzbodenweg 47 4052 Basel Schweiz 47° 32' 59,3" N 7° 36' 29,6" E
Kaba / AA774:	HGK Masterstudio Design Steinentorstrasse 30 4051 Basel Schweiz 47° 33' 05,4" N 7° 35' 17,4" E
Lacie (bestellt):	Fürstengutweg 8 78462 Konstanz Deutschland 47° 40' 00,1" N 9° 10' 00,8" E
Datum:	
Lacie:	2008
andere:	2012 bzw. 2013
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 188

schon seit dem davorliegenden Oktober in dem Haus wohne. Es war so: Die Besitzerin des Hauses, in dem wir als Wohngemeinschaft zu siebt leben, wurde bei sich daheim überfallen, niedergeschlagen und ausgeraubt. Sie ist eine rüstige ältere Dame und muss sich gegen die nächtlichen Angreifer gewehrt haben. Da sie wohl mehrere Wohnungen oder Häuser besitzt, bewahrte sie die Schlüssel dazu zusammen mit den dazugehörigen Adressen auf. Das bemerkte die Polizei, die wohl kurze Zeit nach dem Raubüberfall bei unserer Vermieterin eingetroffen war. So kam es, dass nachts um zwei Uhr eine Polizistin neben meinem Bett stand, mir mit einer großen Taschenlampe ins Gesicht leuchtete und mein Zimmer nach Einbrechern durchsuchte. Da ich fest schlief, kann ich mich nur an Stimmengewirr auf dem Flur erinnern und daran, dass zuvor die Klingel ein paarmal läutete. Da mein Zimmer aber nicht besonders nahe zu unserer Eingangstür liegt, schlief ich weiter. Die Polizei durchsuchte in dieser Nacht noch unser ganzes Haus. Die Einbrecher waren allerdings nicht gekommen. Zur Sicherheit veranlasste die Polizei dann aber, dass das Schloss in unserer Haustür ausgetauscht wurde. Dies geschah ebenfalls noch in derselben Nacht, und am nächsten Morgen lagen sieben neue Schlüssel auf dem Küchentisch – perfekter Service. Das in der Nacht eingebaute Schloss war allerdings nur eine Übergangslösung, bis etwa eine Woche später wieder ein anderes, wahrscheinlich sichereres, eingebaut wurde. Und wieder lagen sieben neue Schlüssel auf dem Küchentisch. Bezahlen mussten wir nichts. Der Hausschlüssel an meinem Schlüsselbund ist also mein dritter Schlüssel zu meiner Haustür innerhalb eines Jahres.

Der dritte Schlüssel an meinem Schlüsselbund ist kleiner als die anderen und besteht fast völlig aus schwarzem Kunststoff. Nur sein Bart ist aus silbern glänzendem Metall. Es ist kein moderner Sicherheitsschlüssel. Er sieht eher aus wie für ein Fahrradschloss; sein Bart ist gewellt und hat auf beiden Seiten lange Einkerbungen. Auf ihm steht nur:

AA774

Es ist der Schlüssel zu einem flachen metallenen Rollschrank mit Schubladen, der an meinem Arbeitsplatz in der Universität steht. Ich und alle meine Kommilitonen habe einen solchen Schlüssel zusammen mit einem gelben Schlüssel bekommen. Auch ihn werde ich wieder abgeben, wenn ich mein Studium in Basel beendet haben werde.

Der vierte und letzte Schlüssel an meinem Schlüsselbund ist kein Schlüssel. Er hat nur die Form eines Schlüssels. Es ist ein USB-Stick mit 8 Gigabyte Speicher. Er besteht aus zwei Halbschalen aus silberglänzendem Metall. An seiner Spitze sieht man vier goldene Streifen zur Kontaktübertragung. Auf der anderen Seite sind zwei kleine Vertiefungen. Ansonsten ist seine Oberfläche völlig homogen. Wahrscheinlich war irgendwo mal eine Aufschrift des Herstellers *Lacie*,

aber durch das Scheuern in meinen Taschen ist sie verschwunden. An meinem Schlüsselbund ist er der Gegenstand, den ich am längsten besitze. Ich habe ihn seit über sechs Jahren, und er funktioniert nach wie vor einwandfrei. Alle meinen weiteren Schlüssel die, die sich nicht an meinem Schlüsselbund befinden, habe ich nur bei Bedarf bei mir. Etwa einen Autoschlüssel oder den Schlüssel zu einer anderen Wohnung. Die vier Schlüssel an meinem Schlüsselring jedoch trage ich fast immer bei mir. Immer in der kleinen fünften Tasche meiner Jeans. Die über der rechten Hosentasche. Ich habe eine Jeans, bei der diese Tasche recht klein ist, und es dauert jedesmal doppelt so lange wie bei meinen anderen Jeans, bis ich meinen Schlüsselbund dort herausbekomme. Ich bemühe mich dann stets, daran zu denken, meinen Schlüsselbund Ring-nach-oben in diese kleine Tasche zu stecken. Dann verhaken sich die Schlüssel nicht beim Herausziehen innen im Bund der Tasche.

Meine Laufschuhe

Name:	Air Zoom Elite 3
Marke:	Nike
Größe:	EU 42
Maße:	je 275 × 105 × 125 mm
Gewicht:	l 280 g, r 278 g
Material:	Kunststoff
Farbe:	orange, grausilber
gekauft:	Laufsport Linder Schloßstraße 38 88353 Kiflegg, Deutschland 47° 47' 29,2" N 9° 52' 50,1" E
Datum:	2006
bezahlt:	100 Euro
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 189

Seit meinem neunzehnten Lebensjahr laufe ich regelmäßig. Natürlich mal mehr, mal weniger, aber bis dahin war ich nie gelaufen. Außer in der Schule, wenn wir mussten und ich hasste es, weil ich keine Kondition hatte und daher nicht gut war. Aber irgendwie hatte ich mir mit zwei Freunden in den Kopf gesetzt, nach unserem Abitur gemeinsam einen Marathon zu laufen. Da ich keine Laufschuhe besaß, ging ich in ein Geschäft, das mir empfohlen worden war, um mir welche zu kaufen. Ich probierte mehrere Schuhe an und lief mit jedem einige Minuten auf einem Laufband. Dabei zeichnete eine Kamera meine Bewegungen auf, und der Verkäufer suchte anhand der Bilder einen passenden Schuh für mich. Mit einer engeren Auswahl lief ich einige hundert Meter im Freien. Am Ende entschied ich mich für den *Nike Air Zoom Elite 3*. Die Schuhgröße weiß ich nicht mehr, und der Zettel in der Zunge, auf dem sie aufgedruckt war, ist nicht mehr vorhanden. Es müsste etwa EU 42 sein, und ich glaube, er kostete 100 Euro. Die Schuhe sind grausilbern mit vielen neonorange-ten Elementen. Der linke wiegt 280 Gramm, der rechte 278. An ihm klebt zurzeit wohl etwas weniger Schmutz. Seit nunmehr acht Jahren laufe ich mit diesen Schuhen. Wie weit kann ich nicht genau sagen, da ich immer wieder meine Messmethoden wechselte und die alten Daten nie übertrug oder archivierte. Es müssten zwischen 1000 und 2000 Kilometern sein. Das ist für einen Schuh in Ordnung, für acht Jahre allerdings viel zu wenig. Erst seit dem Jahr 2013 laufe ich regelmäßig längere Strecken von über zehn Kilometern. Seit ein paar Monaten laufe ich 100 Kilometer im Monat. Ich bin froh, dass meine Laufschuhe das noch erleben, denn sie werden bald ausgedient haben: an ein paar Stellen reißt inzwischen auch ihr Gewebe. Ich werde sie aber als Erinnerungsstücke behalten, da ich mit ihnen das Laufen begonnen habe und sie auch bei meinem ersten Marathonstart trug. Das war im Oktober 2007 in Chicago. Meine beiden Freunde und ich hatten Startplätze. Allerdings war ich schließlich der einzige, der überhaupt in Nordamerika war. Meine beiden Freunde reisten nach Südamerika, und so hatte ich eigentlich vor, auch nicht zu laufen. Ich trainierte nur noch sporadisch und lustlos, und meine Kondition ließ mal wieder zu wünschen übrig. Am Tag vor dem Marathon holte ich mir jedoch trotzdem meine Startnummer. Ich war ja sowieso in Chicago, und warum sollte ich nicht einfach gemütlich laufen gehen? Es war das erste Mal, dass ich an einer Sportveranstaltung dieser Größe teilnahm. Es war ein unglaublich schönes und unbeschreibliches Gefühl, und ich habe nur die allerbesten Erinnerungen daran. Alles war perfekt organisiert. Die freiwilligen Helfer waren freundlich und hilfsbereit, und ich hatte jede Menge Spaß. Da es der heißeste Marathon in der Geschichte Chicagos war, gingen 10.000 Läufer gar nicht erst an den Start. Gemeinsam mit den restlichen 30.000 versammelte ich mich im Grant Park am Ufer des Lake Michigan und wartete auf den Start. Ich unterhielt mich mit zwei anderen Läufern,

die mich einluden, mit ihnen zu laufen. Im Nachhinein muss ich sagen, dass ich damals überaus naiv war. Ich hatte überhaupt keinen Plan im Kopf. Ich wusste weder, welche Zeit ich laufen wollte, noch wie weit ich es überhaupt schaffen würde. Ich war überhaupt noch nie mehr als zehn oder zwölf Kilometer gelaufen. Als der Startschuss fiel, lief ich gemeinsam mit meinen zwei neuen Lauffreunden los. Es war ein unglaubliches Gefühl, gemeinsam mit Zehntausenden anderen Menschen durch die gesperrten Straßen Chicagos zu laufen. Als es gleich nach dem Start durch eine große Unterführung ging, johlten und kreischten alle vor Freude, und das Echo kam tausendfach zurück. Allerdings fiel ich nach wenigen Kilometern hinter meine Lauffreunde zurück und lief von da an allein vor mich hin. An den Straßenrändern standen unendlich viele Menschen, die auch die letzten von uns anfeuerten, beglückwünschten und mit Wasser bespritzten. Während des Rennens war es über 30 Grad Celsius warm, was dazu führte, dass der Marathon vorzeitig beendet wurde. Es kam zu einem Todesfall, und über dreißig Läufer mussten in Krankenhäusern versorgt werden. Mir machte die Hitze erstaunlich wenig aus, aber ich hatte mit meiner schlechten Form ohnehin genug zu kämpfen. Ich weiß noch, dass ich zehn Kilometer durchlief, dann aber immer wieder Gehpausen einlegte. Die zigtausenden Zuschauer feuerten mich trotzdem weiter an, was mich unglaublich motivierte. Da die Marathonstrecke in Chicago ein schmaler Rundkurs ist, bei dem die Halbmarathonmarke nahe dem Startpunkt liegt, beschloss ich, mich dort hinzuschleppen und von dort zurück an den Start zu gehen. Ich wechselte immer wieder zwischen Gehen und Laufen, und als ich endlich die Halbmarathonmarke erreichte, verließ ich die Strecke. Ich legte mich auf eine nahe Wiese vor einem Hochhaus und ruhte mich aus. Dann ging ich zurück zum Start. Immerhin war ich am Leben und hatte mich nicht verletzt. An den Schuhen hat es an diesem Tag sicher nicht gelegen. Erst sieben Jahre später lief ich zum ersten Mal wieder die Strecke eines Halbmarathons. Am 28. Juli 2013 lief ich in Basel für mich allein 21,0975 Kilometer weit. Ich brauchte 2:01:02 Stunden dafür. Während dieses Laufs hörte ich durchgehend Musik der US-amerikanischen Band *The National* und trug, wie schon sechs Jahre zuvor in Chicago, meine Nike Air Zoom Elite 3. Diesmal war ich meiner Laufschuhe würdig.

Mein iPad

Seit dem ersten Tag an dem es in Deutschland zu kaufen war, besitze ich ein *iPad* von *Apple*. Ich wohnte damals, am 28. Juli 2010, in Berlin und fuhr nach meiner Arbeit in einem Büro für Szenografie und Ausstellungsgrafik zu einem *Gravis*-Geschäft, einem offiziellen Händler für Apple-Produkte. Ich hatte mir vorgenommen, auf keinen Fall auf Teufel komm raus ein iPad zu kaufen. Wenn ich also anstehen müsste oder schon alle ausverkauft wären, würde ich mir überhaupt kein iPad kaufen. Dem war aber nicht so, und nach ein paar Minuten hatte ich mein neues *iPad 16 Gigabyte Wi-Fi* für 499 Euro. Es war mein erster Tabletcomputer. Am 27. Januar 2010 hatte Steve Jobs ihn in San Francisco vorgestellt und damit die Welt der Computer verändert. Die erste Generation des iPad ist etwas kleiner als ein DIN-A4-Blatt, wiegt 680 Gramm und es ist quasi völlig Bildschirm. Es handelt sich um einen 9,7-Zoll-Multitouch-LCD-Bildschirm und im Innern des iPad steckt ein *Apple-A4*-Chip mit circa 1 Gigahertz und 256 Megabyte RAM. Dieses iPad hat die Art und Weise verändert, wie meine Mutter und ich mit Computern umgehen.

Ein Jahr nachdem ich mein erstes iPad gekauft hatte und die zweite Generation erschien, gab ich mein erstes meiner Mutter und kaufte mir selbst das neue *iPad 2*. Seitdem wischt auch sie mit ihren Fingern über das Glas ihres iPad und ruft so ihre E-Mails auf oder surft im Internet. Ich nutze mein iPad 2 vor allem, um Artikel im Internet zu lesen. Finde ich etwas Interessantes, speichere ich es über den Service *Instapaper*, mache mir Tee und setze mich gemütlich in einen Sessel. Dann ziehe ich ein Bein an, lehne mein iPad 2 dagegen und lese. Ist es ein guter Artikel, veröffentliche ich einen Link dazu über den Kurznachrichtendienst *Twitter*. Ich habe auf meinem iPad 2 in den letzten drei Jahren hunderte von Programmen und Spielen ausprobiert. Ich bin fasziniert von den immer neuen Möglichkeiten und der schnellen Entwicklung dieser Technik. Diesen Text zum Beispiel schreibe ich auf meinem iPad 2 auf einer Bluetooth-Tastatur von Apple. Ich nutze dazu die App *iA Writer*. Es ist meiner Meinung nach eines der besten Programme für das iPad. Es ist ein Texteditor, das auf jegliche Zusatzfunktionen verzichtet. Ich kann mit ihm nur schreiben. Einzig der blinkende Cursor stört mich. Aber einen statischen Cursor habe ich bis heute leider in keinem einzigen Programm gefunden. Ich bin wohl der einzige, dem dieses nervöse Blinken die Konzentration raubt. Später werde ich diesen Text auf den Online-Speicherservice *Google Drive* hochladen und an meinem *iMac*-Computer formatieren und korrigieren. Ganz ersetzt hat mein iPad meine herkömmlichen Computer dann doch noch nicht.

Name:	iPad 2 Wi-Fi 16 GB
	iPad Wi-Fi 16 GB
Marke:	Apple
Größe:	16 Gigabyte
Maße:	
	iPad: 189,7 × 242,8 × 13,4 mm
	iPad 2: 185,7 × 241,2 × 8,8 mm
Gewicht:	
	iPad: 680 g
	iPad 2: 601 g
Material:	Aluminium, Glas,
	Elektronik
Farbe:	silber, schwarz
gekauft:	
	iPad: Gravis
	Ernst-Reuter-Platz 8
	10587 Berlin
	52° 30' 49,4" N
	13° 19' 17,7" E
	iPad 2: Media Markt
	Schneckenburgstraße 2
	78467 Konstanz
	Deutschland
	47° 40' 18,2" N
	9° 10' 10,7" E
Datum:	
	iPad: 28.05.2010
	iPad 2: Frühling 2011
bezahlt:	je 499 Euro
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 190

Mein Handy

Das erste Handy, das ich benutzte, war eines des Unternehmens *Alcatel* und gehörte meiner Mutter. Wiederum ihr erstes Handy. Es war groß, schwer und hatte ein zweizeiliges und einfarbiges Display. Wir konnten damit telefonieren und sms schreiben, bis das Telekom-Guthaben aufgebraucht war. Es war aus grauem Kunststoff, und die Antenne war ein etwa 2 Zentimeter langer Stift, der oben aus dem Gehäuse herausragte. Mit diesem Klotz lebten wir einige Zeit. Ein paar Jahre später bekam ich dann mein erstes eigenes Handy: ein *Siemens SL55*. Das war wohl im Jahr 2003. Es war das absolut schönste Handy, das es damals gab. Gerade einmal 82 mal 45 mal 22 Millimeter groß und federleichte 77 Gramm schwer. Es ähnelte in seiner Form einem Ei, und sein Display besaß 101 mal 80 Pixel, war 30 mal 24 Millimeter groß und konnte 4096 Farben darstellen. Und mich machte es glücklich. Ich durfte es, mit einem Zweijahresvertrag bei *Vodafone*, im *Quelle*-Katalog bestellen. Da es keine eingebaute Kamera hatte, gab es diese als Zusatzbauteil zum anstecken. Die *DigiCam IQP* mit 640 mal 480 Pixeln Auflösung und Blitz. Noch immer ist es in seiner Form ein sehr gutes Handy. Leider habe ich es auf *eBay* verkauft, als ich mir, zwei Jahre später, mein zweites Handy kaufte. Ein *Sony Ericsson K750i*. Es war 100 mal 46 mal 20,5 Millimeter groß und wog 99 Gramm. Sein Bildschirm hatte eine Auflösung von 176 mal 220 Pixeln und konnte 262.144 Farben darstellen. Im Innern saß ein *RISC-ARM9*-Prozessor mit 112 Megahertz und 2 Megabyte RAM. Und es hatte eine eingebaute Kamera. Auf der Rückseite des Handy, hinter einer silbernen Schiebeklappe, verbarg sich eine 2-Megapixel-Kamera mit Autofokus. Das 750i hatte sogar ein eingebautes LED-Licht, das auch eine hervorragende Taschenlampe war. Durch eine einsteckbare Speicherkarte konnte ich nahezu unendlich viel fotografieren und über die ansteckbaren Kopfhörer Musik hören. Ich kaufte mir extra einen Adapter, durch den ich Kopfhörer mit normalem 3,5-Millimeter-Klinkenstrecker benutzen konnte. Es war die Zeit, als alle Hersteller noch eigene, nahezu unbrauchbare Steckersysteme für jegliches Zubehör verbauten. Ein guter Freund von mir hatte ebenfalls das 750i, und wir mochten es beide sehr. Ich vererbte meines dann meinem Vater, als ich es, wiederum zwei Jahre später, durch ein *Sony Ericsson K890i* ersetzte. Mein Vater benutzt das 750i noch heute, und es funktioniert bis auf die Taste zum Fotografieren, tadellos. Inzwischen hat es natürlich Macken und Abnutzungserscheinungen sowie eine ordentliche Portion Staub hinter dem Glas, das über dem Display sitzt. Aber es kommt durch den Tag. Im Prinzip ist das K890i dem K750i sehr ähnlich. Der größte Unterschied ist, dass das K890i deutlich flacher ist. Nur 9,9 Millimeter. Die eingebaute Kamera ist eine 3,2-Megapixel-Kamera mit Autofokus. Das Display hat 240 mal 320 Pixel und kann, wie das des K750i, 262.144 Farben darstellen. Mein 890i ist kaffeebraun, und ich mag es vor allem, weil es so flach ist. Es stört kaum in der Hosentasche, wozu auch sein geringes Ge-

Name:	SL 55, K750i, K890i, iPhone 3GS, iPhone 5s
Marke:	Siemens, Sony Ericsson, Apple
Größe:	–, –, –, 16 GB, 16 GB
Maße:	SL 55: 82 × 45 × 22 mm K750i: 100 × 46 × 20,5 mm K890i: 104 × 46,5 × 9,9 mm iPhone 3GS: 115,5 × 62,1 × 12,3 mm iPhone 5s: 124 × 59 × 8 mm
Gewicht (g):	77, 99, 78, 137, 112
Material:	Kunststoff, Elektronik, Aluminium, Glas
Farbe:	silber/rot, silber/schwarz, braun, schwarz/silber, »space grey«
bestellt nach/gekauft:	Siemens/ Fliederstraße 15 Sony Ericsson: 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 57,5" N 9° 42' 47,3" E iPhone 3GS: Telekom Shop Konstanz Rosgartenstraße 26 78462 Konstanz Deutschland 47° 39' 33,3" N 9° 10' 27,8" E iPhone 5s: Apple Store Staten Island 2655 Richmond Avenue Staten Island, NY 10314 USA 40° 34' 56,0" N 74° 09' 57,8" W
Datum:	2003, 2005, 2007, 19. Juni 2009, 13. November 2013
bezahlt:	–, –, –, ca. 700 US-Dollar
Bedeutung:	Ding der Idce
Abbildung:	Seite 191

wicht beiträgt. Die Reiskorntasten – die ihren Namen ihrer Form zu verdanken haben – sind sehr klein, lassen sich mit etwas Übung aber gut bedienen. Mein 890i liegt inzwischen in einer Kiste und funktioniert nicht mehr richtig, aber ich behalte es. Hätte ich mein SL55 noch, die beiden würden nebeneinander eine gute Figur abgeben. Auch neben meinem aktuellen Handy, einem *Apple iPhone 3GS*.

Als Steve Jobs am 9. Januar 2007 in San Francisco das erste iPhone vorstellte, war die Welt der Technik – und damit auch meine – nicht mehr dieselbe. Ab diesem Tag wurde alles anders. Auf einmal gab es ein Handy, das nicht mehr das kleinste aller Übel war. Vor allem die Software und die Benutzeroberflächen ließen vor dem iPhone zu wünschen übrig. Das erste iPhone war mir allerdings zu teuer, denn die *Deutsche Telekom*, damals der Exklusivpartner von Apple in Deutschland, verlangte horrenden Verträge. Im Herbst 2007 kaufte ich mir in Chicago allerdings den ersten *iPod Touch* – einen MP3-Player von Apple, der wie das iPhone fast völlig aus einem Multitouchbildschirm besteht. Mit ihm konnte ich mit *iOS 1* fast dasselbe Betriebssystem, wie das des iPhone nutzen. Als 2008 der Nachfolger des iPhone erschien, das *iPhone 3G*, hatte ich bereits seit einem Jahr vergebens darauf gewartet, dass mir ios erlaube, die Tastatur auf dem Bildschirm im E-Mail-Programm auch im Querformat zu nutzen. Ich wusste von meinem iPod Touch, dass so ein deutlich angenehmeres Tippen möglich war. Im Webbrowser *Safari* ging das, und so nutzte ich stets Webmail statt dem speziellen E-Mail-Programm. Diese Einschränkung hielt mich damals vom Kauf des iPhone 3G ab. Es war also doch noch nicht alles gut, in meiner Welt der Handys und ich benutzte weiter mein leichteres 890i. Im Jahr darauf, 2009, war es dann aber endlich so weit. Die Software *iOS 3* erlaubte mir meine E-Mails im Querformat zu schreiben und so ergab ich mich der Deutschen Telekom, die inzwischen wenigstens günstigere Verträge für Studenten anbot. Am 19. Juni 2009, am ersten Tag, an dem das iPhone 3GS weltweit verfügbar war, kaufte ich meines im Telekom-Geschäft in Konstanz in Deutschland. Es ist mein erstes Handy ohne physische Tastatur. Am Rand des Gehäuses sitzen nur vier Knöpfe – an/aus, stumm/laut, lauter und leiser – und auf der Vorderseite ein einziger, der Homebutton, der mich innerhalb des Betriebssystems von überallher zurück zum Startbildschirm bringt. Im Vergleich zu meinem SL55 und meinem 890i ist es mit 137 Gramm fast doppelt so schwer. Seine Vorderseite wird von seinem Bildschirm mit 320 mal 480 Pixeln fast völlig ausgefüllt. Ober und unterhalb des Bildschirms befindet sich ein etwa 1 Zentimeter breiter schwarzer Bereich, der, wie der Bildschirm, von einer Glasplatte abgedeckt ist. Oben befindet sich ein ebenfalls etwa ein Zentimeter langer, horizontaler Schlitz für den Lautsprecher, und unter dem Bildschirm sitzt, in der Mitte der runde Homebutton. Rings um mein iPhone zieht sich ein Rahmen aus silbern glänzendem Metall, und die Rückseite besteht aus

einer schwarzen Kunststoffhalbschale, deren Seiten rund nach vorn laufen. Auf der Rückseite ist im oberen Viertel das Zeichen von Apple, ein angebissener Apfel, silberfarben eingelassen. Im unteren Viertel steht, ebenfalls silberfarben:

iPhone

16GB

Designed by Apple in California Assembled in China

Model No.: A1303 FCC ID: BCGA1303B IC ID: 579C-A1303B

FCC [eine durchgestrichene Mülltonne] CE 0682 [ein ! in zwei Kreisen]

Inzwischen ist mein 3GS vier Jahre alt. Seither gab es jedes Jahr ein neues iPhone, und seit ein paar Wochen unterstützt meines nicht mehr die neueste Version des Betriebssystems, *iOS 7*. Bis auf den Motor für den Vibrationsalarm funktioniert mein iPhone 3GS noch einwandfrei. Es hat sich etwas Staub unter dem Bildschirm angesammelt, und die Kamera mit 3,2 Megapixeln hat ein paar Flecken, aber im Großen und Ganzen verrichtet es zuverlässig seinen Dienst. Ich habe in den Jahren unzählige Programme darauf ausprobiert, Dinge im Internet nachgeschlagen, Fotos gemacht und Nachrichten gelesen und geschrieben. Ich habe unendliche Stunden Musik gehört und bin über 1000 Kilometer mit ihm als GPS-Empfänger laufen gewesen. Der in ihm verbaute *ARM-Cortex-A8*-Prozessor mit 600 Megahertz und die 256 Megabyte RAM stoßen allerdings schon eine Weile an ihre Grenzen. Mein Handy ist ein alter Mann, der inzwischen gegen viele junge Burschen antreten muss. In ein paar Wochen, wenn ich in New York sein werde, kaufe ich ihm seinen Nachfolger: das aktuelle iPhone, das *iPhone 5s*. Auch es ist hauptsächlich ein Multitouchbildschirm. Dieser ist jedoch 4 Zoll groß und besitzt eine Auflösung von 640 mal 1136 Pixeln. Das sind 326 Pixel pro Inch. Mit einer Dicke von 7,6 Millimetern ist es flacher als mein 890i. In seinem Innern schlägt ein *Apple-A7*-Prozessor mit 1,3 Gigahertz mit 64-Bit-Architektur und 1 Gigabyte RAM. Auf der Rückseite hat es eine 8-Megapixel-Kamera mit weißem und bernsteinfarbenem LED-Licht, auf der Vorderseite eine 1,2-Megapixel-Kamera, und es unterstützt LTE-Netze.

Von der Form her erinnert mich das iPhone 3GS etwas an das Siemens SL55. Aber schon zwischen ihnen liegen Welten. Und ein Vergleich zwischen dem ersten Alcatel meiner Mutter und meinem iPhone 5s, dessen Form wiederum eher mit dem K850i verwandt ist, müsste Dimensionen überwinden. Und das alles geschah in nur einem Jahrzehnt. Das ist das Unfassbare an diesen Dingen.

Meine Kühltasche

Name:	Lill' Buddy Bag
Marke:	Burton
Größe:	14 Liter
Maße:	39 × 22 × 28 cm
Gewicht:	1328 g
Material:	Kunststoff, Metall, Elektronik
Farbe:	orange, gelb, grau, dunkelbraun, weiß
gekauft:	TOMS Boardershop Bregenzer Straße 103 88131 Lindau Deutschland 47° 33' 00,1" N 9° 43' 21,5" E
Datum:	ca. 2006
bezahlt:	ca. 50 Euro
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 192

In meinen letzten Schuljahren arbeitete ich in einem Snowboard-Geschäft in der nächsten Stadt. Ich war dafür zuständig, Snowboards und Ski zu reparieren, die die Leute zum Service brachten. Ich stand in Schürze und mit einer Schutzbrille an einem speziellen wassergekühlten Bandschleifer und bearbeitete die Beläge, bevor ich Macken ausbesserte und neues Wachs auftrug. Mir machte die Arbeit Spaß, auch wenn ich dabei nicht reich wurde. Ich war umgeben von dem neuesten Material des Sports, für den ich lebte, und bekam auf all das auch noch Mitarbeiterrabatt. So gab ich einen Teil meines Lohns wieder direkt im Geschäft aus. Unter anderem für meine *Lill' Buddy Bag* von *Burton*. Diese Tasche ist etwas ganz Besonderes, denn nicht nur sind ihre Wände isolierend, in einem Fach an ihrer Vorderseite sind zwei kleine Lautsprecher und ein kleiner Verstärker eingebaut.

Die Lill' Buddy Bag ist die Tasche, in der ein paar Bier Platz finden, wenn ich mit meinen Freunden an den See zum Baden und Grillen gehe. Er hält unsere Getränke kühl, und jeder kann sein Handy an den Verstärker anschließen und Musik auflegen. Am Reißverschluss der vorderen Tasche ist praktischerweise ein Flaschenöffner befestigt. So ist eigentlich für alles gesorgt. Leider sind der Verstärker und die Lautsprecher nicht besonders gut, und aktuelle Handys können mit ihren eingebauten Lautsprechern inzwischen gut mithalten. Die Kühlfunktion ist aber unschlagbar. Vor ein paar Jahren habe ich einen guten Freund, der Elektroniker ist, um ein kleines Bauteil gebeten. Davor wurden der Verstärker und die Lautsprecher von vier 1,5-Volt-Mignon-AA-Batterien betrieben. Durch mein neues Zusatzteil kann ich nun theoretisch eine Autobatterie an die Anlage hängen. Die ganze Musikeinheit – also Lautsprecher, Verstärker und mein Zusatzteil – sind abnehmbar und durch Klettband an der Außenwand der Tasche befestigt. Zusätzlich sind sie durch eine Reißverschlusstasche geschützt, die drumherum verschlossen werden kann.

Seit ein paar Umzügen lagere ich Fotos und Negative im Kühlfach der Tasche, das über einen groben braunen Reißverschluss zu öffnen ist. Irgendwie hat es sich so ergeben und da ich nicht sehr oft baden gehe, habe ich meine Lill' Buddy Bag in dieser Hinsicht auch noch nicht vermisst. Sie ist eines der Dinge, die ich um ihrer Idee willen besitze. Ihr Gebrauch ist zweitrangig. Sie ist weder die ideale Kühltasche noch die beste Stereoanlage. Es ist die Idee, beides zu verbinden, in eine handliche Form zu bringen und einen Flaschenöffner dranzuhängen, weswegen ich sie mag. In einer der beiden Außentaschen liegen gerade acht alte Kronkorken. Ab und zu muss ich meinen Lill' Buddy also doch zum Baden mit an den See genommen haben.

Mein iPod

Es muss im Jahr 2004 oder 2005 gewesen sein, als ich mir meinen ersten *iPod* von *Apple* kaufte. Ich ersteigerte ihn bei dem Internet-Auktionshaus *eBay*, ohne viel über ihn zu wissen. Ich wusste nur, dass ich mit einem iPod Musik hören konnte und dass ich einen haben wollte. Wenige Jahre zuvor hatte ich mir meinen ersten MP3-Player mit 128 Megabyte Speicher gekauft. Er besaß die Form eines USB-Sticks und wurde mit einer 1,5-Volt-Micro-AAA-Batterie betrieben. Er war extrem klein, etwa 7 mal 2 mal 1 Zentimeter, und wog allerhöchstens 50 Gramm. Er besaß kleine silberfarbene Tasten für Play und Pause, Vor und Zurück und Stopp. Ich liebte ihn, weil für mich mit ihm digitale Musik zum ersten Mal mobil wurde. Andere trugen portable CD-Player mit sich umher, die zehnmal so groß und schwer waren. Als ich dann aber meinen iPod hatte, verkaufte ich ihn allerdings an den Bruder eines Freundes.

Noch vor meinem ersten MP3-Player hatte ich einen *Walkman* von *Sony*, mit dem ich Kassetten hörte. Ihn besaß ich noch, während ich schon meinen iPod hatte, verkaufte aber auch ihn irgendwann einem anderen Freund. Besonders mochte ich an meinem Walkman, dass er nur eine 1,5-Volt-Mignon-AA-Batterie benötigte. Er war kaum größer als eine Kassette, vielleicht 11 mal 8 mal 3 Zentimeter und auch er hatte silberfarbene glänzende Knöpfe. Als Kind habe ich oft Musik und Comedy-Sendungen aus dem Radio auf Kassette aufgenommen und noch heute befindet sich in meinem Auto ein Radio mit Kassettendeck. Noch im Herbst 2011 habe ich mit einem Freund Musik von Schallplatten auf eine Kassette überspielt, damit wir im Auto Musik hören konnten, aber das ist eine andere Geschichte. Die CDs, die ich besitze, kann ich an zwei Händen abzählen, und einen Discman – einen mobilen CD-Player – habe ich nie besessen. Mir war dieses große runde Speichermedium schon immer suspekt, und ich bin froh, wenn es in ein paar Jahren verschwunden sein wird. Ich rechne ich mir hoch an, die CD als Datenträger so gut es ging übersprungen und von der Kassette gleich den Schritt zu digitalisierter Musik gemacht zu haben. Und dafür benötigte ich ein adäquates Abspielgerät.

Der iPod, den ich mir 2004 oder 2005 auf eBay ersteigerte, ist ein iPod der vierten Generation mit 20 Gigabyte Speicher. Dafür dreht sich in seinem Innern eine 1,8-Zoll-4200-RPM-ATA-66-Festplatte. Seine Oberseite ist aus glänzend weißem Kunststoff, und seine Unterseite besteht aus silberfarbenem, glänzendem Metall. Dabei wiegt er angenehme 159 Gramm. In der oberen Hälfte der Vorderseite befindet sich ein monochromer 2-Zoll-Bildschirm mit 160 mal 128 Pixeln und optionaler blau-weißer LED-Hintergrundbeleuchtung. In der unteren Hälfte befindet sich das *Click Wheel* – die Besonderheit vieler iPod-Modelle. Es ist ein grauer Kreis aus Kunststoff, in dessen Mitte ein weißer Knopf sitzt. Wenn ich meinen Finger über das Click Wheel im Kreis bewege, navigiere ich damit durch das Menü meines iPod oder kann die Lautstärke der Musik regeln. Das Click Wheel

Name:	iPod 4. Generation, mit Click Wheel
Marke:	Apple
Größe:	20 GB
Maße:	61 × 103 × 15 mm
Gewicht:	157 g
Material:	Kunststoff, Elektronik, Metall
Farbe:	weiß, silber
bestellt nach:	Fliederstraße 15 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 57,5" N 9° 42' 47,3" E
Datum:	2004/2005
bezahlt:	ca. 300 Euro
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 193

besitzt, kreuzförmig angeordnet, auch vier Tasten, deren Funktion auf dem Click Wheel in Weiß dargestellt ist. Oben steht *MENU*, links und rechts befinden sich die Zeichen für vor und zurück– zwei hintereinander angeordnete, nach rechts beziehungsweise links gerichtete Dreiecke, unten das Zeichen für play und pause – ein nach rechts gerichtetes Dreieck für play und rechts daneben zwei nebeneinander angeordnete vertikale Linien für pause. Auf der Unterseite des iPod befindet sich ein Steckplatz für einen 30-Pin-Stecker von Apple. Auf der Oberseite ist in der Mitte ein 3,5-Millimeter-Kopfhörersteckplatz. Links daneben ist noch ein Steckplatz für eine spezielle Fernbedienung, die ich jedoch nie besessen habe. Beide Steckplätze sind am Rand von weißem Kunststoff umgeben. Links neben dem Steckplatz für die Fernbedienung befindet sich ein Piktogramm eines Kopfhörers. Auf der rechten Seite neben dem Kopfhörersteckplatz ist noch ein länglicher Schiebeschalter. Links von ihm steht *HOLD*. In der rechten Position ist das Click Wheel aktiviert, in der linken, in der man die durch das Verschieben des Schalters freigewordene Stelle aus rotem Kunststoff sieht, ist es deaktiviert. Auf der silbern glänzenden Rückseite ist das Zeichen von Apple zu sehen, ein angebissener Apfel. Darunter steht:

iPod

20GB

Serial No.: JQ433534PS9

Designed by Apple in California Assembled in China

Model No.: A1059 EMC No.: 1995 Rated 5–30Vdc 1.0A Max.

TM and © 2004 Apple Computer, Inc. All rights reserved.

FCC CE [VCCI innerhalb der Kontur zweier Rechtecke] [Das Negativ eines Hakens in einem

Kreis]

Meistens habe ich im Bus zur Schule Musik von meinem iPod gehört. Sein Akku hält für ungefähr zehn Stunden, was für die zwanzigminütige Fahrt bei weitem genügte. Aus einem kleinen Lautsprecher, an den ich einen 3,5-Millimeter-Kopfhörerstecker anbrachte, habe ich mir einmal einen Wecker gebaut. Mein iPod hat nämlich eine Weckfunktion mit Zugriff auf alle auf ihm gespeicherte Musik – im Gegensatz zu aktuellen Modellen, die nur auf bestimmte Wecktöne zugreifen können. Meine Konstruktion funktionierte auch einwandfrei. Allerdings wachte ich immer schon vom leisen Surren der anlaufenden Festplatte in meinem iPod auf und nicht von der Musik, so wie ich es eigentlich gewollt hatte. Diese erklang immer erst einige Sekunden, nachdem ich bereits, durch das Surren geweckt, wach im Bett lag.

Im Jahr 2007, als ich den Herbst bei Freunden in Chicago verbrachte, kaufte ich mir dann einen *iPod Touch* der ersten Generation mit 8 Gigabyte Flash-Speicher. Dieser ersetzte meinen ersten iPod, der von Apple inzwischen *iPod Classic* (*vierte Generation*) genannt wird. Ich plante diesen Kauf soweit voraus, dass ich meinen ersten

iPod gar nicht mit nach Amerika nahm. Aber ich bin froh, dass ich meinen iPod Classic noch habe. Heute, nur zehn Jahre nach seiner Einführung, wirkt er wie ein Relikt aus einer völlig anderen Zeit der Digitalisierung. Im Vergleich zu heutigen Handys ist er dick und schwer und kann nur eine Sache: Musik abspielen. Genau das macht ihn aber etwas ehrlicher und zu einem treueren Freund als viele moderne Alleskönner.

Meine Kopfhörer von Urbanears

Da ich auch unterwegs viel Musik höre, benutze ich fast täglich Kopfhörer. Im Zug, im Bus, wenn ich alleine spaziergehe oder durch die Stadt schlendere. Mein neuestes Paar Kopfhörer sind schwarze *Medis* von *Urbanears*. Ich habe schon länger mit dem Gedanken gespielt, sie mir zu kaufen, denn sie sind unter den Kopfhörern etwas Besonderes. Ich kannte sie aus Anzeigen und aus dem Internet und war auch beeindruckt vom Produktvideo der *Medis*. Sie hängen darin in einem farbig ausgekleideten Karton und drehen und bewegen sich. Das Video ist allerdings im Nachhinein auf den Kopf gestellt worden, so dass die Kopfhörer darin schließlich auf ihren dünnen Kabeln von unten nach oben ragen. Simpel aber wirkungsvoll. Ich war mir allerdings nicht sicher, ob mir die *Medis* passen würden. Es sind nämlich Kopfhörer, die man sich ins Ohr hineinhängt und nicht, wie für In-ear-Kopfhörer üblich, hineinsteckt. Sie sitzen mit dem Teil, in dem sich auch ihr kleiner Lautsprecher befindet, in meiner Ohrmuschel, werden aber durch einen kleinen Gumminippel in der Falte oberhalb meiner Ohrmuschel gehalten. Das schien mir zu speziell, um sie mir zu kaufen, ohne sie zuvor probiert zu haben. Ich wartete also, bis ich sie im Frühling 2012 in London anprobieren konnte. Sie passten gut in meine Ohren, doch sie waren mir zu teuer. Als ich zwei Monate später wieder daheim in Deutschland war, bestellte ich sie im Internet für 45 Euro, was etwa 15 Euro günstiger war als in London.

Meine *Medis* sind zum größten Teil aus schwarzem Kunststoff, und für jedes Ohr gibt es einen. Aus jedem von ihnen führt ein mit schwarzem Textil umwickeltes Stromkabel zu einer 7 Millimeter durchmessenden schwarzen Kunststoffkugel, in der aus diesen beiden Kabeln ein einziges wird. Von der Kugel aus führt dieses eine Kabel für 60 Zentimeter zu einem 3,5-Millimeter-Klinkenstecker. An diesem Teil des Kabels hängt auch ein kleines schwarzes Stück Stoff, auf dem auf beiden Seiten in Weiß *Urbanears* steht. Es ist mit einer Schlaufe um das Kabel genäht und lässt sich daher vom Stecker bis zur Kugel frei verschieben. Die Kopfhörer selbst – also die Teile, die sich beim Musikhören in meinen Ohren befinden – haben, bedingt durch die Form des menschlichen Ohrs, auf der Innenseite eine recht organische Form. Im unteren Teil dieser Form sitzt der kleine Lautsprecher. Das erkenne ich daran, dass dort eine tropfenförmige Abdeckung aus einem fein gelochten, silberfarbenglänzenden Metall in den schwarzen Kunststoff eingelassen ist. Laut *Urbanears* sind es ein 15,4-Millimeter-Lautsprecher mit einem Frequenzbereich von 20 bis 20.000 Hertz, einer Impedanz von 32 Ohm und einem Schalldruck von bis zu 115 Dezibel. Die maximale Leistungsaufnahme beträgt 5 Milliwatt. Über der silberfarbenen Abdeckung steht in einem weißen Kreis *L* für links. Auf dem Kopfhörer für das rechte Ohr steht innen natürlich *R* für rechts. Wiederum darüber befindet sich der Gumminippel, den ich immer etwas herunterdrücke, wenn ich ihn in die Falte über meiner Ohrmuschel klemme. Auf der Rücksei-

Name:	Medis
Marke:	Urbanears
Größe:	medium
Maße:	je 26 × 19,5 × 19 mm (exkl. Kabel)
Gewicht:	17 g (inkl. Kabel)
Material:	Kunststoff, Elektronik
Farbe:	schwarz
bestellt nach:	Fliederstraße 15 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 57,5" N 9° 42' 47,3" E
Datum:	Sommer 2012
bezahlt:	45 Euro
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 194

te der organischen Form befinden sich, in einem Bogen angeordnet, neun kleine Löcher im Kunststoffgehäuse meiner Medis. Sie dienen wohl dem Druckausgleich, der durch die Vibrationen des Lautsprechers notwendig wird. Von der Außenseite her betrachtet hat dieser Teil der Kopfhörer die Form eines Kreises mit knapp 2 Zentimetern Durchmesser. Zwischen Innen- und Außenteil sitzt ein silbern glänzender Metallring, etwa 1 Millimeter breit, der sich einmal um den kreisförmigen Teil meiner Kopfhörer zieht. Das schwarze Textilkabel, das an der Unterseite des Kreises im Gehäuse verschwindet, taucht 3 Millimeter dahinter wieder auf, schlägt auf der Oberfläche der Außenseite einen fast 1 Zentimeter langen Bogen und verschwindet dann wieder im Gehäuse. Dies ist technisch sicherlich vollkommen unnötig und reine Mode. Ich bin mir nicht sicher, ob ich dieses Merkmal der Medis mag, aber so ist es nun mal. Am Kabel des linken Kopfhörers, nach 13 Zentimetern, befindet sich ein 2,5 Zentimeter langer Zylinder aus schwarzem Kunststoff mit einem Durchmesser von 6 Millimetern. Er ist eine Fernbedienung. Auf ihrer Außenseite steht hochgeprägt *URBANEARS* und innen befindet sich in der oberen Hälfte ein kleines Loch, hinter dem ein Mikrofon steckt. In der unteren Hälfte steht ein kleiner runder Knopf hervor, der ein sehr leises und tiefes Klacken von sich gibt, wenn ich ihn drücke. Mit dieser Fernbedienung kann ich durch einmaliges Klicken die Musik aus meinem *iPhone* starten beziehungsweise pausieren, aber durch zweimaliges oder dreimaliges Klicken auch ein Lied vor- beziehungsweise zurückspringen. Einzig die Lautstärke verändern kann ich nicht, wie das zum Beispiel mit der im Aufbau ähnlichen Fernbedienung an meinen Kopfhörern von *Apple* der Fall ist, was für mich der einzige aber große Nachteil meiner Medis ist.

Ihr Name *Medis* bezieht sich auf einen gleichnamigen Stadtteil der schwedischen Stadt Stockholm. Auf ihrer quadratischen Schachtel sind die entsprechenden Koordinaten aufgedruckt, die auf einen Punkt in der Straße *Folkungagatan* verweisen:

N 59° 18' 51.67"

E 018° 04' 29.72"

Mit der Qualität des Klangs bin ich vollauf zufrieden, und meine Medis sitzen leicht und angenehm in meinen Ohren. Daher trage ich sie gern und höre oft mit ihnen Musik. Wenn ich sie gerade nicht benutze, verstaue ich sie in einem braunen Stoffbeutel, auf dem die Silhouette des Comichelden Lucky Luke abgebildet ist. Dieser Beutel war bei meinem ersten Ledergeldbeutel dabei und eignet sich ideal dafür, meine Kopfhörer vor Staub und Flusen zu schützen. Mit ihrem Beutel wiegen sie 23 Gramm, ohne 17. Leider habe ich den Lucky-Luke-Geldbeutel vor vielen Jahren auf einer Klassenfahrt verloren.

Meine Kopfhörer von Sony

Etwa zu der Zeit, als ich meinen ersten *iPod* kaufte, also im Jahr 2004 oder 2005, ersteigerte ich ebenfalls auf *eBay* meine ersten richtig guten Kopfhörer. Ein Paar *Sony MDR-V 500 DJ*. Ich machte mich vor allem in einem Snowboard-Forum im Internet schlau, und so kam ich auf dieses Modell. Ich dachte nicht viel über Alternativen nach, hatte sie noch nie gesehen, geschweige denn gehört, bot jedoch entschlossen mit. Meine MDR-V 500 DJ waren gebraucht, in sehr gutem Zustand und kamen aus einem Raucherhaushalt. Es hat Jahre gedauert, bis sie diesen ekelhaften Geruch von kalten Zigaretten loswurden. Aber sie sind noch immer die besten Kopfhörer, die ich besitze; ihr Klang ist phänomenal. Es sind große Bügelkopfhörer. Links und rechts an einem etwa drei Zentimeter breiten Metallbügel, der von weichem mattschwarzem Kunststoff ummantelt ist, befindet sich jeweils ein Lautsprecher mit 40 Millimetern Durchmesser. Auf der Innenseite werden sie durch eine dünne Stoffschicht vor Staub und Schmutz geschützt. Darum herum steht ein mit schwarzem Kunststoff überzogener Schaumstoffring etwa einen Zentimeter nach oben. Dadurch liegen die Kopfhörer weich um mein Ohr an. Sie umgeben mein Ohr fast völlig und dämpfen so Schall, der von außen kommt, ab. Auf der Außenseite der Lautsprecher sitzt ein rundes Gehäuse aus schwarzem Kunststoff, in dessen Mitte steht:

Name:	MDR-V 500 DJ
Marke:	Sony
Maße:	165 × 200 × 83 mm (exkl. Kabel)
Gewicht:	296 g (inkl. Kabel)
Material:	Kunststoff, Elektronik
Farbe:	schwarz
bestellt nach:	Fliederstraße 15 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 57,5" N 9° 42' 47,3" E
Datum:	2004/2005
bezahlt:	ca. 60 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 195

SONY [hochgeprägt]
DYNAMIC STEREO HEADPHONES
MDR-V500
[ein rotes R in der Kontur eines roten Kreises]

Natürlich befindet sich auf dem Gehäuse des anderen Lautsprechers ein *L*. Allerdings ist es blau. Warum Rot für Rechts steht und Blau für Links, ist mir ein Rätsel. Ich glaube nicht, dass es ein System ist. In der Schifffahrt und im Luftverkehr bedeuten rote Lichter Links und grüne Rechts. Dieses System halte ich für sinnvoll; allerdings wäre der Kontrast von Grün auf der mattschwarzen Oberfläche des Kopfhörergehäuses sehr niedrig. Das *R* wäre schlecht zu erkennen, und der Farbdreiklang Rot/Blau/Schwarz wirkt technischer und harmonischer als Rot/Grün/Schwarz. Warum Sony aber nicht Links mit Rot kennzeichnet und Rechts mit Blau, weiß ich nicht. Auf der Unterseite des linken Lautsprechergehäuses tritt ein mit glänzendem schwarzem Kunststoff ummanteltes Stromkabel aus. Für vier Zentimeter wird es durch eine zusätzliche Kunststoffummantelung geschützt, dann kommen 60 Zentimeter gerades Kabel, nach denen es gewandelt weitergeht. Dies erlaubt es dem Kabel, mit seiner Gesamtlänge von 3 Metern nur 1 Meter in Anspruch zu nehmen. Wegen mir müssten es nicht gerade 3 Meter sein, aber ich schätze den Vorteil, aufstehen und etwas aus meinem Regal nehmen zu können, ohne dabei meine Kopfhörer absetzen zu müssen, die an meinem Laptop angeschlossen sind. Die Aufhängung der Lautsprecher an

ihrem Bügel ist für DJs konstruiert. Beide Lautsprecher lassen sich um 90 Grad nach vorn drehen und um 180 Grad zur Seite. Das erlaubt es einem, nur einen Lautsprecher ans Ohr zu drücken. Man kann also schnell Musik hören, ohne dafür den ganzen Kopfhörer aufsetzen zu müssen. Auch ich bin froh über diese Konstruktion, da sich diese Lautsprecher so wunderbar in den Bügel schwenken lassen und der gesamte Kopfhörer platzsparend verstaut werden kann. Auf dem Bügel steht in großen goldfarbenen Buchstaben *SONY*. Auch der 3,5-Millimeter-Klinkenstecker am Ende des Kabels, das zwischen dem Ende der Wendelung und dem Stecker nochmals für 11 Zentimeter gerade ist, ist vergoldet. Ich besitze auch einen ebenfalls vergoldeten 6,5-Millimeter-Adapter, den ich auf den 3,5-Millimeter-Stecker aufschrauben kann. Mein *Technics*-Verstärker hat zum Beispiel solch einen 6,5-Millimeter-Steckplatz, wobei ich kein zweites Gerät mit einem solchen Steckplatz besitze.

Mit meinem MDR-V 500 DJ höre ich inzwischen vor allem an meinem Arbeitsplatz Musik. Manchmal nehme ich sie auch mit, wenn ich von dort nach Hause laufe und meine Medis-Kopfhörer vergessen habe. Das kommt aber sehr selten vor. Auf Reisen trage ich sie gern im Flugzeug oder Zug, da sie die mich umgebenden Geräusche von mir fernhalten. Der einzige Nachteil dabei ist, dass mir nach ein paar Stunden der Kiefer wehtut. Durch ihre ausladende Form drücken sie unter meinen Ohren leicht auf meine Kieferknochen, und das macht sich nach mehreren Stunden bemerkbar. Zum Snowboarden benutze ich kleine In-ear-Kopfhörer oder meine Mütze mit eingebauten Lautsprechern. Ich habe aber auch meine Sony-Kopfhörer schon dabei aufgehabt, denn ihr Klang ist auch durch eine dicke Mütze noch sehr gut. Sie können folgende Daten vorweisen: Kapazität (W): 1,0; Treibereinheit (mm): 40,0; Membran: PET; Frequenz (Hz): 10–25.000; Empfindlichkeit (dB/mW): 102,0; Magnet: Ferrit; Impedanz (Ohm): 24,0; Lautstärkeregler: NEIN; Zusammenklappbar: JA; Schwenkbare Ohrmuscheln: JA; Kabeltyp: OFC-Spiralkabel (einseitige Kabelführung); Kabellänge (m): 3,0; Stecker: gerader Stereo-Kombistecker mit vergoldeten Kontakten (Screw Type); Gewicht (g): 225,0.

Jetzt gerade steckt ihr Stereo-Kombistecker in meinem Handy, und ich höre das Stück *Midnight City* der französischen Band *M83*.

Meine Fingerhandschuhe

Name:	—
Marke:	—
Maße:	je 190 × 115 × 25 mm
Gewicht:	je 24 g
Material:	Baumwolle
Farbe:	schwarz, weiß
gekauft:	Urban Outfitters 7650 Melrose Avenue Los Angeles, CA 90046 USA 34° 05' 01,4" N 118° 21' 23,6" W
Datum:	17. November 2007
bezahlt:	ca. 15 US-Dollar
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 196

Als ich im November 2007 in Los Angeles in den USA war, passierte mir etwas, das mir bis dahin nicht und auch nie wieder danach passiert ist: Ich vergaß einen Tag. Ich verbrachte die warmen Tage dort mit einer Freundin, meiner Nachbarin aus Deutschland, die zufällig zur selben Zeit in Kalifornien war, und wir übernachteten bei einem Freund der Familie aus Portland, Oregon, bei der sie als Au-pair-Mädchen gearbeitet hatte. Am nächsten Tag, dem wie ich damals glaubte, 18. November, wollte sie weiter nach Mittelamerika fliegen, und ich hatte vor, zurück nach Denver zu fliegen, um dort andere Freunde zu besuchen. Den Vorabend, also meinen 17. November, verbrachten wir damit, dass wir ohne Plan irgendwie durch die Stadt zogen. So kamen wir auch an der *Walt Disney Concert Hall*, 111 South Grand Avenue, Los Angeles, CA 90012 vorbei. Das Gebäude von Frank Gehry aus dem Jahr 2003 beeindruckte uns, und wir schlenderten überall dort herum, wo wir freien Zugang hatten. Im Untergeschoss gab es eine Ausstellung moderner Kunst. Ich erinnere mich noch an eine bewegliche Skulptur, einen kleinen Jungen, der auf den Schultern eines Erwachsenen sitzt, beide lebensgroß. Sie stehen vor einer Wand, und der Junge hält in einer Hand eine Sprühdose mit Farbe, die er von links nach rechts und immer hin und her bewegt. An der Wand, an der Stelle, an der die Sprühdose hin und her wandert, ist ein Streifen Farbe, ganz so, als sprühe der Junge wirklich. Im ersten Moment habe ich beide auch für echte Menschen gehalten, bis ich gemerkt habe, dass es Puppen waren. Als wir die Ausstellungsräume verließen und nach links den kleinen Anstieg zur South Grand Avenue entlanggingen, kam uns ein Paar entgegen, das uns ansprach. Beide waren etwa Ende Vierzig und gut gekleidet. Sie sagten, sie seien auf dem Konzert gewesen, das gerade in der Concert Hall stattfand, mochten die Musik aber nicht und hatten sich entschlossen zu gehen. Da das Konzert gerade erst begonnen hatte, es lief vielleicht zwanzig Minuten, fragten sie uns, ob wir ihre Karten haben wollten. Natürlich sagten wir ja. Und so kam es, dass ich *Neko Case* in der World Disney Concert Hall von Frank Gehry sah und hörte.

Etwas ungläubig ob dieses Zufalls gingen wir die Treppe hinauf zum Eingang und betraten den gewöhnungsbedürftigen, orange-rotbunten Teppichboden der Concert Hall. Wir warteten eine Pause zwischen zwei Liedern ab und betraten den Konzertsaal. Unsere Plätze waren rechts vor der Bühne auf einem der oberen Ränge. Ganz nahe der unglaublichen Orgel der Concert Hall, deren Pfeifen riesigen Holzsplittern gleich in den Raum ragen und die ebenfalls von Frank Gehry entworfen wurde. Wir beide kannten die Musik von Neko Case nicht. Es ist eine Mischung aus Country mit Alternativ- und Rockeinflüssen. Auch wir waren, wie die Vorbesitzer unserer Karten, nicht übermäßig begeistert. In Erinnerung geblieben sind mir deshalb vor allem der Teppichboden und die Orgel der Walt Disney Concert Hall.

Als das Konzert vorbei war, fuhr ich alleine mit der U-Bahn Richtung Hollywood. Meine Freundin fuhr zu einer anderen Freundin, da sie schon am frühen Morgen des 17. November weiter nach Mittelamerika flog. Als ich nahezu alleine in der U-Bahn saß und meinen Gedanken nachhing, warf ich abwesend einen Blick auf meinen Fahrschein. Unter anderem war auf ihm das Datum abgedruckt: Der 16. November 2007. Ich stutzte. Wenn heute wirklich der 16. war und mein Flug am 18. ging, dann musste morgen noch ein Tag sein. Ich hatte den 17. November 2007 vergessen. Einen Samstag. Gegen Mitternacht war ich zu Hause und mein Gastgeber schlief bereits. Er wollte mich am nächsten Tag zum Flughafen fahren. Beschämt schrieb ich einen Zettel, auf dem ich meinen Irrtum erklärte. Am nächsten Morgen lachten wir beide darüber und ich ging einkaufen. Es war ein sonniger Tag, und ich hatte ihn erst vor wenigen Stunden geschenkt bekommen. Ich hatte also überhaupt nichts vor, da dieser Tag für mich bisher nicht existiert hatte, und so ging ich einfach los. Dass ich die geschenkte Zeit mit Einkaufen verbrachte, mag für den Zeitgeist sprechen, traurig oder komisch sein. Ich genoss es. Ich hatte ja auch nicht den Plan gehabt, einkaufen zu gehen. Es passierte einfach. Ich gab an diesem Tag mehrere Hundert Dollar aus und bereue bis heute keinen einzigen Kauf. Ich kaufte nur Dinge, die ich brauchen konnte. Auch meine schwarz-weiß gestreiften Fingerhandschuhe aus Baumwolle. Ich kaufte sie in einem Geschäft von *Urban Outfitters* für wahrscheinlich 10 oder 15 Dollar. Es sind gewöhnliche, gestrickte Fingerhandschuhe. Einer für die linke Hand, einer für die rechte. Einheitsgröße. Sie tragen kein einziges Zeichen und keinerlei Schrift. Insgesamt hat jeder von ihnen vier schwarze und drei weiße Streifen.

Eben habe ich sie angezogen. Sie sind warm und weich, lassen aber die vorderen Gelenke meiner Finger unbedeckt. So ermöglichen sie mir präzise Arbeiten mit meinen Fingern, bei gleichzeitig warmen Händen. Ich trage sie vor allem beim Modellfliegen im Winter. Dabei ist es erforderlich, die Fingerspitzen millimetergenau zu bewegen; der Rest der Hand kann dabei ruhig warm eingepackt und motorisch gehemmt sein. Da ich sie meist in der linken Jackentasche meiner Daunenjacke aufbewahre und deren Innenfutter etwas undicht ist, sind meine Fingerhandschuhe übersät mit unzähligen kleinen weißen Daunen. Sie verhaken sich in den Strickmaschen meiner Fingerhandschuhe, und ich habe es aufgegeben, sie alle abzupfen zu wollen. Sie sind ein Teil meiner Fingerhandschuhe geworden, die mich jedes Mal, wenn ich sie überstreife, an diesen besonderen Tag in Hollywood erinnern: meinen 17. November 2007.

Meine Mütze mit Kopfhörern

Meine Mütze mit eingebauten Kopfhörern ist etwas, das ich eigentlich nicht brauche, aber gern besitze. Es gibt nicht viele Gelegenheiten, bei denen sie zum Einsatz kommt, aber wenn es so weit ist, erfüllt sie ihren Zweck vollauf. Es ist eine dunkelrote *Headphone Beanie* von *Burton*. Sie ist grob gestrickt und besteht zu 50 % aus Wolle, zu 33 % aus Angorawolle und zu 17 % aus Nylon. Das steht innen auf einem eingenähten Zettel. Darauf steht außerdem:

Name:	Headphone Beanie
Marke:	Burton
Größe:	»one size fits all«
Maße:	26 × 50 × 5 cm (exkl. Kabel)
Gewicht:	181 g (inkl. Kabel)
Material:	
Mütze:	50 % Wolle, 33 % Angorawolle, 17 % Nylon,
Kopfhörer:	Kunststoff, Elektronik
Farbe:	rot
abgekauft:	Franz-Joseph-Spieglerstr. 15 88239 Wangen Deutschland 47° 42' 02,9" N 9° 49' 40,5" E
Datum:	ca. 2006
bezahlt:	ca. 30 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 197

MADE IN CHINA
ONE SIZE FITS ALL

Neben diesem weißen Einnäher befindet sich ein zweiter, größerer, roter. Auf der einen Seite zeigt er das Zeichen von *Burton*, darunter steht *BURTON* und *WWW.BURTON.COM*. Auf der anderen Seite steht:

RIDER OWNED
RIDER DRIVEN
RH#7380 CA#26902

Was diese Nummern genau bedeuten, weiß ich nicht. Dafür weiß ich genau, was *Rider Owned*, *Rider Driven* bedeutet. Jake Burton, der Gründer und Chef von *Burton Snowboards* hat das Snowboarden um 1979 quasi erfunden und war vor ein paar Jahren immer noch selbst einhundert Tage im Jahr Snowboarden. Es heißt, er teste alle Produkte seiner Firma selbst. Vielleicht also auch meine Mütze. Die Form meiner Mütze ist die einer Halbkugel, wie die der oberen Hälfte meines Kopfes. An beiden Seiten – dort, wo meine Ohren sitzen – zieht sich die Mütze über den Äquator der gedachten Kugel und bedeckt so meine Ohren. An diesen beiden Verlängerungen der Mütze befinden sich zwei ein 25 Zentimeter lange Bänder. Wie die Mütze sind sie grob gestrickt und aus demselben Material. Ihre Enden bilden zwei einfache Knoten und die daran anschließenden 5 Zentimeter langen losen Enden der etwa 2 Millimeter dicken Wollschnüre. Vorne rechts an der Mütze ist ein kleines schwarz gefärbtes Dreieck aus kupferfarbenem Metall angenäht. An seinen Kanten und Erhebungen ist die schwarze Farbe etwas abgestoßen. Für die schwarzen Fäden, die es an der Mütze halten, besitzt es an jeder Ecke eine kleine Bohrung. Auf ihm sind ein stilisierter Berg und *BURTON SNOWBOARDS* tiefgeprägt. Nur durch dieses angenähte Dreieck weiß ich, wo bei meiner Mütze vorne und hinten ist. Das Dreieck soll vorn sitzen, meine ich. Innen sind die unteren zwei Drittel der Mütze mit schwarzem Fleece gefüttert, und an den Stellen, wo meine Ohren sitzen, befinden sich zwei runde Taschen, aus denen zwei etwa 1,5 Millimeter dicke schwarze Kabel schauen. Ich kann das untere Drittel dieser Taschen durch das Lösen von drei kleinen Streifen Klettband öffnen und die darin enthaltenen Lautsprecher herausnehmen. Es sind runde 40-Millimeter-Lautsprecher von *Mylar* mit einem Fre-

quenzumfang von 20 bis 20.000 Hertz, einer Impedanz von 32 Ohm und einer Empfindlichkeit von 120 Milliwatt. Sie stecken in einem Gehäuse aus schwarzem Kunststoff und sind eigentlich für einen Bügel konstruiert, der sie über den Kopf verbindet. Das erkenne ich an den beiden Bohrungen links und rechts am Gehäuse, in die ansonsten wohl ein Nippel greift, der sie schwenkbar an ebendiesem Bügel hält. Außen auf dem Gehäuse steht jeweils in Weiß:

BURTON SNOWBOARDS

und links davon ist das Zeichen von Burton abgebildet. Darunter steht auf dem einen R für rechts und auf dem anderen L für links. Ihre beiden Kabel verbinden sich nach zwanzig Zentimetern zu einem einzigen und führen nach weiteren dreißig Zentimetern zu einem gewöhnlichen 3,5-Millimeter-Klinkenstecker. Das Kabel ist also nicht besonders lang. Wenn die Mütze auf meinem Kopf sitzt, reicht es mir, wenn ich stehe, bis zur Hüfte. Das ist zu kurz, um meinen *iPod* oder mein Handy, das die Musik abspielt, die ich über die Lautsprecher in meiner Mütze hören will, in meine Hosentasche zu stecken. Diese Mütze trage ich allerdings für gewöhnlich nur, wenn ich alleine Snowboarden gehe – was vielleicht zwei- oder dreimal im Jahr vorkommt –, und nie ohne eine Jacke, in deren Innentasche ich dann stets mein Handy verstau. Für diese Distanz ist die Länge des Kabels ideal. Meistens sitzt diese Innentasche links und besitzt oben neben dem Reißverschluss ein spezielles Loch für die Kabelführung. Ich habe bis heute nicht begriffen, warum das gut sein soll. Ich führe mein Kabel stets durch die gewöhnliche Öffnung der Innentasche und schließe den Reißverschluss der Tasche dann einfach, bis das Kabel zwischen dem Ende der Öffnung und dem schließenden Reißverschluss leicht eingeklemmt wird. Das geht beim Ein- und Auspacken deutlich schneller und einfacher, als das Kabel jedes Mal durch das kleine Loch zu fädeln. Ich wüsste wirklich gern, was die Menschen, die dieses Loch erdacht haben, dabei für Gedanken hatten. Vielleicht übersehe ich ja einen immensen Vorteil. Meine Mütze mit Kopfhörern ist sehr warm, da sie recht dick ist. Sie eignet sich also schlecht für warme Frühlingstage. Am wohlsten fühle ich mich mit ihr, wenn das Thermometer unter minus zehn Grad Celsius fällt. Es wird wohl auch meistens ein Wochentag sein, an dem ich diese Mütze trage. Aus irgendeinem Grund habe ich an einem solchen Tag als einziger in meinem Freundeskreis Zeit, Snowboarden zu gehen, und fahre daher allein in die Berge. Dort spreche ich für die nächsten zehn Stunden kein Wort, da ich den ganzen Tag alleine für mich bin. Ich genieße es dann, an einem Fenster im fast leeren Bus zu sitzen, während er die engen Kurven den Berg hinauffährt. Links und rechts der Straße stehen tief verschneite Nadelbäume, und so steil wie es rechts den Berg hinauf geht, so steil fällt er links ins Tal ab. Gewissenhaft und mit einer Ruhe, die ich nur von solchen Tagen kenne, packe ich auf dem Parkplatz meine Ausrüstung zusammen, steige in den Sessellift und

warte, bis ich oben am Berg den Metallbügel hochklappe, um auszu-
steigen. Noch höre ich keine Musik und achte auf die Geräusche, die
mich umgeben. An solchen Tagen stellt sich nach ein paar Stunden
des Alleinseins und des Schweigens eine ruhige Konzentration ein,
die mir ein völlig anderes Snowboarden erlaubt. Bewusster und ein
kleines Stück näher am Berg und mit der Natur. Es knirscht leise,
wenn mein Körpergewicht mein Snowboard in den Schnee drückt
und ich fast lautlos vom Liftausstieg die Piste hinabgleite. An solchen
Tagen ist meist wenig Betrieb, und so stehe ich einfach auf meinem
Brett, kontrolliere den Sitz von Handschuhen, Brille und Mütze,
stelle die vier Verschlussratschen meiner Bindung auf den richtigen
Druck ein und gleite währenddessen einfach der Falllinie nach, ohne
meine Fahrt zu steuern. Diese ersten Meter bestimmt allein der Berg,
wo es hingeht. Ich bin zu Gast hier, und ich habe nicht vor, ihn ohne
Begrüßung zu schneiden. Dann verlasse ich die Piste – ich kenne
mich gut aus – und übe zum ersten Mal mit meinen Zehen leichten
Druck aus. Ich steuere nach links auf den Wald zu und gleite nun
durch hüfthohen, frisch gefallenen Pulverschnee. Es schneit noch im-
mer, und die dicken Flocken taumeln gemächlich am Visier meiner
Brille vorbei, ohne es eilig zu haben, den Boden zu erreichen. Jede
einzelne von ihnen hat ihren kleinen Anteil an der für mich schönsten
aller Welten – einem tief verschneiten Wald. Ich fahre zwischen die
ersten Bäume, so dass ich vom Wald geschützt bin und halte an. Der
Schnee schluckt jedes Geräusch, und angesichts des geringen Kon-
trasts der gleichmäßig weißen Schneedecke ist es schwerer als sonst,
das Gleichgewicht zu halten. Man braucht Erfahrung, um dies aus-
zugleichen, und es hilft, sein Material gut zu kennen. Eine intime Be-
ziehung zu Schuhen, Bindungen und Snowboard ist notwendig, um
sich in dieser Atmosphäre angemessen zu bewegen. Ich ziehe meine
Handschuhe aus, öffne meine Jacke und ziehe mein Handy aus mei-
ner Innentasche. Ich wähle Musik aus, halte kurz inne, blicke mich
um, drücke Play, kontrolliere die Lautstärke, schließe meine Jacke
wieder und ziehe meine Handschuhe wieder an. Es müsste jetzt etwas
nach neun Uhr morgens sein. Es besteht keine Eile, und ich bin der
einzige Mensch innerhalb meiner Wahrnehmung. Ich drücke meine
Zehen in den Schnee und beginne, langsam nach vorn zu gleiten. Ich
gehe in die Knie, um den Widerstand der Schneedecke zu spüren, und
greife dabei mit meiner Hand etwas Schnee. Dann beobachte ich, wie
dieser kleine Schneeberg in meiner Handfläche zerfällt, wenn ich ihn
leicht schüttle, stecke mir den Rest in den Mund und lasse ihn dort
zu Wasser zergehen. Ich warte, bis die Musik aus den Kopfhörern
meiner Mütze eine Stelle erreicht, die ich besonders mag, und drehe
mich mit einem leichten Sprung in die Falllinie. Die nächsten Stunden
genieße ich das Vorhandensein der Welt.

Meine Setzkastenschublade

Früher, als Kind, hatte ich zwei Setzkästen. Vielmehr große Schubladen aus Holz, die durch viele kleine Brettchen in viele kleine Fächer unterteilt waren. In ihnen sortierte ich meine Legosteine und bewahrte sie darin auf. Irgendwann verkauften wir meine Legosammlung, und diese Setzkästen verloren damit für mich ihre Bedeutung. Ich weiß nicht, ob es sie heute überhaupt noch gibt. Viele Jahre später, als ich die Schule und mein erstes Studium beendet hatte, las ich ein Buch, in dem am Rande der Geschichte ein Setzkasten vorkam. Der Autor sortiert darin seine Gedanken wie ich damals meine Spielsachen. Es ist der US-amerikaner Robert M. Pirsig, und das Buch heißt *Lila – An Inquiry Into Morals*. Nachdem ich das Buch gelesen hatte, beschloss ich, mir wieder einen Setzkasten zu besorgen und Pirsig diese Art der Gedankensammlung nachzumachen. In dem Basler Antiquariat, in dem ich auch meine rote Tischleuchte, mein Buch der »Verordnung wegen Feuers-Gefahr in der Stadt vor den Thoren und in den zunächst gelegenen Gemeinden« sowie die Landkarte des Bedretto-Tals gekauft habe, gab es zwar einen, er war mir mit 35 Franken aber viel zu teuer. Beim Internetauktionshaus *eBay* wurde ich allerdings fündig und ersteigerte einen Setzkasten für 10 Euro. Inklusive Versand. Er steht gerade rechts neben mir, auf meinem Schreibtisch an meinem Arbeitsplatz in der Hochschule. Es ist ein richtiger Setzkasten von einem Setzer. Wobei es sich auch hier wieder, wie bei meinen beiden alten Setzkästen, eigentlich um eine einzelne Schublade aus einem Setzkasten handelt. Die Bezeichnung *Setzkasten* ist irreführend. *Setzkastenschublade* trifft es besser. Sie muss aus einer Druckerei stammen und einmal unzählige kleine Bleibuchstaben für den Buchdruck aufbewahrt haben. Auf dem Schild, das ganz rechts auf ihrer Vorderseite angebracht ist, steht:

Name:	—
Marke:	—
Maße:	662 × 613 × 53 mm
Gewicht:	5,4 kg (gefüllt)
Material:	Holz, Metall, Papier
Farbe:	braun
bestellt nach:	Hirzbodenweg 47 4052 Basel Schweiz 47° 32' 59,3" N 7° 36' 29,6" E
Datum:	2013
bezahlt:	10 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 198

16 | Bodoni I/

Die Bodoni ist eine Schrift, die ich sehr mag. Sie muss gut sein, weil sie bereits mehrere Hundert Jahre alt ist und noch immer durch keine Nachfolgerin verdrängt wurde. Seit jeher zierte sie das Modemagazin *Vogue* und ist – neben der Schrift *Helvetica*, die nur einen Steinwurf von dort, wo ich jetzt gerade sitze und diesen Text schreibe, entstanden ist – die Lieblingsschrift von Massimo Vignelli, einem großen italienischen Designer. Vignelli räumte seinen Schreibtisch am Abend stets völlig frei, sodass er am nächsten Morgen mit dem Tagwerk beginnen konnte, ohne erst Ordnung unter den Dingen schaffen zu müssen und ich halte es inzwischen genauso.

Als ich meine Setzkastenschublade ersteigerte, wusste ich nicht, dass einmal die Bodoni darin aufbewahrt gewesen war. Diese Tatsache ist aber etwas, über das ich mich jedes Mal freue, wenn ich das Schild lese. Meine Setzkastenschublade ist aus dunklem Holz und besitzt an ihrer Stirnseite in der Mitte eine 6 Zentimeter breite Aussparung, unter die man greifen und so die Schublade, wenn sie in einem Setzkasten steckt, herausziehen kann. Da ich sie nicht zur Aufbewahrung einer Bleisatzschrift verwende, sondern für meine auf 74 mal 54 Millimeter große Kärtchen geschriebenen Gedanken,

habe ich die Fächeranzahl und -größe verändert. Dazu musste ich dutzende kleine Nägel von der Rückseite her aus dem Bodenbrett ziehen, da sich die kleinen Brettchen, die die vielen Fächer meiner Setzkastenschublade bilden, nur nach unten aus den beiden dickeren Brettern ziehen lassen, die von vorn nach hinten durch die Schublade laufen, sie dritteln und ihr zusätzlich Stabilität geben. So kam es, dass ich das eingelegte Papier hervorholte, das seit vielen Jahren auf dem Bodenbrett des Setzkastens lag und auf dem die Bleibuchstaben in ihren Fächern ruhten. Durch das Raster der Fächer und durch das langsame Abfärben des Bleis auf dem Papier ist darauf über die Jahre ein wunderschöne *Gebrauchsgrafik* entstanden. Verschieden große rechtwinklige Felder, vom Blei dunkelgrau gefärbt und durchzogen von den hellen Linien des Papiers. Ich habe dieses Papier durch ein buntes Plakat ersetzt und es seither immer auf meinem Schreibtisch unter meiner Setzkastenschublade verwahrt. Soeben habe ich es hervorgeholt, um es zu betrachten, und mich entschlossen, es zu rahmen.

Meine Mütze

Eine der vielen Mützen, die ich besitze, ist eine hellblaue der Marke *Bula*. Von unten beginnend hat sie vier dunkelblaue Streifen, dann vier blaue und dann vier gelbe. Der oberste Teil der Mütze ist wieder hellblau. Sie wurde in Kanada aus 100 Prozent Acrylfaser hergestellt. Ich habe sie von einer sehr guten Freundin geschenkt bekommen, nachdem ich sie eine ganze Nacht, in der wir feiernd durch München gezogen waren, getragen hatte. Seitdem ist es die Mütze, die ich am häufigsten trage, denn sie gefällt mir gut und passt mir hervorragend. Erst vor kurzem trug ich sie während eines Konzerts der Band *The Sounds*. Wieder in München.

Name:	—
Marke:	Bula
Größe:	—
Maße:	25 × 26 × 5 cm
Gewicht:	88 g
Material:	Acrylfaser
Farbe:	blau, gelb
bekommen:	Liebherrstraße 2 80538 München Deutschland 48° 08' 07,1" N 11°35' 04,3" E
Datum:	2012
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 199

Mein Pullover

Es gibt wenige Dinge, für die ich mich in unserer Zeit schäme. Kleidung ist eines davon. Halbjahr für Halbjahr unterliegt sie der Willkür der Mode und ihrer Macher. Dabei betrifft sie mich so direkt wie wenige andere Dinge. Ich trage fast ständig Kleidung. Fast alles, was ich tue, tue ich bekleidet. Und nur in den wenigsten Fällen – meist nur dann, wenn es um Höchstleistung geht – unterstützt mich dabei meine Kleidung. Wenn es im Design darum geht, die Dinge besser zu machen, dann designen wir Menschen unsere Kleidung leider nur in Ausnahmefällen.

Ein solcher Ausnahmefall ist der *Sleeper Full-Zip Hoodie* von *Burton*. Ich besitze drei Exemplare davon und seit zwei Jahren kaufe ich mir jedes Jahr zu Weihnachten einen neuen. Langsam wird das zu einer wunderschönen Gewohnheit. Ich bin dabei, diesen Pullover zu meiner Uniform zu machen. In wenigen Wochen wird es mein vierter sein. Nicht, weil dieser Pullover so schnell verschleißten würde, sondern weil er das einzige Kleidungsstück ist, das ich kenne, das für einen Bereich meines Alltags designt ist, der keine Höchstleistung erfordert. Und solche Kleidung will ich tragen. Der Sleeper Hoodie ist dafür designt, eine Reise angenehmer zu machen; genauer gesagt, eine Reise, bei der man sich nicht selbst bewegt, sondern bewegt wird. In einem Flugzeug zum Beispiel, im Zug oder im Auto. Er ist so geschnitten, dass er meinen gesamten Oberkörper, meine Schultern und Arme und meinen Hals umschließt. Zusätzlich besitzt er eine angenähte Kapuze, die bis auf mein Gesicht meinen gesamten Kopf einhüllen kann. In der Kapuze ist ein Bündel eingezogen, das links und rechts von meinem Hals durch eine kleine Metallöse aus dem Pullover hervortritt. Mit ihm kann ich die Öffnung für mein Gesicht verkleinern, was ich jedoch sehr selten tue. Bei meinem ersten, grauen Slepper Hoodie habe ich es entfernt. Vorn an den Innenseiten der Ärmel gibt es zwei Löcher für meine Daumen. Benutze ich sie, bedecken die Pulloverärmel einen Teil meiner Hände und wärmen sie. Auf der linken Seite, im Innenfutter meiner Sleeper Hoodies, ist eine Innentasche angebracht. Ihr Reißverschluss ist bei meinem ältesten, meinem grauen Sleeper Hoodie – der auch das erste Modell ist, das es gab – horizontal angebracht. Ihr Reißverschluss öffnet nach links, also weg von der Mitte meines Körpers. Auch wenn ich das als sinnvolle Faustregel für die Zugrichtung für Reißverschlüsse erachte, kann ich sie nur mit beiden Händen öffnen und schließen und selbst das jedes Mal nur mit Mühe und Frust. Die erste Version des Sleeper Hoodie ist wie die Betaversion einer Software. Gut, aber deutlich verbesserungsfähig. Und genau das geschieht jedes Jahr. Burton verbessert seit diesem Modell den Sleeper Hoodie jährlich, und so ist der Reißverschluss der Innentaschen bei meinen beiden anderen Pullovern vertikal angebracht. Bei meinem schwarzen öffnet er von oben nach unten – eindeutig die beste Lösung –; bei meinem beigen leider von unten nach oben. Dass mein beiger Sleeper Hoodie eine

Name:	Sleeper Full-Zip Hoodie
Marke:	Burton
Größe:	medium, large
Maße:	160 × 102 × 9 cm (neuester)
Gewicht:	
erster:	808 g
neuester:	899 g
Material:	Baumwolle, Polyester
Farbe:	grau, schwarz, beige
gekauft:	
erster:	Burton Store 56 E Walton St Chicago, IL 60611 USA 41° 54' 00,3" N 87° 37' 34,7" W
neuester:	Burton Store 106 Spring St. New York NY 10012 USA 40° 43' 25,1" N 73° 59' 59,6" W
Datum:	
erster:	Dezember 2007
neuester:	November 2013
bezahlt:	100 Euro/100 US-Dollar
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 200

neuere Version dieses Pullovers ist und trotzdem zu diesem Nachteil zurückkehrt, hat meinen Glauben an das Unternehmen Burton stark erschüttert. In dieser Tasche bewahre ich die Schlafbrille auf, die Zubehör jedes Sleeper Hoodie ist. Sie ist weich und schwarz, und auf ihr steht in weißen Buchstaben:

DO NOT DISTURB [das Zeichen von Burton]

Reise ich, befinden sich in dieser Tasche auch mein Reisepass, mein Geldbeutel und all meine wichtigen Dokumente. Eine Art zweite Schlafbrille ist vorn in die Kapuze eingenäht. Es ist ein Stück Stoff, das sich herausklappen lässt, meine Augen bedeckt und sie so vor Helligkeit abschirmt. Sie verwende ich öfter als die in meinen Innentaschen. Mir fällt es aber ohnehin leicht, an unruhigen Orten zu schlafen, wenn ich wirklich müde bin. An den Stellen, an denen ich meine Hände auf meinen Bauch lege, besitzen meine Sleeper Hoodies jeweils zwei sogenannte Kängurutaschen. Sie werden durch den Reißverschluss getrennt, mit dem ich die Pullover vorn komplett öffnen kann. Er schließt nach oben, und mich fasziniert es jedesmal aufs Neue, wie fein sich die Temperatur in einem Zip-Hoodie durch diesen Reißverschluss regulieren lässt. Die beiden Kängurutaschen sind etwa so groß wie meine Hände und lassen sich mit einem Reißverschluss verschließen. Bei meinem schwarzen nach oben hin, bei meinem beigen nach unten. Bei meinem grauen fehlen diese Reißverschlüsse noch. In der rechten der beiden Taschen ist ein kleines Loch, durch das ein Kopfhörerkabel passt. Im Gegensatz zu einer Innentasche ist dieses Loch in einer Außentasche wie dieser Kängurutasche sinnvoll, da ich so das Kabel meines Kopfhörers im Pullover verlegen kann, ohne es um seinen Bund führen zu müssen. Auf Reisen höre ich meist Musik oder lese. Beides gleichzeitig mache ich aber nie. Oft belasse ich jedoch beim Lesen meine Kopfhörer in meinen Ohren, um seltener angesprochen zu werden. Außen auf der besagten rechten Außentasche ist noch eine weitere, sehr kleine Tasche. Sie lässt sich ebenfalls mit einem kleinen Reißverschluss öffnen und bietet Platz für alle möglichen Kleinigkeiten. Ursprünglich waren darin Ohrstöpsel, die ich allerdings herausgenommen habe, da ich sie nie benutze. Hinten in den Kapuzen, in meinem Nacken, befindet sich ebenfalls eine Tasche mit einem kleinen Reißverschluss. In ihr befindet sich ein aufblasbares, leicht gebogenes Kissen aus Kunststoff. Für das Ventil besitzen die Taschen auf der rechten Seite ein kleines Loch. So kann ich, ohne die Kissen aus ihren Taschen zu nehmen oder die Pullover ausziehen zu müssen, die Kissen mit Luft befüllen oder entleeren. Ich blase sie auf, wenn ich schlafen will, meinen Kopf aber nirgends bequem anlehnen kann. Es macht meinen Sleeper Hoodie für mich zu einer Festung des Wohlfühlens selbst an durch Klimaanlage und Menschenmengen unwirtlichen Orten. Die letzte Besonderheit meiner Sleeper Hoodies sind je zwei kleine Löcher unter den Achseln. Durch sie kann an diesen Stellen Luft in und aus

den Pullovern zirkulieren, die in zu warmen Wartehallen für angenehme Kühlung sorgt. Es sind allerdings erst bei meinem schwarzen und meinem beigen Pullover kleine Löcher. In der ersten Version des Sleeper Hoodie, die ich mir im Herbst 2007 im Burton Geschäft in Chicago in den USA für 100 Dollar gekauft habe, sind es noch mit einem Stoffnetz ausgekleidete Schlitze, die sich mit einem Reißverschluss nach unten hin öffnen lassen. Auch besitzt diese erste Version kein Innenfutter, und am linken Ärmel ist das Zeichen von Burton aus silbernem Metall eingelassen, das bei manchen Bewegungen kalt auf der Haut aufliegt. Meinen schwarzen und meinen beigen Sleeper Hoodie habe ich mir in Deutschland beim Online-Versandhändler *Blue Tomato* für jeweils 100 Euro bestellt.

In wenigen Tagen werde ich aber wieder in den USA sein und mir dort, in New York, im *Burton Store* in der Spring Street 106 meinen vierten Sleeper Hoodie kaufen. Er wird schwarz sein, seine Innentasche und Kängurutaschen werden leider nach oben hin zu öffnen sein, und er wird mich wieder 100 Dollar kosten. Plus Steuer. Aber trotz dieser Nachteile ist es der beste Pullover, den ich auf dieser Welt kenne.

Mein Wasserkocher

Da ich gerne und täglich Tee trinke, besitze ich einen Wasserkocher. Im Prinzip ist er ein großes Gefäß, das mittels Strom Wasser zum Kochen bringt. Da manche Tees aber mit weniger als 100 Grad Celsius heißem Wasser aufgegossen werden, ist es praktisch, dass ich bei meinem Wasserkocher fünf Temperaturen einstellen kann: 50, 60, 70, 85 und 100 Grad. Für grünen Gunpowder-Tee zum Beispiel erhitze ich das Wasser nur auf 85 Grad, für weißen Tee nur auf 70. Mein Wasserkocher ist überwiegend aus Kunststoff. Er ist rund, mit einem Durchmesser von 17 Zentimetern unten und 12 oben. Dabei ist er 26 Zentimeter hoch. Der Teil von ihm, in dem sich das Wasser befindet, besteht aus einem milchig transparenten Kunststoff. Dieser Teil wiederum sitzt in einer Schale aus dünnem Metall, die hinten viel höher ist als vorn. Außen auf dem milchig-transparenten Kunststoff befindet sich eine schwarze Skala, auf der ich ablesen kann, wie viel Wasser sich in meinem Wasserkocher befindet. Sie beginnt bei *Min 0,5 L* und geht bis *Max 1,5 L*. Dazwischen stehen *0,75 L*, *1,0 L* und *1,25 L*. Diese Skala befindet sich auf beiden Seiten meines Wasserkochers. Auf der Rückseite hat mein Wasserkocher einen großen Griff aus schwarzem Kunststoff, auf dem die einzigen beiden Knöpfe sind, mit denen er sich bedienen lässt. Sie sind rund, übereinander angeordnet und haben einen Durchmesser von 14 Millimetern. Auf dem unteren ist die Kontur eines Kreises mit einer vertikalen Linie abgebildet, die vom Zentrum des Kreises nach oben führt, bis sie seine Kontur durchstößt – das gängige Zeichen für An/Aus. Auf dem oberen befindet sich ein Piktogramm eines Quecksilberthermometers. Teil meines Wasserkochers ist außerdem ein Sockel, auf den der Wasserkocher genau passt und auf dem er durch einen dicken Stift in der Mitte des Sockels mit Strom versorgt wird. Vom Sockel aus führt ein 30 Zentimeter langes schwarzes Kabel zu einem Schutzkontaktstecker. Im Moment steckt dieser in einem Adapter, denn in der Schweiz, wo ich zur Zeit wohne, sind die Steckdosen anders geformt als in Deutschland, wo ich meinen Wasserkocher von meiner Mutter geschenkt bekam.

Jeden Morgen öffne ich über einen Schiebemechanismus seinen Deckel und befülle ihn mit Wasser. Für eine Tasse Tee reichen mir die minimalen 0,5 Liter natürlich. Ich habe mich persönlich noch zu keiner Haltung durchgerungen, ob ich es richtiger finde, weniger Wasser als die minimal angegebene Menge aufzukochen, oder etwas Energie für das Aufkochen von zu viel Wasser zu verschwenden. Am besten wäre es wohl, wenn ich 0,5 Liter aufkoche, und das überschüssige heiße Wasser zum Vorwärmen meiner Tasse verwenden würde. Nachdem ich das Wasser in meinen Wasserkocher gefüllt habe, schließe ich seinen Deckel und stelle meinen Kocher auf seinen Sockel. Dann piept er einmal elektronisch. Anschließend drücke ich den oberen seiner beiden Knöpfe – der mit dem Thermometer – viermal. Auf dem kleinen Display darüber erscheinen nacheinander, in

Name:	258544
Marke:	Tchibo
Größe:	1,5 l
Maße:	16 × 25 × 20 cm
Gewicht:	1077 g (exkl. Kabel und Sockel)
Material:	Kunststoff, Metall, Elektronik
Farbe:	schwarz, silber, grau
bekommen:	Luisenstraße 22 78464 Konstanz Deutschland 47° 40' 17,1" N 9° 11' 06,6" E
Datum:	ca. 2009
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 201

rot leuchtenden Lettern, die Ziffern 50, 60, 70, 85. Gleichzeitig wandert ein kleiner roter Punkt oberhalb des Displays von links nach rechts. Über jedem Punkt steht die entsprechende Temperatur, fest auflackiert – allerdings kaum mehr zu erkennen – auf dem Griff. So kann ich kontrollieren auf welche Temperatur ich meinen Wasserkocher eingestellt habe, wenn die Ziffernanzeige nach ein paar Sekunden wieder auf die aktuelle Temperatur wechselt. Während jedem Bedienen des Thermometerknopfs färben außerdem eingebaute Lampen das Wasser in meinem Wasserkocher in einer anderen Farbe. Durch das milchige Gehäuse ist dies sehr gut zu erkennen. Türkis für 50 Grad, Dunkelblau für 60, Pink für 70 und Rot für 85 Grad. Eine Spielerei, die mich nicht weiter stört. Hat das Wasser die entsprechende Temperatur erreicht, piept mein Kocher fünf mal kurz nacheinander. Die Lampen bleiben eingeschaltet, und wenn die Temperatur abfällt, erwärmt mein Kocher das Wasser automatisch wieder bis zur eingestellten Temperatur. Wirklich gebraucht habe ich diese Warmhaltefunktion allerdings noch nie. Oft drücke ich auch nur den unteren Knopf. Er leuchtet rot, und mein Wasserkocher erhitzt das Wasser bis 100 Grad, piept fünfmal und stellt ab. Die Temperaturanzeige bleibt danach für einige Minuten aktiv. Bei dieser Art des Wasserkochens ändern die Lampen im Kocher die Farbe entsprechend der momentanen Temperatur. Ich selbst habe noch nie groß darauf geachtet, aber meine Gäste beeindruckt es stets aufs Neue.

Manchmal – ich wohne in einer Wohngemeinschaft, und meine Mitbewohner verlassen meist vor mir das Haus – komme ich morgens in die Küche und der Wasserkocher zeigt noch eine Temperatur auf seinem Display. Dann weiß ich, dass es nicht lange her sein kann, dass noch jemand hier in der Küche war. Je weniger warm das Wasser, desto mehr Zeit ist seitdem vergangen. Seit mehreren Jahren verrichtet mein Wasserkocher nun zuverlässig seinen Dienst, und immer wieder überrascht es mich, wie laut Wasserkochen eigentlich ist.

Meine Kopfhörer von Philips

Nur wenn ich Laufen gehe und dabei Musik höre, trage ich meine *Philips SHS3200*-Kopfhörer. Es sind kleine 15-Millimeter-Lautsprecher, die an einem Bügel aus schwarzem Kunststoff angebracht sind, den ich um mein Ohr klemmen kann. Dadurch sitzen sie auch bei den über zehntausend monotonen Erschütterungen eines Laufs fest in meinem Ohr, und ich kann ungestört Musik hören. Es sind keine besonders guten Kopfhörer. Ihr Klang ist mittelmäßig und das Gehäuse der Lautsprecher – der Teil, der direkt in meinem Ohr sitzt – ist symmetrisch rund ausgelegt. Mein Ohr hat nicht diese Form, und so gibt es mit Sicherheit bequemere und auch in der Klangqualität bessere Kopfhörer. Ich besitze meine SHS3200 vor allem, weil sie sehr wenig kosten: zwischen 10 und 20 Euro, je nachdem, wo man nachschaut. Die Lautsprecher, ausgestattet mit einem Neodymmagneten, einer Schwingspule aus Kupfer und einer Polyestermembran haben eine Frequenzbereich von 20 bis 20.000 Hertz, eine Impedanz von 16 Ohm, entwickeln einen Schalldruck von bis zu 100 Dezibel, und ihre maximale Leistungsaufnahme ist 15 Milliwatt. Außen auf dem schwarzen Kunststoffbügel ist *PHILIPS* tiefgeprägt. Innen ein *R* für Rechts und ein *L* für Links hochgeprägt. Von beiden Lautsprechern führt ein dünnes schwarzes, 30 Zentimeter langes Kabel zu einem 16 Millimeter langen Kunststoffzylinder. Auf ihm steht *SHS3200* tiefgeprägt. Von dort führt ein Kabel über 85 Zentimeter zu einem silbri-gen 3,5-Millimeter-Klinkenstecker.

Beim Laufen führe ich die Kabel meiner Kopfhörer immer über meinen Rücken und durch den rechten Ärmel meines Laufshirts zu meinem *iPhone 3GS* oder meinem neuen *iPhone 5S*, das ich in einer speziellen Hülle an meinem rechten Oberarm trage. Da es unange-nehm ist, wenn das übrige Kabel – von meinen Ohren zu meinem rechten Oberarm sind es bei weitem keine 1,2 Meter – aus meinem Ärmel hängt, ziehe ich es vor dem Laufen in meinem Nacken zurück durch den Ärmel, bis es straff ist. Dann lasse ich die lange Kabelschlaufe meinen Rücken hinabfallen. Zwischen meinem Laufshirt und meinem Rücken stört sie mich nicht. Allerdings zieht das Ge-wicht der Kabelschlaufe ständig an den Kopfhörern in meinen Oh-ren, so dass ich etwa alle 500 Meter etwas an den beiden Kabeln ziehe, die aus den Lausprechern kommen. Es ist ein Kompromiss, mit dem ich mich arrangiert habe, obwohl ich mich jedes Mal darüber ärgere. Manchmal überlege ich, die Kabelschlaufe mit einem Pflaster an mei-nem Rücken zu fixieren, damit eine Zugentlastung entsteht, aber das ist mir dann jedes Mal zu aufwendig. Es gelänge mir wohl auch nicht, mir selbst ein Pflaster zwischen die Schulterblätter zu kleben.

Heute bin ich wieder mit meinen SHS3200 gelaufen. 17 Kilome-ter durch Basel, den Rhein auf- und abwärts, und zweimal über den Münsterplatz, auf dem gerade ein Riesenrad montiert wurde. Zum ersten Mal habe ich dabei beim Laufen eine Sprechradiosendung ge-hört. Ich hatte sie als Podcast aus dem Internet heruntergeladen. Es

Name:	SHS3200
Marke:	Philips
Maße:	63 × 39 × 29 mm (exkl. Kabel)
Gewicht:	21 g (inkl. Kabel)
Material:	Kunststoff, Elektronik
Farbe:	schwarz
bestellt nach:	Luisenstraße 22 78464 Konstanz Deutschland 47° 40' 17,1" N 9° 11' 06,6" E
Datum:	ca. 2009
bezahlt:	ca. 15 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 202

war die Sendung *Das Philosophische Radio* von WDR 5 vom 4. Oktober 2013, in der Marie-Christiane Beisel mit Moderator Jürgen Wiebicke über Empathie und Vernunft spricht. Die gesamte Sendung war sehr langweilig, und ich hätte lieber wie üblich Musik hören sollen. Nach 52 Minuten und 25 Sekunden und 10 Kilometern Laufstrecke war die Sendung endlich vorbei. Ich dachte eigentlich, dass eine zweite Sendung über *Zufall*, die ich heruntergeladen hatte, im Anschluss abgespielt werden würde, aber dem war nicht so. Die letzten sieben Kilometer lief ich also ohne Ton, allerdings trotzdem mit meinen SHS3200 in meinen Ohren. Denn dort sind sie am besten aufgehoben und stören mich nicht.

Meine Bleistiftkappe

Als ich in Basel in der Schweiz zu studieren begann, sah ich bei einem meiner Dozenten etwas, das ich sofort haben wollte. Es war eine Kappe für einen Bleistift. Sie war aus dunkelgrünen Kunststoff, knapp sieben Zentimeter lang, und im abziehbaren Deckel der Kappe verbarg sich ein Bleistiftspitzer. In der folgenden Woche ging ich in Lindau am Bodensee in ein *Müller*-Drogeriegeschäft und kaufte mir eine solche Kappe. Sie heißt *Perfekter Bleistift* und wird von der deutschen Firma *Faber-Castell* hergestellt. Inklusive Bleistift der Härte B kostete sie mich 6 Euro. So günstig wie diese Kappe ist, so unscheinbar ist sie auch. Sie passt auf jeden herkömmlichen Bleistift mit einem Durchmesser von etwa 7 Millimetern. Mein sechskantiger Bleistift klemmt beim Einschieben leicht fest. Das macht das Aufsetzen der Kappe zu einer sehr leisen Bewegung. Sie ist recht dick und stabil, dennoch nur 7 Gramm schwer, schützt die Bleistiftspitze wunderbar und besitzt außerdem noch einen Ansteck-Clip aus silbrig glänzendem Metall. Auf ihrem Deckel, der sich wie gesagt abziehen lässt und einen Spitzer verbirgt, ist das Zeichen von Faber-Castell tiefgeprägt. Darunter steht:

FABER-CASTELL
since 1761

Auf dem Spitzer, der bis auf seine Klinge aus schwarzem Kunststoff besteht ist zu lesen:

FABER-CASTELL · GERMANY

Er ist abschraub- und austauschbar. Ein Ersatz kostet 4,50 Euro, ein Ersatzdeckel für die Kappe 1,50 Euro. Ein gewöhnlicher Bleistift mit Radiergummi am einen Ende kostet bei Faber-Castell 1,70 Euro. Mein Bleistift sitzt nun stets fest und geschützt in seiner Kappe, die wiederum mit ihrem Clip an dem Gummiband meines Notizbuches hängt.

Meine Bleistiftkappe ist ein sehr stilles Ding. Sie benötigt keine Aufmerksamkeit und auch keine besondere Pflege. Aber sie ist immer da, funktioniert und erfüllt ihren Zweck. Dass sie darüber hinaus auch noch so preisgünstig ist und Faber-Castell auch noch Einzelteile von ihr anbietet, erscheint mir heutzutage fast schon über die Maßen ehrenhaft und selbstlos.

Name:	Perfekter Bleistift
Marke:	Faber Castell
Maße:	68 × 26 × 14 mm
Gewicht:	7 g
Material:	Kunststoff, Metall
Farbe:	dunkelgrün
gekauft:	Müller, Lindaupark Berliner Platz 88131 Lindau Deutschland 47° 33' 13,4" N 9° 42' 12,4" E
Datum:	Herbst 2012
bezahlt:	6 Euro
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 203

Mein Messbecher

Als meine Großmutter gestorben war, gelangte ein metallener Messbecher in den Haushalt meiner Mutter, den sie mir schenkte, als ich darum bat. Es ist ein Messbecher der Firma *Luchs*, der wohl aus den neunzehnhundertfünfziger Jahren stammt. Er heißt *das ideale Kchenmass*, besitzt die Form eines umgedrehten Kegels und Unten bildet ein Sockel seinen Abschluss. berall, wo der Becher nicht bedruckt ist, scheint das blanke, silbrig glänzende Metall hervor. Außen hat er breite, vertikale rote Streifen, und vorn wie hinten steht in einer Raute mit doppelter Kontur unter dem Zeichen der Firma Luchs, einem Piktogramm eines Luchskopfes:

Name:	Messbecher das ideale Kchenmass
Marke:	Luchs
Größe:	0,5 l
Maße:	
Höhe:	150 mm
 unten:	80 mm
 oben:	111 mm
Gewicht:	77 g
Material:	Metall
Farbe:	silber, rot, gelb
bekommen:	Unterfrickhof 88696 Billafingen/Owingen Deutschland 47° 49' 59,3" N 9° 07' 33,8" E
Datum:	ca. 2010
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 204

LUCHS
Messbecher
das ideale
Kchenmass
*

Auch innen ist der Messbecher bedruckt. Es gibt elf Spalten in einem gelben Raster, in denen abwechselnd gelbe und rote Skalen und Angaben stehen. Im Uhrzeigersinn steht dort:

Liter, Zucker, Butter, Sago/Griess/Rosinen, Mehl, Graupen/Reis, Kakao, Erbsen/Bohnen/
Linsen, Pfeffer/weisser/schwarzer

Unter der Skala für Butter, deren Nullstelle etwa auf halber Becherhhe liegt, steht noch:

Bei dieser Skala
Becher vorher bis [Pfeil nach rechts]
mit Wasser fllen!

Neben der Skala für Mehl steht:

Mondamin, Maizena
Gustin u.s.w.

Zwischen zwei Spalten ist ein größeres Feld, in dem zu lesen ist:

"Luchs"
Messbecher
Made in West-Germany
Zahlen bedeuten
Gramm-Gewichte

Ein solches Ding wird wohl heute von niemandem mehr hergestellt. Es ist voll alter Typografie, hat Gebrauchs- und Alterungsspuren, steht nicht eben, sondern wackelt sachte vor sich hin, und hat viele kleine Dellen. Mein Messbecher verrichtet jedoch zuverlässig seinen Dienst und ich kann mir gut vorstellen, ihn einmal meinen Kindern zu vererben.

Mein Festplattenspeicher

Im Holzregal rechts neben meinem Computer steht ein schwarzer Kasten auf vier kleinen Gummifüßchen. Er ist 15 mal 16,2 mal 27 Zentimeter groß und wiegt 4,9 Kilogramm. In ihm befinden sich Tausende meiner Fotos, Videos, Musikstücke und Texte. Es ist ein *Drobo DR04DD14*, ein externer Festplattenspeicher für digitale Daten. Rundherum besteht er aus schwarzem Kunststoff. Unten an seiner Rückseite befinden sich zwei FireWire-800-Steckplätze, einer für ein USB-2.0-Kabel und ein Eingang für 12 Volt Gleichstrom. Fast die ganze übrige Rückseite ist von der gelochten Abdeckung eines elektrischen Lüfters mit 80 Millimetern Durchmesser ausgefüllt. Die Frontplatte ist abnehmbar und wird von vier Magneten gehalten. So sind die vier übereinander angeordneten Steckschächte für jeweils eine 3,5-Zoll-Festplatte zu erreichen. In meinem Drobo steckt im obersten und zweituntersten jeweils eine 1-Terabyte-Festplatte. Die Software *Drobo Dashboard* sorgt bei einem Ausfall einer Festplatte dafür, dass meine Daten nicht verloren sind, sondern auf der anderen Festplatte abrufbar bleiben. Es gibt viele solche RAID-Festplattenspeicher (*Redundant Array of Independent Disks*, zu deutsch *Redundante Anordnung unabhängiger Festplatten*) und sie unterscheiden sich nur in Kleinigkeiten. Meistens müssen sie aber mit ganz bestimmten Festplattentypen ausgestattet werden. Nicht so bei meinem Drobo, weshalb ich ihn mir 2009 auch gekauft habe. Ich kann irgendeine 3,5-Zoll-Festplatte in einen seiner Schächte stecken, egal von welchem Hersteller, welche Speichergröße und welche Geschwindigkeit. Mein Drobo erkennt sie und fügt sie automatisch in das RAID-System ein. Allerdings haben mir meine beiden ersten Platten bis jetzt ausgereicht. Die magnetisch angebrachte Vorderseite meines Drobo ist leicht transparent. So erkenne ich gut die dahinter leuchtenden LED-Lampen. Rechts von jedem Festplattenschacht leuchtet eine LED grün, wenn alles in Ordnung ist, gelb, wenn ihr Speicherplatz bald zur Neige geht und rot, wenn die Festplatte ausgetauscht werden muss. Blinkt eine Lampe abwechselnd grün und gelb, soll man die betreffende Festplatte nicht herausnehmen; und rotes Blinken bedeutet, dass die Festplatte kaputt ist und ausgetauscht werden muss. Diese Erklärungen sind auf der Innenseite des Deckels abgedruckt. Unten an der Vorderseite sitzen zehn kleine blaue LEDs, die anzeigen, wie viel Speicher insgesamt belegt ist. Bei meinem Drobo leuchten acht. Die Software zeigt mir, dass noch 17 Prozent des Speichers frei sind. Den Stecker seines Netzteils habe ich fast immer ausgesteckt, er läuft also selten. Nur wenn ich Daten von ihm benötige oder etwas auf ihn speichern will, stecke ich seinen Stecker in meine weiße Steckerleiste auf dem Boden zwischen meinem Schreibtisch und meinem Regal. Dann ertönt das Surren der Festplatten und des Lüfters. Es knirscht ab und zu, wenn die Festplatten arbeiten, und nach wenigen Sekunden kann ich über ein FireWire-800-Kabel mit theoretischen 800 Megabit pro Sekunde von meinem *iMac* auf meinen Drobo

Name:	DR04DD14
Marke:	Drobo
Maße:	150 × 162 × 270 mm
Gewicht:	4,9 kg
Material:	Kunststoff, Elektronik
Farbe:	schwarz
bestellt nach:	Luisenstraße 22 78464 Konstanz Deutschland 47° 40' 17,1" N 9° 11' 06,6" E
Datum:	2009
bezahlt:	ca. 300 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 205

zugreifen. Das Dateisystem ist ein *Journalled HFS+*. Für die Arbeit an diesem Buch, speziell für die großen Dateien, die die Scans der analogen Fotografien produzieren, habe ich mir eine dritte Festplatte für meinen Drobo gekauft. Sie besitzt 3 Terabyte Speicherplatz, erweitert damit sein RAID-System auf 2,2 Terabyte und steckt zwischen meinen 1-Terabyte-Platten. Die knapp 100 Gigabyte der etwas über zweihundert gescannten Aufnahmen haben darauf reichlich Platz und sind gut gesichert.

Ich habe noch nie in meinem Leben digitale Daten auf Grund eines technischen Problems verloren. Überhaupt ist mir noch nie eine Festplatte kaputtgegangen. Auch meine allererste Festplatte, eine *Lacie* mit 250 Gigabyte Speicher, verrichtet nach fast zehn Jahren noch unermüdlich ihren Dienst als Sicherung meines iMac. Ich schätze mich dafür sehr glücklich, denn die Furcht, digitale Daten zu verlieren, verfolgt mich nicht wirklich. Ich nenne diese Furcht für mich *digitale Unsicherheit*, und mache mir so meine Gedanken darüber, denn es geht ja nicht nur darum, dass meine Daten irgendwo gespeichert sein müssen, und das am besten mehrfach, wie auf meinem Drobo; ich muss sie auch lesen können. Dies ist der schrecklichste Verlust digitaler Daten, den ich mir ausmalen kann – sie noch zu besitzen, aber nicht mehr lesen zu können. Ich besitze zum Beispiel eine große Musiksammlung im MP3-Format. Aber werde ich sie in zehn oder fünfzig Jahren, im Herbst 2063, noch anhören können? Die letzten Jahre bin ich in dieser Hinsicht zuversichtlicher geworden. Vielleicht werde ich diese Dateien in ein paar Jahren in ein anderes Format konvertieren müssen. Ich muss am Ball bleiben. Ein paar Jahre nicht aufgepasst, und meine Daten sind vielleicht für immer verloren.

Mein Flugbuch

Am 28. September 2003 steuerte ich zum ersten Mal als verantwortlicher Pilot ein Flugzeug. Es war ein *Bergfalke III* der deutschen Flugzeugwerft *Scheibe*, ein doppelsitziges Segelflugzeug aus Holz, Stahlrohr und Stoff. 16,6 Meter Spannweite, 7,88 Meter lang und mit mir und einem Bleikissen 357 Kilogramm schwer. Eine Viertelstunde zuvor, bei meinem 61. Start um 12.40 Uhr, war mein Fluglehrer noch auf dem hinteren der beiden Sitze gesessen. Um 12.55 Uhr startete ich dann zu meinem ersten Alleinflug. Es sind immer drei direkt aufeinanderfolgende Starts und Landungen, die man absolviert, wenn man zum ersten mal alleine ein Segelflugzeug fliegt. Bei mir waren es meine Flüge Nummer 62, 63 und 64 um 12.55 Uhr, 13.02 Uhr und 13.10 Uhr. Meine ersten beiden Alleinflüge dauerten 5 Minuten, der dritte 10. Es geht bei diesen Flügen nicht um eine lange Flugzeit, sondern um das Starten und Landen, denn dabei passieren die meisten Unfälle. Das Fliegen selbst ist in den seltensten Fällen gefährlich.

Ich habe alle meine Segelflüge in meinem Flugbuch vermerkt. Das muss jeder Segelflugpilot tun. Meines ist ein kleines dunkelblaues Buch im Format 15 mal 11 mal 1 Zentimeter. Es wiegt 123 Gramm und ist klebegebunden, mit einer harten Decke. Vorne auf dem Umschlag steht unten rechts in silbrig glänzender Folienprägung:

Flugbuch

Der erste Eintrag ist vom 13. April 2003. In der Spalte *Flug-Nr.* steht eine 1. Unter Luftfahrzeug-Baumuster wieder der Bergfalke III, was durch *BF III* abgekürzt ist. Unter Kennung steht 8688. Unter *Luftfahrzeugführer* ist mein Name eingetragen, unter *Begleiter* der meines Fluglehrers. Unter Startart steht ein *W* für Windenstart. *Startzeit*: 14.05, *Landezeit*: 14.10. Das entspricht einer *Flugzeit* von 5 Minuten. *Startort* und *Landeort* sind *Kisslegg*. Pro Seite kann ich zehn Flüge eintragen. Mein letzter Eintrag ist vom 26. Juli 2008. Es ist mein Flug Nummer 187 von 13.40 bis 13.45 Uhr. Ich flog allein, diesmal einen *Twin II Acro* von *Grob*. Der Acro ist ein doppelsitziges Kunststoffsegelflugzeug: 17,5 Meter Spannweite, 8,18 Meter lang und mit mir 460 Kilogramm schwer. Dieser Flug war bis heute mein letzter Segelflug, da ich im Herbst desselben Jahres zu studieren begann und keine Zeit mehr für das Fliegen aufbringen konnte, worüber ich noch heute sehr traurig bin.

Wenn ich durch mein Flugbuch blättere, erinnert mich das an viele besonders schöne Flüge. Manchmal habe ich in der Spalte Bemerkungen/Bestätigung etwas eingetragen. Da ist zum Beispiel mein Flug Nummer 171. Ich saß hinten als Begleiter im Acro, und wir starteten um 19.25 Uhr. Die Sonne stand bereits rot im Nordwesten, und es ging uns nur um eines: Eine möglichst hohe g-Kraft. Wir klinkten uns in etwa 300 Metern Höhe aus der Seilwinde aus, stachen sogleich steil hinab, um Schwung zu holen, um dann mit etwa 180 Kilometern pro Stunde nahezu senkrecht in den Himmel zu schießen. Auf dem

Name:	Flugbuch
Marke:	Heinrich Holtkamp GmbH
Maße:	15 × 11 × 1 cm
Gewicht:	157 g
Material:	Papier, Kunststoff
Farbe:	blau, silber
bekommen:	Auwiesenweg 39 88239 Wangen im Allgäu Deutschland 47° 40' 43,7" N 9° 49' 33,8" E
Datum:	Frühjahr 2003
bezahlt:	ca. 10 Euro
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 206

g-Messer stand der Zeiger auf 6. Es hatte uns mit dem sechsfachen unseres Körpergewichts in die Sitze gedrückt. Ein einzigartiges Gefühl. Was ich jedoch als noch viel schöner in Erinnerung habe, waren die negativen g-Kräfte, die auf uns wirkten, als wir unser Flugzeug nach der rasanten Tal- und Bergfahrt wieder in die Horizontale brachten. Es waren nicht so viele, vielleicht 3 g, aber da unser Flugplatz nur aus großen Wiesen besteht und manchmal kleine Grashalme an den Schuhen hängenbleiben, die sich dann am Boden der Flugzeuge sammeln, wurden plötzlich all diese kleinen Grashalme durch die waltenden Kräfte nach oben in die Kabine getragen und schwebten für einige Sekunden vor mir. Sie schimmerten kurz im Abendrot und legten sich dann wieder lautlos auf den Boden. Ein unglaubliches Schauspiel, das es so nur in einem Segelflugzeug geben kann. – Oder mein Flug Nummer 100. Ich flog wieder als Begleiter, diesmal im Bergfalken. Und zum ersten Mal hatte ich nicht die Schuhe an, mit denen ich alle meine 99 Flüge zuvor absolviert hatte. Ich bin nicht abergläubisch, aber ich habe es als Bemerkung in mein Flugbuch geschrieben. Dann gibt es noch meinen Flug Nummer 72. Diesmal flog ich allein im Bergfalken, und die Thermik, die ihn und mich nach oben zog, war gewaltig. Ich flog 40 Minuten und erreichte eine Höhe von 1400 Metern über Platz. Das sind 2040 Meter über dem Meer. Nicht nur die Erde sah von dort oben klein aus, auch ich fühlte mich dort oben winzig. Für mich war auch mein Flug Nummer 93 besonders. Ich flog als Begleitung im *DUO-Discus T* von *Schempp-Hirth*, dem leistungsfähigsten Flugzeug, das wir hatten. Es hat eine Spannweite von 20 Metern bei einer Länge von 8,62 Metern und einem Leergewicht von 458 Kilogramm. Es ist ein moderner Kunststoffsegler aus dem Jahr 2000 mit einer Gleitzahl von 45. Das bedeutet, bei einem Kilometer Höhe kann er bei ruhiger Luft, 45 Kilometer weit gleiten. Das ist sehr weit. Wir flogen dreieinhalb Stunden über Mittag, entlang der Alpennordseite Richtung Osten. Dabei habe ich das Schloss Neuschwanstein von oben gesehen. Es gibt so viele Flüge, die ich nie vergessen werde. Als ich etwa mit der *Ka 8b* von *Schleicher*, die leer nur 208 Kilogramm wiegt, selbst mit gezogenen Bremsklappen noch stieg, oder als ich mit dem Acro vor einem aufziehendem Gewitter davonflog. Mein Flugbuch bietet noch Platz für 363 Einträge, und ich hoffe sehr, irgendwann ein zweites beginnen zu müssen. Ich sollte aufhören zu studieren und wieder fliegen.

Mein Handy-Armband

Da ich mein *iPhone* dazu benutze, meine Läufe per GPS aufzuzeichnen, besitze ich ein *DualFit Sports Armband* von *Belkin*. Es ist ein Armband aus schwarzem Neopren mit einer Tasche, in die ich mein Handy von oben hineinstecken kann. Durch einen Klettverschluss kann ich den Umfang des Armbandes bestimmen. Meistens trage ich es an meinem rechten Oberarm. Bei sehr langen Läufen bei heißem Wetter schwitze ich unter meinem Armband, was durch viele kleine Löcher im Band erträglich gemacht wird und noch nie unangenehm war. Laut einem rotem Aufdruck in der Handy-Tasche darf ich es bei 30 Grad Celsius waschen, jedoch nicht bügeln, bleichen oder in einem Trockner trocknen. Unter diesen Symbolen steht Made in China. Meistens spüle ich es nur kurz unter kaltem Wasser ab und hänge es danach zum Trocknen auf. Ich glaube es hat mich um die 25 Euro gekostet. Die Tasche für mein Handy besteht vorne aus transparentem Kunststoff, hinten aus dem schwarzen Neopren des Armbands. Der Touchscreen meines Handy lässt sich durch diese Kunststoffabdeckung hindurch nur sehr schwerfällig bedienen. Oft muss ich mehrmals drücken, aber da ich lediglich der Software *Nike+Running* per Berührung mitteile, dass ich gleich meinen Lauf starte beziehungsweise beende, stört das nicht weiter. Praktisch ist auch das kleine Schlüsselfach meines Armbands: Es ist eine 2,5 Zentimeter lange Tasche im Armband, rechts neben der Handy-Tasche. In sie passt genau ein flacher Schlüssel, wie er für viele Sicherheitsschlösser verwendet wird. Auch mein Hausschlüssel ist solch ein Sicherheitsschlüssel, und vor jedem Lauf löse ich ihn vom Ring an meinem Schlüsselbund und stecke ihn in diese kleine Tasche meines Armbandes. Dort stört er mich nicht während meines Laufs, und ich komme anschließend zurück in meine Wohnung. Ich darf nur nicht vergessen, diesen Schlüssel nach dem Laufen wieder an meinem Schlüsselbund zu befestigen. Selten passiert mir das, und dann gehe ich abends ohne meinen Hausschlüssel aus dem Haus. Allerdings ist fast immer einer meiner Mitbewohner daheim, sodass ich trotzdem wieder nach Hause komme.

Name:	DualFit Sports Armband
Marke:	Belkin
Maße:	130 × 155 × 45 mm
Gewicht:	43 g
Material:	Neopren, Kunststoff
Farbe:	schwarz, rot
bestellt nach:	Luisenstraße 22 78464 Konstanz Deutschland 47° 40' 17,1" N 9° 11' 06,6" E
Datum:	2009
bezahlt:	ca. 25 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 207

Mein Skateboard

Soweit ich zurückdenken kann, habe ich ein Skateboard besessen. Von meinem ersten habe ich die Erinnerung, es in Italien geschenkt bekommen zu haben. Ich sehe ein einzelnes Haus im Wald vor mir, in dem wohl Freunde von uns wohnten, die es mir schenkten. Mit der Realität hat diese Erinnerung aber wahrscheinlich wenig zu tun. Ich weiß auch nicht, ob es dieses Skateboard noch irgendwo gibt. Vielleicht auf irgendeinem Dachboden, hinter Brettern, unter Staub. Es war vornehmlich weiß, sehr breit und hatte noch ein gerades Ende. Seine vier Rollen waren rot und seine beiden Achsen aus schwarz lackiertem Metall. Ich glaube, ich bin es nicht besonders oft gefahren. Irgendwann bekam ich dann ein neues. Inzwischen waren Skateboards schmaler geworden, länger, und vorn und hinten gleichermaßen rund geformt und nach oben gebogen. Ich war nicht besonders gut, konnte vielleicht zwei, drei Tricks und fuhr immer noch nicht besonders häufig. In Mailand in Italien wurde es beinahe von einem Auto überfahren, als es mir auf eine Straße entglitt.

Erst als ein paar meiner Freunde – wir waren wahrscheinlich zwölf oder dreizehn Jahre alt – häufiger zu skaten begannen, fuhr auch ich öfter. Ich wünschte mir ein neues Skateboard und bekam es. Es war eine Zeit lang mein ganzer Stolz, und ich zeigte mich gern mit ihm. Das Deck ist ein blaues *Minilogo* von *Paul*. Es hat keine große Grafik auf der Unterseite, eben nur ein Minilogo, und kostet deswegen weniger. Jetzt gerade steht es hinter mir an meinem Arbeitsplatz. Die Achsen sind von *Destructo*, und ich weiß, dass sie in einem Katalog immer als unzerstörbar angepriesen wurden. Das kann ich nur bestätigen. Noch heute, fünfzehn Jahre später, fahre ich dieselben Achsen. Besonders mochte ich meine Rollen. Sie waren von *World Industries*, und sie zierte eine Grafik des *Roten Barons* in seiner *Fokker Dr.1*. Sie habe ich vor ein paar Monaten weggeworfen, als ich mir neue, 62 Millimeter durchmessende Rollen von *Globe* kaufte. Ich war mir sicher, dass ich sie zu nichts mehr gebrauchen würde, und als Erinnerungsstück hebe ich mir das Deck auf. Das lässt sich an die Wand hängen oder zu einem Regal umbauen. Gleichzeitig mit meinen Rollen ersetzte ich nämlich auch mein Deck durch ein ein 8 Zoll breites oranges *Die Cut* von *Über*. Dazu kam noch neues Griptape. Alle übrigen Teile – die Schrauben, Achsen und Kugellager – sind die von meinem über zehn Jahre alten letzten Skateboard. Die großen Rollen – meine alten hatten vielleicht 52 Millimeter Durchmesser – kaufte ich mir deshalb, weil ich inzwischen weniger Freestyle fahre, sondern einfach nur von A nach B cruise. Dabei sind größere Rollen angenehmer, weil sie schneller, ruhiger und leiser sind. Wirklich viele Tricks kann ich auch heute nicht. Dafür habe ich all die Jahre zu wenig geübt. Skateboarden ist harte Arbeit und der schwierigste Sport, den ich je kennengelernt habe. Meiner Meinung nach können ihn nur der US-Amerikaner Rodney Mullen und der Spanier Kilian Martin leicht aussehen lassen. Sie skaten zu sehen entspricht meiner Vorstellung von Schönheit.

Name:	
Deck:	Die Cut
Marke:	
Deck:	Über
Achsen:	Destructo
Rollen:	Globe
Größe:	8 Zoll
Maße:	805 × 202 × 131 mm
Gewicht:	2632 g
Material:	Holz, Metall, Kunststoff
Farbe:	schwarz, orange, pink
bestellt nach:	Fliederstraße 15
	88147 Achberg
	Deutschland
	47° 36' 57,5" N
	9° 42' 47,3" E
Datum:	ca.1999–2013
bezahlt:	ca. 100 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 208

Mein iPad-Ständer

Ich habe mir einen Ständer für mein *iPad* gebaut. Er besteht aus einem Stück starkem Papier im Format DIN A5, also 148 mal 210 Millimeter, drei Tackerklammern aus silberfarbenem Metall und etwas transparentem Klebefilm aus Kunststoff. Von der Seite betrachtet hat er die Form von zwei Dreiecken. Das hintere ist mit 5,1 Zentimetern Höhe das größere. Das vordere ist 1 Zentimeter hoch. Beide Dreiecke entstehen durch Faltungen im Papier. Zwischen den beiden Dreiecken habe ich eine 0,9 Zentimeter breite, gerade Fläche gelassen, genauso breit, wie mein *iPad 2* dick ist. Wenn ich es in den kleinen Spalt zwischen den beiden Papierdreiecken stelle, dann lehnt es an dem hinteren, hohen und wird vom vorderen, kleinen daran gehindert, nach vorne wegzurutschen. Damit das vordere Dreieck nicht durch das Gewicht des iPad umklappt, musste ich es mit den drei Tackernadeln am darunter durchlaufenden Papierboden befestigen. An der Rückseite des hinteren Dreiecks, wo die beiden Enden des ursprünglichen Papierstücks zusammenkommen, habe ich diese mit drei Streifen Tesafilm befestigt. Zwei weitere Streifen kleben an den Seiten des großen Dreiecks und verbinden seine beiden aufragenden Seiten. So steht mein iPad nun, in einem Winkel von 8 Grad nach hinten geneigt, in seinem Papierständer. Durch ihn schwebt es auch etwa 3 Millimeter über der Tischplatte, was mir gut gefällt. Auch jetzt, als ich gerade mit meiner Bluetooth-Tastatur diesen Text auf ihm schreibe. Ich hatte schon lange über einen solchen Ständer nachgedacht. Natürlich gibt es unzählige zu kaufen, aber für eine solch einfache Funktion – mein iPad aufrecht zu halten – wollte ich kein Geld ausgeben. Da die Oberfläche des iPad sehr homogen ist, rutscht es leicht weg, wenn ich es in einem zu flachen Winkel anlehne. Es braucht also unbedingt etwas vor dem iPad, das es festklemmt. Bei meinem Papierständer ist das das vordere, kleine Dreieck. Es hält allerdings nur durch die drei Tackernadeln. Diese sind sehr wichtig. Das Papier allein ist zu schwach, mein iPad aufzuhalten. Mein Traum wäre ein einfacher Ständer, der sich in ein paar Minuten aus jedem beliebigen Papier im Format DIN A4, also 210 mal 297 Millimeter falten ließe. Aber noch bin ich nicht auf sein Design gekommen.

Name:	—
Konstrukteur:	Simon Felix Tarantik
gebaut von:	Simon Felix Tarantik
Maße:	148 × 51 × 42 mm
Neigung:	8°
Gewicht:	15 g
Material:	Papier, Metall, Kunststoff
Farbe:	grau, blau
gebaut:	Hirzbodenweg 47 4052 Basel Schweiz 47° 32' 59,3" N 7° 36' 29,6" E
Datum:	2012
bezahlt:	0 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 209

Meine Nachttischleuchte

Name:	Schreibtischleuchte grün Messing
Marke:	Biber
Maße:	26 × 49 × 26 cm
Gewicht:	4139 g (inkl. Kabel)
Material:	Opalglas, Messing, Kupfer, Textil
Farbe:	grün, weiß, goldbraun
bestellt nach:	Luisenstraße 22 78464 Konstanz Deutschland 47° 40' 17,1" N 9° 11' 06,6" E
Datum:	5. November 2010
bezahlt:	296,50 Euro (Geschenk)
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 210

Mit der rechten Hand greife ich über meine Schulter nach hinten. Ich sitze in meinem Zimmer. Es ist dunkel, nach neun am Abend. Meine Finger greifen eine Kette aus kleinen Messingkugeln. Ich ziehe, es klickt, und ein ruhiges Licht erfüllt den kleinen Raum. Ich sitze auf meinem Bett, den Rücken an der Wand, die ein kleines Eck bildet, für den Kamin. Neben dem Kamin, hinter meinem Bett, steht mein Nachttisch. Darauf steht stets, auf einem runden Bierdeckel aus Pappe, ein Glas Wasser. Hiner dem Wasserglas, auf dem dunklen Holz des Nachttischs, liegt die dunkelgrüne Kappe meines Bleistifts, mit dem ich gerade diese Zeilen in mein Notizbuch schreibe. Neben dem Glas liegt das *Kleine Wörterbuch der Architektur*, im schönen Reclamgelb. Auf ihm liegt mein Handy. Ganz hinten auf meinem Nachttisch, angelehnt an die Wand, steht eine große Fotografie. Darauf sind zwei meiner besten Freunde und ich irgendwo in einem Wald in Südschweden. Vor diesem Bild, auf meinem Nachttisch, steht meine Nachttischleuchte. Ihr runder Sockel aus massivem Messing misst 18 Zentimeter im Durchmesser. Er ist auf der Unterseite mit grünem Filz bezogen. Das schützt meinen Nachttisch. Ein 13 Millimeter dickes Messingrohr führt aus der Mitte des Sockels senkrecht nach oben. Seinen Abschluss bildet eine abschraubbare, 20 Millimeter durchmessende Messingkugel. An diesem Rohr ist ein zweites Rohr durch zwei mit Schrauben fixierten Schellen befestigt. An diesem zweiten Messingrohr ist der Lampenschirm aus Opalglas befestigt. Er ist mundgeblasen und außen grün und innen weiß. Blicke ich von meinem Bett aus unter diesen Lampenschirm, sitzt die Fassung mit der Glühbirne auf der rechten Seite. Es ist eine 40-Watt-Glühbirne. Ein mit schwarzem Stoff ummanteltes Kabel versorgt sie mit Strom. 230 Volt sind es hier in der Schweiz. Ich habe diese Leuchte von meiner Mutter geschenkt bekommen, allerdings selbst bestellt. Ich tat dies am 5. November 2010 beim Versandhändler *Biber*, und ihre Bezeichnung dort lautet *Schreibtischleuchte grün Messing*. Mit knapp 300 Euro ist meine Nachttischleuchte die teuerste Leuchte, die ich besitze.

Jeden Abend, nachdem ich gelesen habe, ziehe ich an der Kordel meiner Nachtschleuchte, die zu der Glühbirnenfassung unter ihrem Lampenschirm führt. Es klickt, und mein kleines Zimmer hüllt sich in Dunkelheit. Und jeden Morgen, zumindest im Winter, wenn es noch dunkel ist, greife ich zuallererst nach ebendieser Kordel und ziehe mich an ihr aus meinem Traum hinauf ins Licht. Es klickt, und ich beginne einen neuen Tag.

Mein Rennrad von Epple

Manche der Radler, die auf ihren Karbonrädern an mir vorbeiziehen, gratulieren mir zu meinem blauen Rennrad von *Epple*. Es ist wohl mindestens zwanzig, vielleicht dreißig Jahre alt und in einem hochentwickelten Bereich wie dem Radsport ein Ding aus grauer Vorzeit. Bis vor ein paar Jahren habe ich Rennradfahren für langweilig gehalten. Dann habe ich es selbst ausprobiert. Es ist ein unglaublicher Sport. Die »Monotonie des Alltags zu unterbrechen und durch die Monotonie der Bewegung in einem ästhetischen und in einem physischen Sinn zu transzendieren«, wie es der österreichische Philosoph Konrad Paul Liessmann so schön beschreibt, ist wundervoll. Den Kopf dabei nur ganz leicht hin und herwiegend. Immerzu die gleichen Geräusche, immerzu grauer Teer unter den Reifen. Immerzu anstrengend, immerzu schnell. Einen besseren Ort um zu denken habe ich noch nicht gefunden. Die Anstrengung meiner Beine befreit meinen Kopf. Ich habe mir schon öfter überlegt, einen Notizblock und einen Stift am Lenker anzubringen, denn genau so schnell wie mir der Fahrtwind die Gedanken in den Kopf bläst, so schnell rase ich durch sie hindurch, und sie liegen unwiederbringlich hinter mir. Mir gefällt allerdings die Idee nicht, die Aerodynamik meines Rades durch eine solche Stümperei zu verschlechtern; auch wenn ich bei weitem nicht auf dem Niveau fahre, auf dem man sich über so etwas Gedanken machen muss.

Meine Fahrräder waren, bis ich Anfang zwanzig war, immer Mountainbikes gewesen und ich sah sie als Gebrauchsgegenstände, um von A nach B zu gelangen. Bis mir eines Tages – es müsste im Frühling 2011 gewesen sein – meine Mutter erzählte, dass ein Herr aus unserer Nachbarschaft ein schönes altes Rennrad in seiner Garage stehen habe, das er verkaufen wolle. Ein paar Wochen später gingen meine Mutter und ich zu ebendiesem Herrn, und tatsächlich stand in seiner Garage ein blitzsauberes blaues Rennrad des Memminger Herstellers *Epple*. Es war in einem traumhaften Zustand. Es besitzt noch eine Rahmenschalung und Metallkörbchen mit weißen Lederriemen an den Pedalen. 50 Euro waren eigentlich viel zu wenig, aber mehr wollte der Herr partout nicht dafür haben. So stand es flugs bei mir daheim. Seine Schalung und seine Bremsen sind vom japanischen Hersteller *Schimano*. Auf den gelochten Bremshebeln steht:

Schimano 600

Vorn hat es zwei Kettenblätter und hinten sechs Ritzel. Seine vordere Gabel ist verchromt und glänzt in der Sonne. Sein Lenker ist kein typischer Rennradlenker, sondern eine Art Triathlonlenker, also an den Enden nicht nach unten, sondern nach oben gebogen. Allerdings fehlt der Mittelbau, auf den ich meine Unterarme ablegen könnte, um auf ebenen Strecken schneller zu fahren. Das alte Lenkerband habe ich durch ein weißes ausgetauscht, eine weiße Halterung für eine Trinkflasche an der unteren Rahmenstrebe angeschraubt und

Name:	—
Marke:	Epple
Rahmenhöhe:	57 cm
Maße:	1640 × 1000 × 445 mm
Gewicht:	11 kg
Material:	Metall, Kunststoff
Farbe:	blau, chrom, silber
gekauft:	Panoramastraße 7 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 52,4" N 9° 42' 44,8" E
Datum:	2011
bezahlt:	50 Euro
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 211

einen neuen Sattel angebracht. Der alte weiße Sattel war sehr breit und nicht für meinen Körper und das schnelle Fahren geeignet. Momentan ist es ein Sattel des Herstellers *Ritchey*, den ich von meinem *Wilier*-Rennrad abmontiert habe; aber das ist eine andere Geschichte.

Ich pflege mein blaues Rennrad, wenn ich Zeit dazu habe, so gut ich kann. Unbedingt muss ich auch die kleine metallene Plakette wieder vorn am Rahmen anbringen. Sie ist nur angeklebt gewesen und irgendwann abgefallen. Ich bewahre sie seitdem in meiner Schreibschublade auf. Sie ist etwa 5 Zentimeter hoch, goldfarben umrandet und zeigt das ebenfalls goldfarbene Zeichen von Epple auf blauem Grund: Einen Drachen mit gezacktem Schwanz und heraushängender Zunge. Darunter steht in roter Schrift, deren Buchstaben weiß umrandet sind:

Epple

Ich schinde mein Rad nicht und bemühe mich sehr, es angemessen zu behandeln. Ich lasse es zum Beispiel nie über Nacht draußen stehen. Meistens steht es mit den vielen Rädern meiner Mitbewohner im Treppenhaus, und wenn ich bei Regenwetter fahren musste – was ich stets zu vermeiden suche – lieber laufe ich; dann trockne ich es hinterher ab. Als ich noch in Konstanz wohnte, stand dieses Rad sogar auf einem Regal über meinem Bett. Mit einem Band sicherte ich es an der Wand, und nur einmal fiel es nachts auf mich herab, wovon noch ein Kettenschmierfleck auf einer meiner Bettdecken zeugt. Am Lenker hängt fast immer ein vierstelliges Zahlenschloss von *Abus* und daneben befestige ich bei Nacht mein vorderes Fahrradlicht. Das rückwärtige rote Licht befestige ich an der silberglänzenden Sattelstange. Momentan habe ich noch einen Gepäckträger aus schwarzem Metall angebaut. Im Sommer bin ich mit diesem Fahrrad eine Radtour mit meiner Familie und Freunden gefahren und benötigte ihn zur Befestigung der Satteltaschen. Ich habe ihn bis jetzt montiert gelassen, da ich hier in Basel jeden Dienstag einen Gemüsekorb hole. Umliegende Höfe packen den Korb und stellen ihn an einem bestimmten Ort ab. Mit dem Gepäckträger kann ich ihn einfacher transportieren; auch wenn es eine Schande ist, ein solches Rad mit einem derartigen Anbau zu versehen. Ich werde ihn bald wieder abnehmen. Ein Rennrad ist kein Lastesel. Es sind lange Fahrten ohne Gepäck, von A nach A, also im Kreis, die einem Rennrad gebühren. Wenn ich im Sommer, im Schatten der Bäume, die Landstraße 12 hinaufkrieche, die um den Berg Pfänder am Bodensee führt, fühle ich mich mit meinem Epple-Rennrad am wohlsten. Auch wenn ich für derartige Fahrten inzwischen mein neues Rennrad gebrauche und mit meinem Epple fast nur noch von A nach B fahre. Inzwischen sind es daher die wenigen Sekunden, die ich jeden Morgen mit ihm den Klosterberg in Basel hinuntersause, in denen es auf seine Kosten kommt. Ich fahre dann stets rhythmische Schlangenlinien, um mehr Spaß zu haben.

Mein Typometer

Durch mein Studium des Kommunikationsdesign beschäftige ich mich seit fünf Jahren mit der Typografie, dem Einsatz von Schriftzeichen, mit der Größe dieser Zeichen, mit Schrifttypen und ihrer Anordnung auf dem Papier oder worauf auch immer. Zur Vermessung von Schriftzeichen besitze ich ein Typometer von *PAGE*, einer Zeitschrift für Design, Werbung und Medien. Es ist ein 325 mal 105 mal 1 Millimeter messendes Rechteck aus transparentem Kunststoff mit abgerundeten Ecken. Auf der Unterseite sind – gespiegelt, damit sie von oben betrachtet richtig stehen – viele unterschiedliche schwarze Skalen und Angaben aufgedruckt: Ein gängiges Millimetermaß mit Angaben von Falz- und Lochmarke sowie mit der Fensterposition für Geschäftsbriefe im Format DIN A4; zwei Inchmaße (eines mit 32 und eines mit 20 Unterteilungen pro Inch); eine Tabelle mit Maßangaben der DIN A-, B- und C-Reihe von 0 bis 6; die Maße der beiden gängigsten Papierformate in den USA (Letter: 215,9 mal 279,4 Millimeter und Tabloid: 279,4 mal 431,8 Millimeter); ein Picamaß (ein DTP [Desktop-Publishing]-Pica-Punkt entspricht 0,35277 Millimetern), die Angaben, wie viele Zentimeter ein Inch sind (2,54), wie viele Inch ein Zentimeter (0,39) und wie viel Millimeter ein Point ist (0,35277); neun kurze Linien der Stärke 0,25 PT (Punkt) bis 6 PT; eine kleine Illustration, was bei einem Buchstaben Oberhöhe, Schriftlinie und Unterlänge sind; eine Skala der Kegelmaße von 4 bis 36 PT mit gleichbleibender Schriftlinie; und schließlich zehn Skalen für 6 bis 15 Punkt, um die Zeilen eines gesetzten Textes zu zählen. Klein an der Seite steht noch:

Name:	PAGE DTP-Typomaß
Marke:	Page
Maße:	326 × 105 × 1 mm
Gewicht:	38 g
Material:	Kunststoff
Farbe:	transparent, schwarz
bestellt nach:	Luisenstraße 22 78464 Konstanz Deutschland 47° 40' 17,1" N 9° 11' 06,6" E
Datum:	2011
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 212

© MAXBAUER & MAXBAUER, 2005

Mein Typometer habe ich von dem Berliner Büro für Szenografie und Ausstellungsgrafik geschenkt bekommen, in dem ich im Sommer 2010 gearbeitet habe. Es ist eingeschlagen in ein starkes rosa Papier, auf dem das gesamte Typometer abgebildet und erklärt ist.

Ich gebrauche es zwar nicht regelmäßig, aber es ist eines der Dinge, die allein durch ihre Existenz Präzision einfordern, da jede Abweichung bis zu einem gewissen Grad überprüfbar ist. Ich liebe die Idee der Genauigkeit und ich bemühe mich stets, so genau wie möglich zu sein.

Mein Falzbein

Ein Werkzeug, das ich für Arbeiten mit Papier oft benötige, ist mein Falzbein. Es ist ein länglicher, harter Gegenstand aus Polytetrafluorethylen, kurz PTFE, und dient mir zum exakten und faltenfreien Falzen von Papieren. Es ist 15 Zentimeter lang, 2 Zentimeter breit und in der Mitte 5 Millimeter dick. An den Rändern läuft es schmal zu, was seinem Querschnitt die Form einer Ellipse gibt. Das eine Ende ist stumpf und leicht abgerundet, das andere spitz, jedoch auch gerundet, so dass nicht die Art von Spitze entsteht, die schnell ein dünnes Papier verletzen könnte. Mein Falzbein ist weiß und glänzt stumpf. Mich erinnert es irgendwie an eine Stricknadel, aber sein Zweck ist es, Papierfaltungen so auszuführen, dass sie möglichst scharfkantig werden und keine ungewollten Knicke und Falten im Papier entstehen, sondern nur der eine, von mir gewollte. Und genau diesen Zweck erfüllt es.

Name:	—
Marke:	—
Maße:	151 × 20 × 4 mm
Gewicht:	17 g
Material:	Polytetrafluorethylen
Farbe:	elfenbeinfarben
bestellt nach:	Luisenstraße 22 78464 Konstanz Deutschland 47° 40' 17,1" N 9° 11' 06,6" E
Datum:	2011
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 213

Mein Badmintonschläger

Ich weiß nicht, ob er es noch weiß – aber ich habe seit über zehn Jahren den Badmintonschläger, der einem meiner besten Freunde gehört. Als ich acht Jahre alt war, begannen wir gemeinsam einmal in der Woche Badminton zu spielen. Immer Dienstags. Wir waren mindestens fünf, sechs Freunde, und wir spielten jahrelang, ohne dabei besonders hart zu trainieren, einfach aus purem Spaß. Nach mehreren Jahren wurden wir immer weniger, und da ich in dem Dorf wohnte, in dem wir spielten, lag der Schläger meines Freundes, der inzwischen nicht mehr spielte, stets bei mir daheim, in der Kammer bei den Schuhen. Als er aufgehört hatte zu spielen, blieb der Schläger dort liegen, und irgendwann fing ich an, mit ihm zu spielen. Es ist ein *Powerflow BR-Pro* von *Carlton*. Er steckt, bis auf seinen Griff, an dem ich vor Jahren einmal das schwarze Griffband erneuert habe, in einer Schutzhülle aus schwarzem Kunststoff. Der Schläger ist in einem guten Zustand und hervorragend zu spielen – wobei ich zugeben muss, dass ich nur wenige andere Badmintonschläger kenne. Über die Jahre habe ich unzählige Spiele mit ihm gespielt und mich sehr an ihn gewöhnt. Und nur in Ausnahmen, die ich an einer Hand abzählen kann, war es an keinem Dienstagabend. Viele habe ich gewonnen, ein paar verloren. So wie das eben ist im Sport. Vor 2006 habe ich mit ihm noch um Aufschläge gespielt; nach 2006, als im Sommer auf die Rallye-Punkt-Zählweise umgestellt wurde, bei der jeder Fehler ein Punkt für den Gegner ist und nicht nur bei eigenem Aufschlag gepunktet werden kann, immer nur um Punkte.

Ich habe meinen Badmintonschläger überallhin mit umgezogen, auch wenn ich in Konstanz nur einmal mit ihm gespielt habe. Vor ein paar Jahren habe ich mir sogar eigene Bälle gekauft. Nur für den Fall. Bis heute habe ich noch mit keinem von ihnen gespielt. Badminton ist aber noch immer mein Sport, und ich will bereit sein, wenn es wieder losgeht. Nur wenn mein Freund nach seinem Schläger fragen würde, gäbe ich ihn ihm umgehend zurück und würde mir noch am selben Tag einen eigenen kaufen.

Name:	Powerflow BR-Pro
Marke:	Carlton
Maße:	667 × 201 × 33 mm
Gewicht:	97 g
Material:	Metall, Kunststoff
Farbe:	schwarz, silber, weiß
geliehen:	Schulstraße 9 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 49,4" N 9° 42' 53,7" E
Datum:	ca. 2002
Bedeutung:	Fetisch
Abbildung:	Seite 214

Mein Geldbeutel

Die Suche nach dem perfekten Geldbeutel habe ich aufgegeben. Aus unerfindlichen Gründen gibt es ihn nicht. Der eine hat zu viele Kartenfächer, der andere zu wenige. Der mit der richtigen Anzahl hat kein Münzfach, und der mit Münzfach nur ein einziges Scheinfach und so weiter. Das größte Problem, das ich mit Geldbeuteln habe, ist, dass die meisten der Marken, die ich vom Stil her bevorzuge, amerikanischer oder australischer Herkunft sind. Das wiederum bedeutet, dass die Geldbeutel dieser Marken keine Münzfächer haben, da es in diesen Ländern Ein-Dollar-Noten gibt. Ich im alten Europa muss sogar noch eine dicke Zwei-Euro-Münze – 8,5 Gramm, Durchmesser 25,75 Millimeter – mit mir herumschleppen. Ganz zu schweigen von der Schweiz, wo ich Münzen von bis zu 5 Franken – 13,2 Gramm, Durchmesser 31,45 Millimeter – durch die schöne Gegend trage. Im Gegensatz zu der Hoffnung, noch den perfekten Geldbeutel zu finden – die ich ja aufgegeben habe – hoffe ich immer noch, dass ich es erleben werde, dass Münzgeld in meinem täglichen Zahlungsverkehr keine Rolle mehr spielt. Wenn sich schon nicht mein Geldbeutel an meine Bedürfnisse anpasst, dann vielleicht der Zahlungsverkehr meines Heimatkontinents an meinen Geldbeutel. Momentan schaut es eher danach aus, denn immer häufiger bezahle ich elektronisch mit EC- oder Kreditkarte.

Trotz aller Nachteile habe ich mir im Herbst 2007 in San Diego, Kalifornien, im *Quicksilver*-Geschäft in der 5th Avenue 402 einen braunen Ledergeldbeutel gekauft. Amerikanisch, ohne Münzfach. Er ist einfach aufklappbar, besitzt auf beiden Seiten je drei Kartenfächer und darunter jeweils ein, von der Mitte aus erreichbares, Einschubfach. Im rechten bewahre ich meine antiken Münzen auf. Dahinter sitzen zwei Scheinfächer über die ganze Breite des aufgeklappten Geldbeutels. Das Leder ist an bestimmten Stellen stark abgewetzt und spiegelnd glatt, an anderen noch hell und rau. Ich trage ihn immerhin auch schon seit sechs Jahren in meiner hinteren rechten Hosentasche. Genau jetzt wiegt mein brauner Quicksilver-Geldbeutel 69 Gramm. Er ist, seit ich in der Schweiz wohne, mein Euro-Geldbeutel, und gerade befinden sich in ihm ein Ein-Euro-Stück (Frankreich 2000), ein Zwei-Euro-Stück (Deutschland 2002) und ein Fünf-Euro-Schein (der alte). Außerdem mein Organspendeausweis (Papier), meine EC-Geldkarte, meine Krankenkassenkarte und mein Führerschein (alle drei Kunststoff). Kleinere Münzen als Fünfundzwanzig-Euro-Cent sortiere ich jeden Abend aus meinem Geldbeutel aus und sammle sie in einem Becher in meinem Zimmer. Wenn er voll ist, was mehrere Jahre dauern kann, bringe ich ihn zur Bank und zahle das Geld auf mein Konto ein. So versuche ich, mich nicht vom Kleingeld zu Boden ziehen zu lassen. Einen solchen Becher habe ich schon bei mehreren Leuten entdeckt. Genauso verfare ich mit meinen Schweizer Franken. Ich verbringe etwa gleich viel Zeit im Euro- und im Frankenraum und benutze daher zwei Geldbeutel. Mein Frankengeldbeutel ist eben-

Name:	—
Marke:	Quicksilver, Boss
Maße:	
Quicksilver:	110 × 87 × 24 mm
Boss:	125 × 98 × 19 mm
Gewicht:	
Quicksilver:	38 g (leer)
Boss:	62 g (leer)
Material:	Leder, Textil
Farbe:	braun
gekauft:	
Quicksilver:	Skatchers
	480 5th Ave
	San Diego, CA 92101
	USA
	32° 42' 36,9" N
	117° 09' 37,2" W
Datum:	
Quicksilver:	November 2007
Boss:	ca. 2009
bezahlt:	
Quicksilver:	ca. 35 US-Dollar
Boss:	Geschenk
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 215

falls aus braunem Leder. Ich habe ihn vor einigen Jahren von meiner Tante geschenkt bekommen und wenig benutzt. Er ist von *Hugo Boss* und war wohl sehr teuer; daher wollte ich ihn nicht benutzen und damit abnutzen, was bei einem solchen Gebrauchsgegenstand allerdings völlig irrational ist. Noch dazu, weil er aus Leder ist, das durch Gebrauch besser wird, was es – wie auch Holz – zu einem wunderbaren Material macht. So kam mein Boss-Geldbeutel wie gerufen, als ich einen Frankengeldbeutel benötigte. Er lässt sich ebenfalls in der Mitte aufklappen, hat auf beiden Seiten je fünf Kartenfächer und darunter je zwei übereinanderliegende, von der Mitte aus erreichbare Einschubfächer. Dahinter sitzen, genau wie bei meinem Quicksilver-Geldbeutel, zwei Scheinfächer über die ganze Breite des aufgeklappten Geldbeutels. Auch er hat kein Münzfach. Dafür benutze ich das untere rechte Einschubfach. Jetzt gerade wiegt er genau 96 Gramm. Auf der rechts Seite stecken meine Mitgliedskarte des ADAC mit aufgeklebtem *Cumulus*-Barcode der *Migros*, mein Studentenausweis und meine Schweizer Bankkarte. Auf der linken Seite steckt eine weitere deutsche Bankkarte, die ich noch nicht unterschrieben habe. Im linken oberen Einschubfach befindet sich mein Ausweis – der neue, im Kreditkartenformat – und im Fach darunter meine Kreditkarte. Im Behelfsmünzfach auf der rechten Seite stecken eine Zehn-Rappen-Münze (Schweiz 2010) und eine Fünf-Rappen-Münze (Schweiz 1984). Ich habe gestern Abend offensichtlich vergessen, sie auszuräumen. In den Scheinfächern stecken leider keine der schönen bunten Frankenscheine. Dafür steckt im hinteren ein Foto meiner – noch schöneren – Freundin.

Als ich im Frühling diesen Jahres in New York ein Buch kaufte und es mit meiner Kreditkarte bezahlte, die der Verkäufer durch ein kleines Bauteil an einem *iPhone* zog, unterschrieb ich zur Bestätigung mit meinem Finger auf dem Touchscreen dieses iPhone. Zurück in Europa sitze ich wieder jeden Abend einige Sekunden beim Münzensortieren. Die Woche in New York war vielleicht auch eine kleine Zeitreise in die Zukunft meines Umgangs mit Geld. Dass ich, wenn ich die Arbeit an diesem Buch beendet haben werde, bei der Schweizer Bank *UBS* genau in diesem Bereich arbeiten werde, hatte ich damals nicht gewusst. In einem kleinen Team werden wir Szenarien und Konzepte für den zukünftigen Umgang mit Geld entwerfen. In der Stellenbeschreibung stand: *Interface- and interaction design for the future of private wealth management.*

Meine Teekanne aus Ton

Name:	—
Marke:	—
Größe:	
Kanne:	325 ml
Schalen:	27 ml
Maße:	
Kanne:	160 × 105 × 80 mm
Schalen:	
Höhe:	30 mm
Ø unten:	32 mm
Ø oben:	54 mm
Gewicht:	
Kanne:	231 g
Schalen:	3 á 31 g, 1 á 28 g
Material:	Ton
Farbe:	braun
gekauft:	Zhanqian Residential District, Tiedong, Anshan, Liaoning, China 41° 07' N 122° 59' E
Datum:	Oktober 2013
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 216

Noch vor weniger als achtundvierzig Stunden war meine tönernerne Teekanne in China. Meine Freundin hat sie mir eben von einer Reise nach Peking mitgebracht. Die kleine Kanne und die vier dazugehörigen Trinkschalen befinden sich in einer Schachtel aus roter Pappe mit einem kleinen, goldfarbenen Verschluss. Diese Schachtel ist nicht besonders hochwertig, aber sie schützt die Gefäße im Innern, und kleine Schrammen und Dellen machen ihr selbst nichts aus. Daher ist sie vollkommen angemessen. Auf ihrem Deckel sind acht goldfarbene chinesische Schriftzeichen aufgedruckt, die ich leider nicht lesen kann. Die Teekanne selbst ist nicht besonders groß. Sie passt gut in meine Hand, und ich kann sie mit meinen Fingern zu etwa zwei Drittel, umschließen. Vorn besitzt sie einen Ausguss und hinten einen runden Henkel, durch den leicht mein Zeigefinger passt. Auf ihrer linken Seite ist – im selben braunen Ton wie die ganze Kanne, ihr Deckel und die vier Trinkschalen – ein Blatt angeformt, das wiederum aus elf kleineren Blättern besteht. Ich weiß leider nicht, was es für ein Blatt ist, noch, was es bedeutet. Auf dem Deckel der Kanne sitzt ein Fisch mit großen Flossen, die er weit von sich streckt. Auf dem Rücken hat er noch einmal zwei runde Flossen, die mich aber auch an Flügel erinnern. Sein Mund unter den beiden Glubschaugen, die mich dümmlich anschielen, ist ein rundes Loch, durch das Dampf aus dem Innern der Kanne entweichen kann. Der Deckel schließt nämlich nahezu luftdicht mit der Kanne ab, was ein Zeugnis ihrer hohen Qualität ist. Im Deckel, auf der Unterseite der Kanne und auf den Unterseiten der vier Trinkschalen sind chinesische Zeichen eingestempelt. Auch sie kann ich nicht lesen. Der Abdruck auf der Kanne ist leicht schräg gestempelt. So ist die eine Seite des Abdrucks gut zu erkennen, die andere Seite verschwindet in der Unleserlichkeit, weil der Stempel dort nicht tief genug in den Ton gedrückt wurde. Daraus schließe ich, dass er von Hand aufgebracht wurde und die Kanne Handarbeit ist. Leer wiegen Kanne und Deckel 231 Gramm. Drei der vier Trinkschalen wiegen je 31, die vierte 28 Gramm. Zum Schutz befinden sich in der Kiste noch zwei Seiten der chinesischen Zeitung *Wuxi Review* aus der Ausgabe vom Donnerstag den 2. Mai 2013. Es sind zwei Exemplare derselben Seite, übersät mit chinesischen Schriftzeichen, die ich wieder nicht lesen kann – im Sportteil erkenne ich aber ein Foto mit zwei Spielern von *Borussia Dortmund*. Es gibt aber einen englischen Teil. Dort steht der Artikel »Does your lifestyle make you happy?« von Joy Cruz von den Philippinen. Frau Cruz schreibt, dass alles im Leben aus einem Grund geschieht und dass man doch zum Beispiel einmal in der Woche mit den Lieben seiner Familie zu Abend essen sollte. Auch solle man sich auf die Suche nach dem Grund des eigenen Lebens machen. Dabei finde man, schreibt Frau Cruz, vielleicht auch, was einen glücklich macht. Heute morgen habe ich zusammen mit meiner Freundin Tee aus meiner neuen tönernen Teekanne getrunken. Dabei war ich sehr glücklich.

Mein Lautsprecher

Als ich im Herbst 2007 zwei Wochen in Denver in den USA verbrachte, hatte ich nichts zu tun, außer durch die Stadt zu laufen und ins Kino zu gehen. Einmal ging ich, als ein Film zu Ende war, direkt in den Saal nebenan, in dem gerade der Film *Beowulf* von Robert Zemeckis begonnen hatte. Der kleine Lautsprecher jedoch, der in dem Haus, in dem ich untergekommen war, auf dem Wohnzimmertisch stand, blieb mir derart in Erinnerung, dass ich ihn mir über ein Jahr später selbst kaufte, als ich schon längst wieder daheim in Deutschland war. Er klang gut – er füllte einen mittelgroßen Raum durchaus nicht scheppernd mit Musik – war handlich, sah gut aus und besaß obenauf einen Steckplatz für *iPod* und *iPhone*. Bei einem Onlineshop gab es ihn für einen Tag im Angebot, also schlug ich zu. Es handelt sich um einen *Logitech PureFi Express Multimedia Speaker* mit der Modellnummer *S-0329A*. Mehrere Lautsprecher befinden sich, inklusive Verstärker, in einem Gehäuse aus weißem Kunststoff. Die Vorderkante der Oberseite ist um ein kleines Stück nach hinten versetzt. So bekommt die Vorderseite eine leichte Schräge. Sie ist komplett ausgefüllt von einem dicht gelochten schwarzen Blech, das sich bis um die Seiten meiner Lautsprecher zieht. An den Seiten, ganz hinten, im Anschluss an das schwarze Lochblech befindet sich auf beiden Seiten jeweils eine konkave Form aus schwarzem, äußerst glattem Kunststoff, die etwa 5 Zentimeter tief ist. Auf der Oberseite, in der Mitte, befindet sich ein dreißigpoliger Stecker für *iPod* oder *iPhone*. Mein *iPhone 3GS* kann ich einfach dort aufstecken, und schon erklingt Musik über meinen Logitech-Lautsprecher. Nebenbei lädt er mein Handy mit Strom auf. Mein neues *iPhone 5s* besitzt einen anderen Steckplatz, und so muss ich es über ein 3,5-Millimeter-Klinkenkabel an den Line-in-Steckplatz auf der Rückseite des Lautsprechers anschließen, wenn ich von ihm Musik über sie abspielen will. Links neben dem Line-in-Eingang befindet sich ein Video-Out-Steckplatz, den ich noch nie benutzt habe. Rechts davon steckt der Stecker des Stromkabels: 12 Volt, 1,25 Ampere. Auf der Vorderseite, in der Mitte, genau unter dem Steckplatz auf der Oberseite, befindet sich der einzige Knopf meiner kleinen Anlage. Er besteht aus schwarzem Kunststoff und misst 3,2 Zentimeter im Durchmesser. Eingefasst wird er von einem Ring, der orangefarben leuchtet, wenn die Anlage eingeschaltet ist. Um sie einzuschalten, muss ich lediglich diesen Knopf drücken. Er verharrt anschließend in einer etwas weiter hervorstehenden Position, und wenn ich ihn nach rechts oder links drehe, wird die Musik lauter beziehungsweise leiser. Unter diesem Knopf befindet sich das Zeichen von Logitech mit dem Schriftzug *Logitech* darunter; beides glänzend silberfarben. Als ich in Konstanz wohnte, stand mein Logitech-Lautsprecher immer im Eck der Eckbank, die in unserer Küche stand. Inzwischen steht er in Basel, ebenfalls in der Küche, auf dem weißen Teil unseres blauweißen Küchentischs. Die linken beiden der vier Standfüßchen meiner Lautsprecher – kleine

Name:	PureFi Express Multimedia Speaker
Marke:	Logitech
Maße:	298 × 122 × 86 mm
Gewicht:	974 g (exkl. Kabel)
Material:	Kunststoff, Elektronik
Farbe:	weiß, schwarz, orange
bestellt nach:	Luisenstraße 22 78464 Konstanz Deutschland 47° 40' 17,1" N 9° 11' 06,6" E
Datum:	2009
bezahlt:	ca. 40 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 217

runde weiche weiße Kunststoffteller – sind über die Jahre verlorengegangen, und so steht er leicht schräg, was aber nicht auffällt. Ich weiß nicht, wann es passiert ist, und kann mich auch nicht erinnern, es damals bemerkt zu haben. Zwischen diesen Füßchen, auf seiner Unterseite, besitzt er ein Batteriefach für sechs AA-Batterien, das ich jedoch noch nie gefüllt habe. Was ich dagegen hin und wieder gebrauche, ist seine kleine Fernbedienung aus weißem Kunststoff. Sie klemmt praktisch in einem dafür vorgesehenen Fach auf der Rückseite meines Lautsprechers und lässt sich leicht von oben hervorziehen. Sie besitzt auf ihrer Oberseite sechs Knöpfe: play/pause; ein/aus; zurück; vorwärts; lauter; leiser. Links von ihr, ebenfalls auf der Rückseite meines Lautsprechers, habe ich einen runden Aufkleber aufgeklebt, in dessen Mitte mein Nachname steht. Mit diesen Klebern markiere ich einige meiner Dinge, damit es nicht zu Unklarheiten kommt, ob dieser Logitechlautsprecher auch wirklich mir gehört. Immerhin steht er in der Küche meiner Wohngemeinschaft, und man weiß nie, ob nach einer Feier wieder alle Dinge an ihren Platz kommen.

Mein Schaufelraddampfer

Schon seit ich mich erinnern kann, steht in meinem Elternhaus im Bad, neben der Toilette auf einer Ablage aus weißen Fliesen, auf der rechten Seite unter dem Fenster ein kleiner Schaufelraddampfer. Es ist ein Modell aus einem Überraschungsei. Das ist eine eiförmige Süßigkeit aus Schokolade mit einer kleinen zylindrischen Kunststoffkapsel in der Mitte, in der stets ein Spielzeug versteckt ist. Meist sind diese Spielzeuge kleine Dinge zum Zusammenbauen, wie mein Schaufelraddampfer. Er sieht so aus, wie ich mir einen Schaufelraddampfer aus dem neunzehnten Jahrhundert auf dem Mississippi vorstelle: hohe weiße Holzaufbauten; links und rechts zwei große rote hölzerne Schaufelräder; obenauf zwei große dunkelblaue Schlote, und vorn und hinten die amerikanische Flagge. Mein kleines Modell sieht genauso aus, besteht dabei allerdings aus verschiedenfarbigem Kunststoff. Links und rechts, in der Mitte der Aufbauten, befindet sich ein kleiner Aufkleber, auf dem in Rot auf gelbem Grund steht:

SOUTHERN PRIDE

Mein Schaufelraddampfer wiegt gerade einmal 8 Gramm und ist – inklusive der Schlote – 4 Zentimeter hoch. Er besteht aus über einem Dutzend Einzelteilen, die alle Platz in dem kleinen Überraschungsei hatten, das nicht größer als ein kleines Hühnerei ist. Ich werde ihn wohl vor zwanzig Jahren zusammengebaut haben. Seitdem steht er im Bad auf der Ablage, und jedes Mal, wenn ich dort sitze, schaue ich ihn an. Manchmal nehme ich ihn auch in die Hand, betrachte ihn eine Weile und stelle ihn dann wieder zurück. Er gehört zur Einrichtung dieses Badezimmers, genauso wie der große Spiegel oder die gelben Wasserhähne. Ohne meinen kleinen Schaufelraddampfer würde auf dieser Ablage etwas fehlen. Dort ist, unausgesprochen, sein Platz, und dort wird er hoffentlich noch viele Jahre vor Anker liegen.

Name:	—
Marke:	Ferrero Kinder Überraschungsei
Maße:	65 × 25 × 40 mm
Gewicht:	8 g
Material:	Kunststoff
Farbe:	weiß, braun, rot, blau
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 218

Meine Sonnenbrille

Meinem Gesicht und meinem Kopf schmeicheln viele Sonnenbrillen eher weniger, und so bin ich, wenn auch eher passiv, ständig auf der Suche nach einer Sonnenbrille, die mir passt und gefällt. Ich habe in Amerika und Europa gesucht, bei *Funk*, *Oakley*, *Mykita* und so vielen anderen Marken, aber nie fand ich eine. Als ich im Sommer 2010 in Berlin wohnte, ging ich fast jeden Tag über den Hackeschen Markt und kam dort am Geschäft *Augenoptik Regina Lehmann KG* im Haus Nummer 4 vorbei. Dort sah ich mir dann irgendwann doch die Sonnenbrille *Aviator* von *Ray-Ban* genauer an. Natürlich war mir diese Pilotenbrille aus Amerika ein Begriff. Und da ich einige Jahre zuvor selbst Segelflugzeuge geflogen war, bedeutet diese Brille etwas ganz Besonderes für mich. Wegen der großen Gläser sieht man auch nicht, dass sie mir nicht perfekt passt. Ihre Fassung und Bügel sind aus dünnem, goldfarbenem Metall, und die Nasenpolster und die Enden der Bügel sind aus transparentem Kunststoff. Innen, im rechten Bügel steht in Weiß:

Name:	Aviator
Marke:	Ray-Ban
Größe:	classic
Maße:	140 × 50 × 137 mm (ausgeklappt)
Gewicht:	30 g
Material:	Metall, Kunststoff
Farbe:	gold
gekauft:	Augenoptik Regina Lehmann KG Hackescher Markt 4 10178 Berlin Deutschland 52° 31' 24.4" N 13° 24' 07,4" E
Datum:	Sommer 2010
bezahlt:	110 Euro
Bedeutung:	Statussymbol
Abbildung:	Seite 219

Ray-Ban MADE IN ITALY R CE

und im linken:

RB 3025 AVIATOR LARGE METAL W3276 58 [die Kontur eines Quadrats] 14 3N

Ich weiß noch, dass das Geschäft dieses Modell bestellen musste und dass ich etwa eine Woche auf meine Aviator gewartet habe. Ich glaube, sie hat mich 110 Euro gekostet, was mir diese 31 Gramm schwere Brille auf jeden Fall wert ist. Das W3276 in der Modellbezeichnung steht für die Farbe der Gläser. Sie lautet: gold mirror. Die Gläser sind eben golden und von außen spiegelnd. Auf dem rechten Glas steht, außen in der oberen rechten Ecke in Weiß, der Schriftzug von Ray-Ban. Zu meiner Sonnenbrille gehört eine kleine Schutztasche aus schwarzem Leder. Sie ist speziell für dieses Modell gemacht und schützt meine Brille zuverlässig vor Schmutz und Kratzern. Vor Druck schützt sie auch recht gut, aber trotzdem habe ich ständig ein klein bisschen Angst, dass sie Schaden nimmt, wenn ich sie in ihrer Schutzhülle in meinem Rucksack oder meiner Hosentasche trage. Der sicherste Platz für sie ist mein Schrank oder meine Nase. Nur wenn ich sie dort weiß, verschwende ich keinen Gedanken an ihre Sicherheit. Ich trage meine Aviator vor allem beim Auto- und Motorradfahren. Selbst geflogen bin ich mit ihr leider noch nie.

Mein Notizbuch

Ich war noch nie jemand, der einen Taschenkalender führt – so ein kleines Büchlein, mit einer Seite für jeden Tag des Jahres. Mein Vater benutzt, seit ich mich erinnern kann, so ein Buch. Es ist groß und schwarz, und er verwaltet darin sein Leben. Termine, Adressen, Notizen – einfach alles. Solange ich in der Schule war, gab es für mich schlichtweg keine Notwendigkeit, einen Kalender zu führen oder mir Notizen zu machen. Für die Schule hatte ich ein Heft oder einen Schreibblock, oder ich benutzte Zettel, und meine Termine kannte ich sowieso auswendig, da sie sich wöchentlich wiederholten. Doch als ich zu studieren begann, änderte sich dieser Umstand. Adressen und Termine verwalte ich seitdem digital. Notizen und Aufschriebe aus Vorlesungen allerdings, in denen ja, im Gegensatz zur Schule, kein Heft geführt wird, benötigten ein neues Zuhause. So kam es wie gerufen, dass mir ein Freund meiner Mutter eines Tages ein kleines, schwarzes Notizbuch von *Moleskine* schenkte. Es heißt offiziell *Blanko Notizbuch – Pocket – Weicher Einband* und misst 3 ½ mal 5 ½ Zoll. Es hat ein Lesebändchen, und die Ecken sind abgerundet. Durch ein schwarzes Gummiband wird es verschlossen gehalten. Ich hatte den Freund damals nicht gefragt, warum er mir dieses Geschenk gemacht hatte, aber es war genau das Richtige zu genau der richtigen Zeit. Ich begann, es mit allem Möglichen zu füllen: Skizzen, Termine, Einkaufslisten, Gedanken, Gedichte, Bilder, Eintrittskarten und vielem mehr. Dann wurde es mir in Barcelona geklaut. Es befand sich in meinem braunen Rucksack, der, mit vielen anderen Dingen, aus dem Auto geklaut wurde, das ich für diesen Urlaub in Spanien gemietet hatte. Mein erstes Notizbuch war weg, mitsamt meinen bisherigen Aufzeichnungen. Ich bekam es nie wieder, obwohl diese Notizbücher auf der ersten Seite extra ein Formular aufgedruckt haben, in das man seine eigene Adresse einträgt – was ich natürlich getan hatte. Ich trauerte intensiv aber kurz, kaufte mir selbst ein neues und schrieb auf die erste Seite:

Ich bin die Nummer 2.
Nummer 1 ist geklaut worden.
In Barcelona.
Schwamm drüber.
Einfach weiter.

Objektiv gestalten!
Wir gestalten die Welt!
13.10.09

Als ich nach einigen Monaten auf der letzten Seite angekommen war, packte ich es in einen luftgepolsterten Umschlag und schickte es zurück an die Adresse des Mannes, der es mir geschenkt hatte. Was ich mir dabei dachte, weiß ich nicht mehr genau, aber es fühlte sich richtig an. Einige Wochen später lag ein kleines Päckchen auf meinem

Name:	Blanko Notizbuch – Pocket – Weicher Einband
Marke:	Moleskine
Größe:	Pocket
Maße:	95 × 140 × 16 mm
Gewicht:	119 g (am 21. April 2014)
Material:	Papier, Kunststoff
Farbe:	schwarz
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 220

Tisch. In ihm befand sich mein vollgeschriebenes Notizbuch und ein neues, leeres sowie ein wunderschöner, handgeschriebener Brief. Ich freute mich sehr darüber und begann sofort damit, mein zweites Notizbuch zu füllen. Wieder sammelte ich darin all meine Gedanken, Skizzen und Ideen, bis ich auf der letzten Seite angekommen war. Und wieder steckte ich es in einen Umschlag und schickte es zurück. Und wieder bekam ich kurze Zeit später ein neues, leeres. So geht das nun schon seit fünf Notizbüchern. Ich schicke mein vollgeschriebenes zurück und bekomme es kurze Zeit später, zusammen mit einem neuen leeren, zurück. Mein aktuelles Notizbuch habe ich erst vor wenigen Tagen begonnen. Auf der dritten Seite habe ich mir den Weg für meine morgige Ankunft in New York notiert. Dort steht:

JFK Air Train—Howard Beach Station—A blue—Chambers Str.—1 rot—South Ferry—
[neben dem Strich habe ich ein gehendes Strichmännchen gezeichnet] Whitehall Terminal
Manhattan—[neben dem Strich habe ich eine Fähre gezeichnet] St. George Terminal Staten
Island—[neben dem Strich habe ich wieder ein gehendes Strichmännchen gezeichnet] Bus 42
or 45 to St. Peters Church—14. St. Marks Pl [daneben habe ich ein kleines Haus gezeichnet]
[rechts auf der Seite steht noch in einem kleinen Kasten aus einer Bleistiftlinie] Buchung:
KEWUSB Flug AA 65 9.00 am—1.05pm, Flug AA 64 6.10pm—7.55am

Nachtrag:

Am 10. Januar 2014 erreichte mich ein Brief als Antwort auf diesen Text. Ich hatte ihn dem Freund meiner Mutter geschickt, der mich stets mit frischen Notizbüchern versorgt. Hier ein Auszug:

Warum ich dir das Büchlein zum ersten Mal geschenkt habe, weißt du nicht, schreibst du. Hier meine Erinnerung dazu: Es war in Konstanz, im großen Buchladen nahe am Marktplatz. Deine Mama und ich haben dich mit dem Fahrrad besucht und vor der Heimfahrt, wir fuhren mit dem Luftkissenboot nach Friedrichshafen, wollte ich dir eine kleine Erinnerung dalassen.

Selber hatte ich gerade angefangen, so eine Art Tagebuch zu führen, in das ich abends hineinschrieb, was mir tagsüber so Wichtiges widerfahren ist. Die Hoffnung dabei war, dass mir die Zeit und das Erlebte nicht so spurlos zwischen den Fingern zerrinnt. Ein SPUREN-
BUCH sollte es sein.

So ein Büchlein, dachte ich, braucht der Felix auch. Sein Studium ist ein kreatives Studium, und da braucht er, dachte ich, für seine Ideen & Einfälle, die ihm ja ...

auf Schritt und Tritt begegnen
können ein Notizbüchlein, das
er ständig bei sich hat wie ein
Taschentuch im Hosensack.

Alles weitere weißt du.

Ich lernte von dir, dass es wichtig
ist
ab und zu die **SCHRIFT** zu verändern
und die

WÖRTER und
TEXTE

bisweilen **g r o ß z ü g i g**

auf einer Seite zu verteilen.
Das schafft Übersicht,
verlangt gestalterische Fantasie und
erfreut
das
Auge.

Die Zeichnung
auf der
Postkarte fand
ich so witzig, dass
ich das Bedürfnis
hatte sie abzuzeichnen und weiterzubringen.

Herliche Grüße
Schwamm
und alles gute im neuen Jahr !!
auch an
Ulrike
natürlich

Mein Kung-Fu-Stock

Vier Jahre lang, von 1999 bis 2003, trainierte ich zusammen mit einigen meiner Freunde den chinesischen Kampfsport Kung Fu bei Meister Wu Runjin. Ich war zwölf Jahre alt, als ich mit dem Training begann. Wir trainierten immer donnerstags am Abend, und unsere Mütter wechselten einander ab, uns zum Training zu fahren, das in einer Gemeindehalle in einer etwa 30 Kilometer entfernten Stadt stattfand. Die Trainingseinheiten glichen sich meist. Zuerst spielten wir mit einem kleinen Federball, den wir im Kreis, nur mit unseren Füßen, in der Luft zu halten versuchten. Dann wärmten wir uns auf und dehnten uns eine Viertelstunde. Dazu erklang chinesische Musik aus einem tragbaren CD-Player. Anschließend trainierten wir eine Dreiviertelstunde lang Kung-Fu-Formen und einzelne Bewegungsabläufe. Einzig mit unseren Körpern. Als wir alle besser geworden waren, begannen wir, mit unserer ersten Waffe zu trainieren: dem Stock. Wir kauften ihn alle bei unserem Meister und konnten unter einigen wählen. Mein Kung-Fu-Stock aus Rosenholz – ein Palisanderholz und nicht das Holz der Rose – ist 1835 Millimeter lang; am unteren, dickeren Ende hat er einen Durchmesser von etwa 31 Millimetern und am oberen, dünneren Ende durchmisst er etwa 22 Millimeter. Dabei wiegt er 569 Gramm. Warum ich genau ihn wählte, weiß ich nicht mehr, aber ich hatte gute Gründe und wollte damals, wie auch jetzt, keinen anderen. Seine Maße erlauben es mir, ihn schnell zu bewegen, bieten mir aber auch genug Widerstand, damit ich nicht leichtsinnig werde. An seinen beiden Enden habe ich ihn, wie üblich, mit einem farbigen Band umwickelt. Den genauen Grund dafür kenne ich gar nicht, aber so taten wir es alle. Ich habe dazu normales, hellblaues Gewebeklebeband verwendet. Am dünneren Ende ist die Wicklung 14 Zentimeter lang, am unteren 6 Zentimeter. Zusätzlich habe ich an den beiden Enden jeweils einen weißen Filzkleber angebracht, wie man sie auch unter Stuhlbeine klebt, damit sie den Boden nicht zerkratzen. Durch sie kann ich meinen Kung-Fu-Stock lautlos auf dem Boden abstellen, was mir sehr wichtig ist. Für mich zerstört das tollpatschige Geräusch, das ohne sie auch bei größter Vorsicht entsteht, die aufgebaute Konzentration – das Gefühl in mir zu ruhen, das ich stets nach dem Training hatte.

Als ich meinen Stock bekam, war er noch einigermaßen rau und nichts Besonderes. Erst nach und nach, mit jeder Figur, jedem Training, jedem Donnerstagabend, begann er mehr und mehr zu glänzen und glatter und geschmeidiger zu werden. Die ständige Bearbeitung durch meine Hände gab ihm über die Zeit eine Politur von einer Qualität und Bedeutung, wie sie nur als das unbeabsichtigte und gleichzeitig unumgehbare Ergebnis eines langen, respektvollen und ernstgemeinten Gebrauchs entstehen können. Damit unsere verschwitzten Hände gut über das Holz gleiten konnten, benutzten wir gewöhnlichen Babypuder. Eine zusätzliche Politur mit einem unverkennbaren Geruch. Noch heute, nachdem ich über zehn Jahre

Name:	—
Marke:	—
Maße:	
Länge:	1835 mm
Ø unten:	31 mm
Ø oben:	22 mm
Gewicht:	569 g
Material:	Rosenholz, Kunststoff, Textil
Farbe:	hellbraun, blau
gekauft:	Gemeindehaus Berg
	Schulstraße 10
	88048 Friedrichshafen-Berg
	Deutschland
	47° 41' 03,2" N
	9° 28' 14,4" E
Datum:	ca. 2000
bezahlt:	ca. 30 Euro
Bedeutung:	Fetisch
Abbildung:	Seite 221

nicht mehr trainiert und meinen Stock sicher nur ein- zweimal aus seiner Stoffhülle – die meine Mutter mir extra genäht hatte – genommen habe, ist dieser Glanz erhalten. Ein paar kleine Stellen seines leicht gelblichen Rosenholzes sind von den farbigen Bändern meiner Freunde grün, schwarz oder rot gefärbt. Jedesmal wenn wir im Training unsere Stöcke aufeinandersausen ließen, spürte ich durch den entstehenden Knall und die durch meine Hände in meinen gesamten Körper geleitete Vibration meinen Respekt vor der Kraft, dem Timing und der Präzision des Kung Fu. Es war ein gutes Training, das mich zum Besseren geprägt hat. Dessen bin ich mir sicher.

Am deutlichsten in Erinnerung geblieben sind mir jedoch die Fahrten in den Autos unserer Mütter. Es war immer dieselbe Strecke, und doch war sie in jedem Auto, bei jeder Mutter, etwas völlig anderes. Genau wie sich auch mein Stock von denen meiner Freunde unterschied. Wenige Gramm mehr oder weniger, das eine Ende ein kleines bisschen dicker oder dünner. Auch heute noch, zehn Jahre später, erkennt mein Körper das Gewicht meines Kung-Fu-Stocks und weiß, wie er sich anfühlt. Um ihn zu erkennen, brauche ich ihn nicht zu sehen. Es genügt, ihn kurz in meinen Händen zu halten.

Mein Motorrad

Eigentlich wollte ich mir nach meinem ersten Studienabschluss ein altes Motorrad kaufen und es restaurieren. Seit ich achtzehn war, besitze ich den Motorradführerschein, fuhr nach den Fahrstunden und der Prüfung jedoch, abgesehen von einem Ausflug in Indien, nie mehr. Trotzdem war für mich immer klar, dass ich mir irgendwann ein eigenes Motorrad anschaffen würde. Der Abschluss meines Studiums im Winter 2012 schien mir dafür ein geeigneter Zeitpunkt zu sein. Doch es kam anders. Ich betreute die Dunkelkammer meines Studiengangs, die im Dachboden einer alten Villa am Bodensee untergebracht war und führte gerade eine Gruppe Zweitsemester in den Arbeitsablauf ein, als ich im Dunkeln ein Gespräch mithörte. Eine der Studentinnen wollte ihr Motorrad verkaufen. Später sprach ich sie darauf an, und ein paar Wochen danach fuhr ihr Vater die Maschine nach Konstanz, damit ich sie mir ansehen konnte. Wir trafen uns vor der Villa Prym – dem Gebäude, in dem die Dunkelkammer untergebracht war – und ich drehte eine kleine Runde. Wenige Minuten später besiegelten wir den Kauf mit einem Handschlag. Seitdem bin ich stolzer Besitzer einer *Kawasaki Zephyr ZR 550 B*. Am 8. Juli 2011 habe ich sie in Wangen im Allgäu auf mich angemeldet. Seitdem trägt meine Zephyr das Nummerschild *RV-T514*. Diese Kombination ist zufällig und hat für mich keine besondere Bedeutung. Vom Aussuchen der Nummernschilder halte ich nicht sehr viel. Die Kawasaki Zephyr ist ein einfaches Motorrad. Meine 550iger besitzt einen Viertakt-Reihenvierzylindermotor mit je zwei Ventilen pro Zylinder, die über zwei obenliegenden Nockenwellen gesteuert werden. Er hat 554 Kubikzentimeter Hubraum und eine Leistung von 37 Kilowatt oder 50 Pferdestärken bei 9700 Umdrehungen in der Minute. Diese Leistung reicht meinem Motorrad völlig, um sich und mich zügig die kleinen Serpentinaen der süddeutschen Voralpen hinaufzuziehen, die ich mit ihr so gerne fahre. Zusammen bringen wir dabei auch nur etwa 270 Kilogramm auf die Waage. Als ich sie gekauft habe – ihr Tank und ihre Schutzbleche sind übrigens in einem dunklen Lila lackiert – besaß sie am rechten Spiegel bereits viele kleine Falten in seinem Chromüberzug. Auch ein paar kleine Kratzer auf dem Auspuff hatte sie bereits. Mir wurde erzählt, sie stammten von einem Kiesparkplatz. Zugelassen wurde meine Zephyr zum ersten Mal am 16. Mai 1997. Inzwischen zeigt ihr Kilometerzähler 34.060 an. Das sind definitiv ein paar zu wenig, denn voriges Jahr brach mir, während der Fahrt, die Tachowelle. Sie verbindet das Vorderrad mit der Tachoanzeige, und ohne sie zeigt diese weder Geschwindigkeit noch die gefahrenen Kilometer an. Ich ersetzte sie relativ bald, aber ein paar Kilometer der Allgäuer Straßen fehlen nun auf dem Zähler meiner Zephyr. Eine längere Reise habe ich mit meinem Motorrad noch nie unternommen. Aber natürlich stelle ich mir sie und mich manchmal vor, wie wir, wie im Buch *Zen And The Art Of Motorcycle Maintenance* eine solche Tour unternehmen. Dafür kenne ich

Name:	Zephyr ZR 550 B
Marke:	Kawasaki
Maße:	200 × 131 × 88 cm
Gewicht:	202 kg
Material:	Metall, Kunststoff, Gummi, Elektronik
Farbe:	lila, , schwarz, chrom
abgekauft:	Villa Prym Seestraße 33 78464 Konstanz Deutschland 47° 40' 03,0" N 9° 11' 27,6" E
Datum:	2011
bezahlt:	2100 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 222

sie jedoch noch zu wenig. Die Tachowelle zu ersetzen, hat uns näher zusammengebracht, aber bis ich mein Motorrad wirklich kenne, wird es noch seine Zeit dauern. Im Unterschied zu meinem Modellflugzeug *Red Zephyr* – die ähnlichen Namen sind reiner Zufall –, habe ich mein Motorrad nicht von Grund auf selbst gebaut. Und doch fällt es mir bei ihm leichter, seine Struktur zu durchdenken, wie etwa bei meinem Auto, meinem *Mazda 323*. Ich halte es für wichtig, die Maschinen durchdenken zu können, die ich benutze. Ich will ihre Technik und ihre Funktionsweise verstehen, damit ich mit ihnen auf Augenhöhe umgehen kann. Gelingt mir das, entsteht zwischen mir und den Dingen dasselbe Vertrauen wie zu einem guten Freund. Dann weiß ich stets, dass alles in Ordnung ist, und kann auf jedes Problem, das von diesem Ding ausgeht, angemessen reagieren. Erst durch dieses, auf Verstehen gründende Vertrauen, kann ich das Fahren meiner Zephyr uneingeschränkt genießen.

Mein Modellflugzeug

Meine *Red Zephyr* ist mein erstes ferngesteuertes Flugzeug, und ich habe sie von Grund auf selbst gebaut. Sie wurde Ende der Neunzehnhundertdreißiger Jahre von Herb Greenberg entwickelt und ist ein wundervolles Flugzeug, um mit dem Flugzeugmodellbau und dem Modellfliegen zu beginnen. Als ich mit dem Bau meiner Zephyr begann, war ich vierzehn Jahre alt. Für die Schule mussten wir eine Projektarbeit machen, und ich sehnte mich schon lange nach einem richtigen ferngesteuerten Flugzeug. So verband ich beides und bin heute nicht nur stolzer Besitzer einer Red Zephyr, sondern auch einer handgeschriebenen Dokumentation ihres Baus mit eingeklebten Fotos. Als ich mich damals entschied, ein Modellflugzeug zu bauen, wusste ich allerdings noch gar nicht, dass es die Red Zephyr sein würde. Damals sah ich im Himmel über einem Maisfeld, zwischen Lattenweiler in Bayern und Doberatsweiler in Baden-Württemberg, gleich neben einem kleinen Waldstück, durch das die Grenze dieser beiden Bundesländer verläuft, immer wieder Modellflugzeuge ihre Bahnen ziehen. Also ging ich an einem Frühlingstag im Jahr 2001 dorthin. Mit dem Fahrrad sind es von meinem Elternhaus bis dorthin nur wenige Minuten. Ein schmaler Feldweg zweigt von einer kleinen Teerstraße ab und führt über einen Hügel durch das kleine Waldstück. Dort, wo dieser Feldweg wieder zu einer keine drei Meter breiten Teerstraße wird, verläuft die Landesgrenze, und wenige Meter später endet der Wald. Rechts am Waldrand steht eine alte Scheune, umgeben von Obstbäumen, unter denen Kühe grasen, und auf der linken Seite des Weges, am Waldrand entlang, befindet sich ein etwa zehn mal vierzig Meter messender, kurzgemähter Grasstreifen. Dort flogen ein Vater und sein Sohn gemeinsam ihre Modellflugzeuge. Ich setzte mich auf die rote Bank vor der Scheune und sah ihnen eine Weile lang zu. Ich wartete, bis sie gelandet waren und erzählte ihnen dann von meinem Vorhaben, selbst ein Modellflugzeug zu bauen. Sie waren bereit, mir beim Bau zu helfen, und auf Grund ihrer Empfehlung entschied ich mich für die Red Zephyr. Der Vater hatte vor vielen Jahren eine gebaut und war nach wie vor von ihr begeistert. Volz Modellbau – dort hatte er damals seinen Bausatz gekauft – stellte diesen allerdings nicht mehr her und hatte auch keinen mehr vorrätig. Der Vater hatte jedoch noch den Bauplan von damals, und ich durfte ihn mir ausleihen. Er besteht aus einer Dreiseitenansicht des Rumpfes und einer Draufsicht der Tragfläche und der Leitwerke im Maßstab eins zu eins. In der Dokumentation für meine Schule schrieb ich:

Am 1. Juli 2001 fing ich an, das erste Rumpfseitenteil zu bauen. Der Rumpf besteht aus 8 x 8 mm Balsa- und Kiefer-Vierkanteleisten.

Die Red Zephyr ist ein zweiachsgesteuertes Motorflugzeug in klassischer Holm- und Rippenbauweise. Ihre teilbeplankte Tragfläche sitzt

Name:	Red Zephyr
Konstrukteur:	Herb Greenberg
gebaut von:	Simon Felix Tarantik
Maße:	1756 × 1463 × 512 mm
Gewicht:	2547 g
Material:	Holz, Kunststoff, Metall, Elektronik
Farbe:	weiß, blau
gebaut:	Fliederstraße 15 88147 Achberg Deutschland 47° 36′ 57,5″ N 9° 42′ 47,3″ E
Datum:	2001
bezahlt:	ca. 500 Euro
Bedeutung:	Fetisch
Abbildung:	Seite 223

oben auf dem Rumpf und hat links und rechts zwei große, nach oben stehende Ohren, die sie im Flug stabilisieren. Sie hat eine Spannweite von 1756 Millimetern und ist 1463 Millimeter lang. Betankt mit knapp 250 Millilitern Sprit – einem Gemisch aus Methanol und Nitromethan zu etwa zehn Euro der Liter – hat meine Zephyr ein Abfluggewicht von 2547 Gramm. Das ergibt bei einem Tragflächeninhalt von etwa 43,47 Quadratdezimetern eine Flächenbelastung von 58,59 Gramm pro Quadratdezimeter. Das ist nicht viel, und dadurch fliegt sie langsam und gutmütig. Wie lange eine Tankfüllung ausreicht, habe ich noch nie getestet, aber es müssen um die dreißig Minuten sein, denn sie lässt sich sehr sparsam fliegen. Wenn ich das Piepsen höre, das mir anzeigt, dass die Stoppuhr an meiner Fernsteuerung nach 999 Sekunden einmal durchgelaufen ist, und ich lande, ist der Tank meistens noch fast halbvoll. Und es geht mir nicht darum, Grenzen auszuloten. Dafür ist die Red Zephyr nicht das richtige Flugzeug, und meine ist mir auch zu sehr ans Herz gewachsen, um etwas zu riskieren. Also verkneife ich mir bis heute, mit ihr einen Looping zu fliegen. Bereits bei einem Turn bekomme ich weiche Knie und bin jedes Mal erleichtert, wenn sie den Punkt, an dem die größten Beschleunigungskräfte auf sie wirken, sicher durchflogen hat. Indem ich die Belastungen denen sie unterliegt in meinem eigenen Körper durchgehe, versuche ich, stets zu wissen was ich ihr zumuten kann.

Gebaut habe ich sie den Sommer des Jahres 2001 über im Wohnzimmer meines Elternhauses, auf einer Küchenplatte, die auf zwei Holzböcken stand. Alle Leisten, Spanten und Rippen musste ich selbst aus Holz fertigen. Ihr Rohbau ist mit einer speziellen Kunststoffolie bespannt, die mit Hilfe eines Bügeleisens aufgebracht wird und sich unter Wärmeeinfluss zusammenzieht. So entstehen keine Falten. Ich wählte Weiß als Grundfarbe und brachte später königsblaue Kunstflugstreifen auf der Tragfläche und den Leitwerken an; Streifen also, die in einem gemeinsamen Punkt beginnen und sich nach hinten verbreitern. Sonderbarerweise kam Rot für mich nie in Frage. Vielleicht baue ich irgendwann, sollte mir das Glück je ein Kind schenken, mit ihm eine neue Zephyr, die wir dann feuerrot gestalten. Ich lernte in den unzähligen Stunden, die ich mit den Arbeiten an meiner Zephyr verbrachte, viel über Holz, Kunststoff, Klebstoff, Motoren, Elektronik, Werkzeuge, das Fliegen und vieles mehr, und wenn ich etwas nicht wusste, fuhr ich mit meinem Fahrrad zu Vater und Sohn, um mir Rat zu holen. Das hat mein Verhältnis zu den Dingen dieser Welt geprägt: Aus an und für sich unscheinbaren Materialien konnte ich etwas bauen, das sicher und meinen Befehlen folgend durch den Himmel zieht und anschließend unversehrt zur Erde zurückkehrt. Meine Zephyr ist damit für mich auch zum Symbol für all mein Wissen und meine Fertigkeiten geworden, denn keine Tätigkeit, die mir bekannt ist, vereint so viele Wissensgebiete, handwerkliche Techniken und Verständnis über die Welt der Dinge

wie das Modellfliegen. Außerhalb von meinem Körper ist meine Red Zephyr das Ding, in dem am meisten von mir steckt.

Im September 2001 waren der Rumpf, die Tragfläche und die Leitwerke fertig. Ich weiß noch, dass ich am elften Tag jenes Monats, an dem zwei Flugzeuge die Zwillingstürme des World Trade Center in New York zum Einsturz brachten, in Mailand bei Leutkirch in einem Modellbaugeschäft einkaufen war. Den Rest des Tages verbrachte ich vor dem Fernseher. Ebenfalls in jenem September bog mir der Sohn das Fahrwerk für meine Zephyr aus drei und vier Millimeter dickem Federstahl. Mir selbst fehlte es dafür an Erfahrung und Werkzeug. Das Fahrwerk besteht aus zwei Bügeln und steht, typisch für die Red Zephyr, weit nach vorn, bis fast unter den Propeller. Das betont ihre lange, schlanke Rumpfform. An der Stelle, an der beide Fahrwerksbügel verbunden sind, wickelte der Sohn einen dicken Draht um beide und verlötete ihn unter offener Flamme. Ich war damals schwer beeindruckt von dieser Technik, und noch heute ist dieses Fahrwerk ein ganz besonderes Bauteil für mich. Es hat die unzähligen Starts und Landungen meiner Zephyr mit Leichtigkeit überstanden. Da keine Verbindung zwischen den vorderen Enden der Fahrwerksbügel vorgesehen war, biegen sie sich unter der Kraft, die bei Start und Landung auf sie einwirkt, stark nach außen. Dadurch besteht die Gefahr, dass der Propeller, ein *Graupner Super Nylon 30-18* den Boden berührt. Deshalb spannt ein hellroter Einmachgummi das Fahrwerk. Bei langsamen und nahen Überflügen, wenn der Motor im Leerlauf dreht und so leise ist, dass nur das Rauschen der Luft zu hören ist, sieht und hört man diesen Gummi zwischen dem Fahrwerk flattern. Die gleichen Gummis verwende ich, um die Tragfläche und das Leitwerk auf dem Rumpf zu befestigen. Die Lasche, die sich immer an den hellroten Einmachgummis befindet, schneide ich einfach ab.

Das erste Mal geflogen ist meine Zephyr Anfang 2002. Es war kühl, und wir trugen alle Jacken. Meine Zephyr hatte damals auch noch nicht ihre Streifen. So stand sie an diesem Tag ganz in Weiß auf der mit Reif überzogenen Wiese am Waldrand. Da ich noch nie zuvor selbst geflogen war, startete und landete sie der Vater. Deswegen bot er mir kurz vor dem Erstflug meiner Red Zephyr das Du an, denn er war der Meinung, »Du Depp« klänge im Falle eines Absturzes besser als »Sie Depp«. Aber der Erstflug meiner Red Zephyr verlief problemlos, und bis heute fliegt sie, ohne je auch nur eine einzige Schramme abbekommen zu haben, geschweige denn einen Absturz. In der Luft übernahm ich schon beim ersten Flug die beiden Knüppel der Fernsteuerung, und nach nur wenigen Flügen führte ich die Starts und Landungen selbst durch. Der Motor meiner Zephyr, ein *OS MAX FS 40 SUPERPASS* mit einer Leistung von 0,48 Kilowatt oder 0,65 Pferdestärken bei 12.000 Umdrehungen und einem Gewicht von 355 Gramm, zieht sie gemächlich durch den Himmel. Tiefe Überflüge, wenn die Sonne langsam hinter dem Apfelbaum neben der Scheu-

ne, untergeht, sind mit ihr besonders schön. Der Flugplatz, dieser Ort hinter dem kleinen Waldstück, auf dem ich seit jener Zeit fliege und von dem aus man einen wundervollen Blick auf die Alpen hat, ist seither ihr Heimatflughafen – auch wenn auf ihrem Tankdeckel hinter dem Motor das Wappen von *Hogwarts* aus den Harry-Potter-Romanen von Joanne K. Rowling prangt. Ich habe es im Nachhinein zur Zierde angebracht.

Meine Zephyr ist so zuverlässig, dass ich in all den Jahren nie größere Veränderungen oder gar Reparaturen an ihr ausgeführt habe. Lediglich ihren 2400-Milliampere-Nickel-Cadmium-Empfängerakku habe ich durch einen leichteren 1000-Milliampere-Nickel-Metallhydrid-Akku ersetzt. Und einzig die von mir bewusst eingebaute Sollbruchstelle – zwei Stücke von hölzernen Zahnstochern, die die Tragfläche daran hindern, nach hinten wegzurutschen – habe ich ein paar Mal ersetzen müssen. Da wir stets nur den Streifen am Waldrand so kurz mähen, dass wir darauf starten und landen können, umgibt diesen von Zeit zu Zeit recht hohes Gras. Bei einem Startabbruch – wenn meine Zephyr über die Startbahn hinaus ins hohe Gras rollt – schlagen diese langen Grashalme über ihre Tragflächen, bremsen diese und drücken sie nach hinten. Dann brechen diese kleinen Holzstifte, und die Tragfläche kann nach hinten rutschen, ohne Schaden zu nehmen. Den rechten dieser beiden Stifte muss ich ersetzen, denn er fehlt auch jetzt gerade. Genauso wie ich den Motor warten muss. Seit einiger Zeit säuft er im hohen Drehzahlbereich ab und erholt sich während des Fluges nicht mehr davon. Seit ein paar Jahren schon will ich ihn auseinanderbauen und jedes seiner Teile gründlich reinigen. Noch habe ich mir die Zeit dafür nicht genommen, aber ich denke mindestens einmal in der Woche an die ersten Handgriffe, die dafür nötig sind.

Mein Kugelschreiber

Am 5. November 2013 fand ich durch Zufall das kleine Geschäft *Kioskiosk* in New York. Ein kleiner Eingang in der Spring Street in Manhattan, mit einem Neonschild über der Tür; eine schmale und heruntergekommene Treppe führte hinauf in den zweiten Stock. Durch provisorische Schilder und Pfeile war klar, dass es rechts herum den Gang entlangging und dann durch die erste Tür auf der rechten Seite. Sie stand offen und führte in einen nicht besonders großen Raum voller kleiner Kostbarkeiten. Alltägliche Dinge, von Füllfederhaltern bis hin zu Fahrradflückzeug, denen jedoch allen gemein war, dass sie sich in einer ihrer Funktion völlig ergebenen Form präsentierten. Einen Raum wie diesen hatte ich zuvor noch nie betreten und war auch seitdem nie wieder an einem solch magischen Ort der Dinge. Ich habe mich lange in diesem Raum aufgehalten, mir fast alle Dinge genauer angesehen und mich dann dazu entschieden, einen Kugelschreiber zu kaufen. Wie neben jedem der Dinge, die es zu kaufen gab, lag auch neben diesem Kugelschreiber eine Karte, auf der in schwarzer Schreibmaschinenschrift zu lesen war:

Name:	No. 460 Pen
Marke:	Mitsubishi
Maße:	147 × 9 × 7 mm
Gewicht:	5 g
Material:	Kunststoff, Metall, Tinte
Farbe:	dottergelb, schwarz
gekauft:	KioskKiosk
	95 Spring Street
	New York, NY 10012
	USA
	40° 43' 23,9" N
	73° 59' 56,7" W
Datum:	5. November 2013
bezahlt:	4 US-Dollar
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 224

MITSUBISHI NO. 460 PEN
Plastic and Ink
JAPAN

This pen looks like nothing but
actually
it is something.
Look around you.
Most inexpensive pens today have caps,
but a cap is not practical.
A click is far superior,
like here.
It says on it in Japanese: “For Stock Market”.
With its razor-sharp point,
perhaps some of the financial power of this pen,
and of Japan, will rub off.
I am hoping.

Daneben stand noch ein kleines Schild mit dem Preis: \$4. Als ich ihn an der Kasse bezahlte, fragte ich die Verkäuferin, wie die Auswahl all dieser Dinge vonstattengeht, und sie sagte mir, dass sie selbst es sei, die sie treffe. Sie reise viel, sagte sie mir, und jedes Ding habe sie selbst ausgewählt. Mein Mitsubishi-Kugelschreiber stammt demnach wohl aus Tokio. Er wiegt nur 5 Gramm und besteht aus sechs Teilen. Das größte Teil ist sein sechseckiger Körper aus dottergelbem Kunststoff. Auf einer der sechs Seiten steht in Schwarz:

[fünf japanische Schriftzeichen, die ich leider nicht lesen kann] [das Zeichen von Mitsubishi]

MITSU-BISHI * NO.460 80

[die 80 ist von einem schwarzen Rechteck eingefasst]

Die konische Spitze aus schwarzem Kunststoff lässt sich abschrauben. So kann ich seine Mine wechseln. Es ist eine mit schwarzer Tinte, auf der eingraviert steht:

uni S – 7 L JAPAN 13 05-K01

Um die Spitze der Mine herum sitzt eine Spiralfeder, die dafür sorgt, dass die Schreibspitze der Mine im Gehäuse des Kugelschreibers verschwindet, wenn ich sie nicht brauche. Um sie wieder hervorzuholen, befindet sich am hinteren Ende des Kugelschreibers ein kleiner Knopf aus schwarzem Kunststoff. Drücke ich ihn, erscheint am vorderen Ende des Kugelschreibers die Schreibspitze der Mine. Dabei ertönt ein helles Klicken, und der Knopf wird von einem kleinen Kunststoffdorn in seiner gedrückten Position gehalten, damit die Schreibspitze ausgefahren bleibt. Dieser Kugelschreiber schreibt sehr fein, und durch seine Länge lässt er sich beinahe wie ein Kalligraphiepinsel führen. Ich liebe es mit ihm zu schreiben. Durch seinen rasiermesserscharfen Strich kommt er meiner kleinen Handschrift entgegen. Wenn ich alles was ich wollte aufgeschrieben habe, drücke ich auf einen zweiten kleinen Knopf an der hinteren Seite des gelben Gehäuses, gleich hinter der schwarzen 80 in dem schwarzen Rechteck. Wenn ich dieses kleine gelbe Kunststoffteil Richtung Gehäuse drücke, löst sich die Fixierung des schwarzen Knopfes, und die Feder am vorderen Ende der Mine drückt die Mine und damit auch den schwarzen Kunststoffknopf nach hinten. Die Schreibspitze verschwindet im Gehäuse des Kugelschreibers, und der hintere Knopf kommt wieder in die ausgefahrene Position. Das Geräusch beim Einfahren der Mine ist ein tieferes und längeres Klicken als das beim Ausfahren. Auch ist der Rückstoß nicht unerheblich für ein so kleines und leichtes Ding. Die Kraft ist deutlich zu spüren. Besonders schätze ich, dass mein Kugelschreiber ein- und ausgefahren dieselbe Länge hat. Der hintere Kunststoffknopf verschwindet beim Ausfahren genau so weit im Gehäuse wie die Mine auf der anderen Seite hervortritt, und andersherum. Bleibt nur noch der einzige Makel, den alle Schreibwerkzeuge haben, die mir bis heute untergekommen sind: Die ihnen aufgedruckten Schriften stehen dann richtig herum und sind lesbar, wenn das Schreibwerkzeug mit der Spitze nach links vor mir abgelegt liegt. Dies tut man als Rechtshänder. Ich jedoch schreibe mit der linken Hand.

Mein Auto

Es ist das erste Auto meiner Tante und auf meine Mutter angemeldet. Ich fahre es jedoch recht häufig. Es ist ein dunkelroter *Mazda 323*, Baujahr 1991. Gebaut wurde er in:

3-1 Shinchī
Fuchū-chō, Aki-gun, Hiroshima-ken
730-91 Hiroshima
Japan

Name:	323
Marke:	Mazda
Baujahr:	1991
Maße:	3,995 × 1,675 × 1,380 m
Gewicht:	955 kg (leer)
Material:	Metall, Kunststoff, Stoff, Glas, Elektronik
Farbe:	rot
gebaut:	3-1 Shinchī, Fuchū-chō, Aki-gun, Hiroshima-ken, 730-91 Hiroshima Japan 34° 22' 35,0" N 132° 30' 11,7" E
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 225

Diese Adresse lässt sich aus der Fahrzeug-Identifizierungsnummer auslesen. Sie lautet:

91/4534
JMZBG13C200829082

Da meine Tante in Brüssel in Belgien wohnt, war mein Mazda vom 28. Juni 1994 bis August 2010 auch dort angemeldet. Als sich meine Tante dann schließlich ihr zweites Auto kaufte – einen roten VW *Polo* –, überführte meine Mutter den Mazda nach Deutschland und meldete ihn am 9. August 2010 in Wangen im Allgäu an. Seitdem trägt er das Nummerschild:

RV-VB260

Sein Herz ist ein 1,4 l-16V-SOHC-Benziner mit 54 Kilowatt oder 72 Pferdestärken Leistung. Bei einer Drehzahl von 4000 fährt er damit im fünften Gang ziemlich genau 120 Kilometer pro Stunde schnell. Das ist ein ideales, angenehmes Tempo, das den Motor schont und in der Schweiz zu keinen Unannehmlichkeiten führt, da hier die zulässige Höchstgeschwindigkeit auf Autobahnen ebenfalls 120 Kilometer pro Stunde beträgt. Als Höchstgeschwindigkeit wird im Fahrzeugschein 168 Kilometer pro Stunde angegeben. So schnell bin ich mit diesem Auto allerdings noch nie gefahren. Der Mazda besitzt jeweils eine Tür an der Fahrer- und an der Beifahrerseite und natürlich einen Kofferraum. Dieser lässt sich nur über einen Hebel links neben dem Fahrersitz oder direkt mit dem Autoschlüssel öffnen. Dieser Umstand ist in vielen Situationen ärgerlich, da man nicht einfach an den Kofferraum gehen und ihn öffnen kann. Auch der Tankdeckel kann nur über einen zweiten kleinen Hebel links neben dem Fahrersitz geöffnet werden – was jedoch weniger Umstände macht, da ich selten tanke, ohne kurz zuvor auf dem Fahrersitz gesessen zu haben. Die zulässige Gesamtmasse des einundneunziger 323 beträgt 1440 Kilogramm und ich habe sie noch nie bewusst überschritten. Mich erstaunt immer wieder, wie viel Platz dieses Auto bietet. Zu fünft sind wir in ihm dieses Jahr von Basel nach Frankfurt und zurück gefahren. Und jeder von uns hatte Gepäck für eine Woche New York dabei. Praktisch ist auch, dass sich die Rückbank geteilt umlegen lässt. Das rechte Drittel lässt sich einzeln nach vorn klappen, und so finden drei Snowboards bequem Platz. Auf den linken zwei Dritteln

der Rückbank kann dann noch jemand sitzen. Schon oft bin ich mit dem Mazda die engen und verschneiten Serpentinien ins österreichische Damüls hinaufgefahren, beladen mit drei Snowboards und drei Freunden. Und auch wenn ich auf dieser Strecke oft in den zweiten der fünf Gänge zurückschalten musste, sind wir stets gut angekommen. Inzwischen stehen 147.326 Kilometer auf seinem Tacho. Das sind für den seit neunzehn Jahren fahrenden Mazda im Durchschnitt bescheidene 7754 Kilometer pro Jahr. Meine Tante fuhr ihn fast ausschließlich in der Stadt Brüssel von ihrer Wohnung zu ihrer Arbeit und zurück. Ich fahre zwar meist längere Strecken, aber bei weitem nicht jeden Tag. So kommt es, dass dieser – nun doch schon alte – Mazda 323 noch immer zuverlässig fährt und mich überall dort hinholt, wo die Straßen hinführen. Er hat den Splügenpass zwischen der Schweiz und Italien bewältigt und mich dreimal ins Piemont und wieder zurück gebracht. Dabei hat er meine Kommilitonen und mich sowie unzählige Kisten Wein sicher über die Alpen befördert. In ihm sind drei meiner Freunde und ich zum Angeln nach Tschechien gefahren, und erst vor ein paar Tagen war ich mit ihm im österreichischen Pitztal. Sein rechter Scheibenwischer sollte längst gewechselt werden – das schwarze Ausrufezeichen auf gelbem Grund ist schon lange sichtbar –, und auch dass ich ihn putze ist längst wieder einmal überfällig. Vor wenigen Tagen – nachdem der rechte Hinterreifen zweimal platt war und er deswegen lange in der Werkstatt im Nachbardorf stand – muss jemand mit einem anderen Auto von hinten in ihn hineingefahren sein. Unter dem Kofferraum, gerade rechts neben dem weißen Schriftzug *Cartechnic*, befindet sich seit kurzem eine Delle. Es ist kein schlimmer Schaden, und der Kofferraum lässt sich noch ohne Probleme öffnen, doch keiner der Nachbarn will es gewesen sein.

Meine Daunenjacke

Die Messe *Interboot* in Friedrichshafen am Bodensee ist eigentlich eine Messe für Wassersport. Jedes Jahr gibt es dort aber auch eine Halle, in der Snowboardartikel verkauft werden. Wahrscheinlich kommt dies durch die vermeintliche Nähe zum Wakeboarden, das natürlich ebenfalls vertreten ist. Ich besuche die Messe fast jedes Jahr. In einem dieser Jahre habe ich mir die Daunenjacke *Burton Ronin Down Jacket* gekauft, die ich schon die gesamte vorangegangene Wintersportsaison an dem Schweizer Snowboarder Nicolas Müller in diversen Magazinen und Videos bewundert hatte. Sie ist in große weiße sowie hell- und dunkelbraune Rauten unterteilt, die mit Daunen gefüllt sind. Es ist eine dicke Jacke mit einer fest angebrachten Kapuze, und jedesmal wenn ich sie anziehe, habe ich das Gefühl, mich in eine Rüstung aus Wärme zu packen. In ihr war mir noch nie kalt, und sie schützt mich auch im noch so tobenden Schneesturm. Das Innenfutter dieser Jacke ist ein glänzend brauner Stoff, und wenn ich sie trage, befindet sich unter meiner Hüfte ein Schneefang, der mittels eines Reißverschlusses herausnehmbar ist. Er bildet zwischen meiner Hüfte und der Jacke einen Schutz, so dass kein Schnee von unten in die Jacke gelangen kann. Allerdings habe ich ihn noch nie herausgenommen. Ich benötige ihn dafür zu häufig, und selbst wenn nicht, stört er mich keineswegs. Die für Wintersportjacken typischen Lüftungsöffnungen unter den Achseln sind ebenfalls durch einen Reißverschluss verschlossen. Wenn ich sie öffne, trage ich unter den Armen zwei große Löcher, denn sie sind nicht mit Netzen ausgekleidet, die aufspritzenden Schnee fangen. Durch sie entweicht zwar zuverlässig und schnell überschüssige Wärme, aber manchmal spritzt eben auch Schnee herein. Vorn an den Ärmeln, direkt an deren Ende, befindet sich auf jeder Seite eine kleine Tasche, durch einen kleinen Reißverschluss verschlossen. In der linken trage ich beim Snowboarden meinen Liftpass. Inzwischen funktionieren fast alle Liftkarten über berührungslose Sensoren, die sich meist auf der linken Seite der Drehkreuze befinden, und so muss ich den Pass nie herausnehmen. In der rechten habe ich noch nie etwas verstaut. Die große Innentasche auf der linken Seite ist durch einen Reißverschluss zugänglich, der leider nach unten hin schließt. So ist es nicht möglich, die Tasche nur halb zu öffnen und die Dinge darin trotzdem sicher verwahrt zu wissen. Da, sobald der Reißverschluss nicht ganz geschlossen ist, am unteren Ende der Taschenöffnung ein Loch entsteht, fallen in ihr verwahrte Dinge dann leicht heraus. Seitlich, an den Stellen, an denen ich meine Hände auf meine Hüften legen würde, befindet sich links und rechts je eine große Tasche an der Jacke. Beide sind durch nach oben zu öffnende Reißverschlüsse verschlossen. In der linken bewahre ich meine gestreiften Fingerhandschuhe auf, da ich meine Daunenjacke meist trage, wenn ich gar keinen Sport treibe, mich aber doch draußen aufhalte. In diesen Situationen trage ich dann auch oft meine Fingerhandschuhe oder meine Lederhandschuhe. Durch die

Name:	Down Jacket
Marke:	Burton, Ronin
Größe:	»medium«
Maße:	174 × 103 × 20 cm
Gewicht:	1487 g
Material:	Nylon, Polyurethan, Gänsedaunen
Farbe:	braun, weiß
gekauft:	Interboot Messe Friedrichshafen Neue Messe 1 88046 Friedrichshafen Deutschland 47° 40' 42,5" N 9° 30' 44,8" E
Datum:	ca. 2008
bezahlt:	ca. 150 Euro
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 226

Nähte der Taschen dringen kleine Daunen aus dem Innersten meiner Daunenjacke, denn meine Fingerhandschuhe sind stets übersät mit kleinen weißen Federn. Ebenfalls in der linken dieser beiden Taschen befindet sich, an einem Bündel aus Stoff, ein etwa 6 Zentimeter langer Schlauch aus schwarzem Neopren. Sein Durchmesser ist gerade so groß, dass ich meinen Zeigefinger hineinstecken kann. Wozu dieses Ding gut ist, ist mir ein Rätsel, seit ich diese Jacke besitze. Eine zweite Stelle, an der Federn aus meiner Jacke austreten, befindet sich vorn am linken Ärmel. Das Loch ist kreisrund und stammt von einer Zigarette, die das Kunststoffmaterial zum Schmelzen brachte. Statt der dunkelbraunen Struktur ist um dieses Loch das Material glänzend glatt und fast schwarz. Gerade schaut eine weiße Daune halb heraus. Die Raute, in der sich dieses Loch befindet, fühlt sich deutlich leerer an als die übrigen.

Mein Kellnermesser

Um die Weinflaschen öffnen zu können, die ich den Sommer über trank, als ich 2010 in Berlin wohnte, hatte ich mir in der Galeria Kaufhof am Alexanderplatz ein Kellnermesser gekauft: das *Blomus Lounge*. Es ist durch und durch aus Edelstahl, 72 Gramm schwer und zusammengeklappt 11 Zentimeter lang. An der einen Seite lässt sich ein kleines Messer mit einer geriffelten Klinge ausklappen, das zum Defolieren der Weine dient. Auf der anderen Seite lässt sich ein Kapselheber ausklappen, mit dem ich auch Bierflaschen öffnen könnte. Ihn kann ich, wenn ich den Korkenzieher, der sich aus dem linken Drittel des Kellnermessers ausklappen lässt und fünf Windungen besitzt, in den Korken geschraubt habe, an den Flaschenhals klemmen und den Korken bequem heraushebeln.

Ich bin bei weitem kein Weinkenner, und das Beisammensitzen und die Gespräche bedeuten mir ebenso viel wie der Wein selbst. Wahrscheinlich habe ich bis heute mit meinem Kellnermesser etwa dreißig Weine geöffnet. Das sind zehn im Jahr, was ich nicht sonderlich viel finde. Oft ist dann doch ein anderer, meist primitiverer, Korkenzieher zur Hand, und mein Kellnermesser bleibt in seinem Fach. Es ist jedoch eines der Dinge, von denen ich gern weiß, dass ich sie besitze. Ich weiß es verwahrt an seinem Platz und muss so die Situation nicht fürchten, plötzlich vor einer verschlossenen Flasche Wein zu stehen. Die letzten Monate allerdings wusste ich nicht, wo sich mein Kellnermesser befand. Ich war mir sicher, dass ich es aus meiner alten Wohnung umgezogen hatte. Ich konnte mich nur nicht mehr an die Kiste erinnern, in die ich es hineingepackt hatte. Da ich mir sicher war, dass es nicht verloren war, hielt sich meine Besorgnis in Grenzen, und ich wartete einfach darauf, dass es irgendwo auftauchen würde. Und so geschah es auch. Als ich meine große karierte Reisetasche für New York packte, lag mein Kellnermesser friedlich in der Innentasche des Schuhfachs, zusammen mit dem Schweizer Taschenmesser meines Großvaters. Als ich für den Umzug gepackt hatte, hatte ich vielleicht gedacht, ich würde auch bald wieder wieder verreisen. Nun liegt mein Kellnermesser wieder an seinem Platz in meinem Fach unseres Küchenschranks. Nächste Woche werde ich mir einen Wein kaufen, nur um des Öffnens willen. Dinge wie mein Kellnermesser sollten gebraucht werden. Ein Lebensmittelgeschäft in meiner Nähe hatte vor einigen Monaten einen *Nebbiolo d’Alba* der Winzerei *Terredavino* aus Piemont für etwa sechs Euro im Angebot. Ich vermute jedoch, ich hatte damals einfach Glück. Es wird wohl der Barbera d’Asti desselben Winzers werden. Viel weiter reichen meine Weinkenntnisse dann auch nicht. Ich hoffe, das dazugehörige Gespräch wird gut.

Name:	Lounge
Marke:	Blomus
Maße:	110 × 28 × 11 mm
Gewicht:	72 g
Material:	Edelstahl
Farbe:	silber
gekauft:	Galeria Kaufhof Alexanderplatz 9 10178 Berlin Deutschland 52° 31' 21,0" N 13° 24' 42,8" E
Datum:	Sommer 2010
bezahlt:	ca. 8 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 227

Mein Taschenmesser

Selbstverständlich besitze ich ein Schweizer Taschenmesser. Auch wenn ich es die letzten Jahre eher selten gebraucht habe, faszinieren mich Messer, seit ich als Kind begonnen hatte, Outdoor-Kataloge wie den von *Globetrotter* durchzublättern. Ein Messer ist ein so einfaches Ding, das doch so viele Möglichkeiten bietet. Mit Messern ist so viel mehr denkbar als ohne. Mein Schweizer Taschenmesser ist ein Klappmesser aus rostfreiem Edelstahl der Schweizer Firma *Victorinox*. Der Edelstahlblock, aus dem sich die einzelnen Werkzeuge ausklappen lassen, wird auf beiden Seiten von einer Platte aus rotem Kunststoff abgeschlossen. Auf der einen Seite ist das Schweizer Kreuz eingraviert. Die silberne Farbe, mit der es einst völlig ausgefüllt war, ist über die Jahre größtenteils verschwunden. Wie alt das Messer ist, weiß ich nicht genau, denn schon mein Großvater hat es benutzt. Neben einer Kopie eines von ihm geschriebenen Buches über »Land und Leute« seiner Gemeinde, deren Ortsvorsteher er war, einer Taschenuhr und meiner Tasse, die jedoch bei meiner Mutter steht, ist mein Taschenmesser eines der Dinge, die ich von ihm habe. Um die dreißig Jahre wird es mindestens alt sein. Auf der großen Klinge, die 6 Zentimeter lang ist, steht, graviert auf ihrem Schaft:

VICTORINOX
SWITZERLAND
STAINLESS
ROSTFREI
Und auf der anderen Seite:
[eine stilisierte Armbrust]
OFFICIER
SUISSE

Name:	—
Marke:	Victorinox
Maße:	90 × 28 × 22 mm
Gewicht:	98 g
Material:	Metall, Kunststoff
Farbe:	rot, silber
Datum:	ca. 2000
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 228

Die Klinge weist Schleifspuren auf, denn ich habe sie immer wieder – leider nicht sehr fachmännisch – geschärft. Auf der dem Messer gegenüberliegenden Seite befindet sich eine zweite, kleinere Klinge. Sie ist 3,8 Zentimeter lang. Die letzten Tage habe ich sie zweimal benutzt, um den Faden durchzuschneiden, mit dem das Papieretikett an meinen neuen Socken befestigt war. Auf derselben Seite wie die kleine Klinge befinden sich noch eine 7,3 Zentimeter lange Säge mit zwei sehr scharfen Zahnreihen; eine Schere, mit der ich früher meiner Mutter beim Bohnenschneiden geholfen habe; und ein Flaschenöffner, dessen vorderes Ende gleichzeitig ein 6 Millimeter breiter Schlitzschraubendreher ist. Ebenfalls am Flaschenöffner befindet sich eine kleine Kerbe. Sie dient zum Entfernen der Kunststoffisolierung von dünnen Stromkabeln. Ich glaube allerdings nicht, dass ich sie schon einmal benutzt habe. Auf der Seite der großen Klinge befindet sich nur ein weiteres Werkzeug: ein Dosenöffner. Auch sein vorderes Ende dient als Schlitzschraubendreher, es ist allerdings nur 3 Millimeter breit. Aus der anderen Seite des Messers lassen sich die beiden letzten Werkzeuge klappen: ein Korkenzieher, mit dem ich

erst neulich eine Flasche Wein geöffnet habe, und eine Stech-Bohr-Näh-Ahle. Sie dient dazu, Löcher in schweren Stoff oder Leder zu treiben.

Seit meinem Umzug nach Basel in die Schweiz wusste ich nicht mehr genau, wo ich dieses Taschenmesser aufbewahre. Ich wusste nur, ganz wie bei meinem Kellnermesser, dass ich es für den Umzug an einem passenden Ort verwahrt hatte und es früher oder später auftauchen würde. Und genau so war es auch. Es befand sich in derselben Tasche meiner Reisetasche wie mein Kellnermesser. Nun liegt es in meinem Regal. Über einen besseren Ort habe ich noch nicht nachgedacht. Vielleicht werde ich es in meinen Rucksack legen, damit ich es stets griffbereit habe, denn die Momente, in denen ich mein Schweizer Taschenmesser gut gebrauchen kann, sind nicht vorhersehbar. Heute, beim Schreiben dieses Textes, bin ich auf die offiziellen Pflegetipps von Victorinox gestoßen. Darin steht:

Bewegen Sie die Werkzeuge in warmem Wasser,
bis die Leichtgängigkeit wieder hergestellt ist.
[...] Nach dem Trocknen geben Sie einen kleinen Tropfen Öl zwischen Werkzeugtalon und Feder.

Genau das habe ich gerade getan. Um sicherzustellen, dass keine Feuchtigkeit im Innern der Stahlmechanik bleibt, habe ich den Backofen auf 50 Grad Celsius erwärmt und mein Messer darin getrocknet. Als Öl habe ich ein Geräteöl von Braun benutzt, das ich noch von meinem ersten Elektrorasierer habe. Nun liegt mein Schweizer Taschenmesser gereinigt und gepflegt vor mir – bereit, auch die nächsten dreißig Jahre nicht sonderlich in Anspruch genommen zu werden. Es ist das Wissen um die Möglichkeiten, die mir mein Taschenmesser bietet, das mich beruhigt, wenn ich es unter meinen Dingen bemerke.

Meine Lederhandschuhe

Früher befand ich mich im Winter nie in der Situation, draußen zu sein, ohne etwas Konkretes zu tun. Entweder trieb ich Sport, schipp-te Schnee oder tat sonst etwas, wofür ich spezielle Handschuhe hatte, damit ich nicht an den Händen fror. Jetzt, da ich älter bin, gibt es die Situation, dass ich im Winter einfach nur draußen herumstehe. Ich rede mit Freunden und gehe von hier nach dort durch die Stadt. Für diese Situation besaß ich keine passenden Handschuhe, denn alle, die ich hatte, waren dafür zu warm. Also fragte ich vor ein paar Jahren meine Mutter, ob sie denn nicht noch alte Handschuhe hätte, die ich dafür benutzen könnte. Sie gab mir die Lederhandschuhe ihrer Mut-ter. Inzwischen sind sie für mich eines der modischsten Dinge, das ich besitze.

Als meine Großmutter noch lebte, habe ich sie diese Handschuhe allerdings nie tragen sehen, aber wir waren auch selten gemeinsam draußen. Sie müssen demnach relativ alt sein. Das schwarze Leder ist weich und voller kleiner Falten, ähnlich wie ich die Hände meiner Großmutter in Erinnerung habe. Es sind einfache Handschuhe. Auf ihrem Rücken besitzen sie drei Streifen, an denen entlang viele kleine Schlitzte angebracht sind. Sie dienen der Belüftung. Auf ihrer Unter-seite, am Schaft der Handschuhe, ist jeweils ein schwarzer Druck-knopf angebracht. Mit ihm kann ich die etwa 4 Zentimeter langen Einschnitte öffnen, die sich dort in den Handschuhen befinden. So kann ich sie leichter anlegen. Mir passen diese Handschuhe erstaun-lich gut. Durch die Jahre hat sich vielleicht das Leder etwas geweitet, denn ich denke, ich habe inzwischen größere Hände als meine Groß-mutter. Die Innenseite dieser Handschuhe – sie sind nicht gefüttert – hat eine beige-graue Farbe und ist stark abgewetzt. In Blau ist dort in beiden Handschuhen eine 14 aufgedruckt. Das wird die Größe sein.

Ich trage diese Handschuhe nun seit ein paar Jahren immer dann, wenn ich in der kalten Jahreszeit nach draußen gehe und nichts tue. Dann habe ich jedesmal Zeit, an meine Großmutter zu denken.

Name:	—
Marke:	—
Maße:	je 210 × 115 × 30 mm
Gewicht:	je 28 g
Material:	Leder, Metall
Farbe:	schwarz, grau
bekommen:	Fliederstraße 15 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 57,5" N 9° 42' 47,3" E
Datum:	2012
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 229

Mein Rasierer

Als mein alter elektronischer Rasierapparat kaputtgegangen war – ich hatte nicht damit gerechnet, dass sich sein Folienscherkopf in meinem Koffer so leicht verbiegen würde –, musste ich mir einen neuen kaufen. Ich hätte gern wieder einen der deutschen Firma *Braun* gekauft, nur um der alten Zeiten willen, als Dieter Rams dort noch Designer war; aber ich fand einfach keinen, der meinen Vorstellungen entsprach. Und hässlich finde ich die aktuellen Braunrasierer auch allesamt. Das Unternehmen *Remington* war mir wegen seiner angeblich hervorragenden Glätteisen bekannt; und so suchte ich dort weiter. Ich hatte fest vor, einen Rasierer eines Unternehmens zu kaufen, das hinter seinem Produkt als solches stand. Ich fand heraus, dass Remington 1936 von Remington Rand in den USA gegründet worden war und nicht nur 1937 den ersten elektronischen Rasierapparat auf den Markt brachte, sondern auch 1960 den ersten Akkurasierer. Das beeindruckte mich. Inzwischen gehört Remington zwar zu einem großen US-amerikanischen Konzern; die Produkte werden in Deutschland allerdings von der *VARTA Consumer Batteries GmbH & Co. KGaA* vertrieben, was mir als alten Modellflieger gut gefällt, da mir die Batterien von Varta ein Begriff sind. Ich entschied mich für das *Remington MB4110 Bartschneideset* und bestellte es im Internet für etwa 40 Euro. Die unverbindliche Preisempfehlung von Remington ist 60 Euro.

Mein Remington-Rasierer besteht vornehmlich aus seinem Gehäuse aus schwarzem, glänzendem Kunststoff, an dessen oberem Ende ein austauschbarer Scherkopf mit selbstschärfenden Titan- klingen aufgesteckt ist. Seine Form ist leicht geschwungen und seine konvexe Seite zeigt in Scherrichtung. Mit dem Klingenscherkopf wiegt er 149 Gramm. Er liegt gut in meiner Hand. Trotzdem halte ich seine Form für einen Elektrorasierer nicht für sehr gelungen, denn durch seine Rundungen liegt dieser Rasierer äußerst instabil auf dem Waschbeckenrand und rutscht leicht hinein. An seiner linken Seite befindet sich ein schwarzer Schiebeschalter, mit dem ich meinen Rasierer ein- und ausschalten kann. Es gibt keinen weiteren Knopf oder Regler, was ich begrüße. An/aus – rasieren/nicht rasieren. Mehr kann er nicht und mehr soll er auch nicht können. Auf der Unterseite seines Gehäuses befindet sich der Steckplatz für einen Micro-B-USB-Stecker. Darüber ist eine rote Ladekontrollleuchte. Über ein passendes und mitgeliefertes Kabel oder das ebenfalls im Set enthaltene Netzteil kann ich meinen Rasierer so an jedem USB-Steckplatz aufladen. Also an fast jedem Computer und nahezu jedem Handy-Ladegerät. Das ist sehr praktisch und umgeht das Problem des noch immer fehlenden internationalen Standards für Steckdosen, den ich so sehr begrüßen würde. Eine Akkuladung reicht für 40 Minuten Betrieb. Da ich mich in recht unregelmäßigen Abständen rasiere, lade ich meinen Rasierer höchstens einmal pro Woche. Eher weniger. Unter dem Steckplatz auf der Unterseite des Rasierers steht in Weiß: *USB [das usb-Zei-*

Name:	MB4110 Bartschneideset
Marke:	Remington
Maße:	165 × 40 × 45 mm
Gewicht:	149 g
Material:	Kunststoff, Metall, Elektronik
Farbe:	schwarz
bestellt nach:	Fliederstraße 15 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 57,5" N 9° 42' 47,3" E
Datum:	ca. 2012
bezahlt:	ca. 40 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 230

chen]. Auf der Oberseite, ebenfalls in Weiß, ist das Typogramm von Remington aufgedruckt:

Remington [ein dicker vertikaler Balken]

Auf der Rückseite des Rasierers stehen unter dem Zeichen von Remington weitere Informationen:

MODEL MB-4110

3.2V [ein horizontaler Strich, darunter drei kleinere horizontale Striche] 1500mA

FOR USE WITH

ADAPTER MODEL

PA-3215E

[eine durchgestrichene Mülltonne] CE PCTBZ02

MADE IN PRC

04712

SZ

Das PRC steht für »People's Republic of China«. Wenn ich mich rasiere, dann immer mit dem Klingenscherkopf, denn völlig glatt rasiere ich mich so gut wie nie. Den Folienrasierkopf habe ich als typischer Dreitagebartträger daher noch nie benutzt. Über ein Rad aus schwarzem Kunststoff, das sich am Klingenscherkopf befindet, lässt sich die Schnittlänge von 0,4 bis 5,5 Millimeter in 0,2 Millimeterschritten einstellen. Ich rasiere mich meist mit der 3-Millimeter-Einstellung. Nach jeder Rasur reinige ich den Scherkopf. Dazu benutze ich einen Pinsel, der noch von meinem alten Braun-Rasierer stammt. Der im Set enthaltene Pinsel ist sehr klein und lässt sich nicht besonders gut greifen. Ich achte dann darauf, dass kein Haar mehr im Scherkopf steckt, was mir natürlich nicht immer gelingt. Manchmal drücke ich beim Reinigen auch die zwei seitlichen Knöpfe unterhalb des Scherkopfes. So kann ich diesen abnehmen und auch diesen Bereich von Haaren befreien. Anschließend lege ich den Rasierer auf den Rand des Waschbeckens oder die Ablage unter dem Badezimmerspiegel. Durch seine Form liegt er dort leider nicht ruhig und sicher. Dieser Umstand ist das einzige wirklich Ärgerliche an meinem Remington MB4110. Wenn ich mit allem fertig bin und meinen Rasierer wieder in seine kleine Tasche aus festem, schwarzem Stoff packe, stelle ich die Schnittlänge immer auf etwa 2 Millimeter ein. Dann ragt nämlich der kleine Kunststoffkamm, der die Schnittlänge bestimmt, über die Klinge und schützt sie so vor Stößen.

Meine Kreditkarte

In meinem Heimatland Deutschland ist es noch immer nicht üblich, mit einer Kreditkarte zu bezahlen. In fremden Ländern jedoch, in denen es eine andere Währung als den Euro gibt, erleichtert mir diese kleine Karte den Umgang mit Geld sehr. Wenn ich etwas kaufen will, ziehe ich nur meine kleine Kreditkarte durch das Lesegerät des Ladengeschäfts, und den Rest erledigt, wie von Zauberhand, meine Bank. Meine Kreditkarte ist von der *DKB*, der *Deutschen Kreditbank* und aus grauem Kunststoff. Ihre Form ist durch internationale Normen vorgegeben. Auch ihr Eckenradius von 3,18 Millimetern. Durch diese Normierung ist gewährleistet, dass meine Kreditkarte weltweit akzeptiert wird und gelesen werden kann. Ich trage sie meist im linken Einschubfach des Geldbeutels, den ich außerhalb von Deutschland benutze. Auf meiner grauen Kreditkarte der *DKB* ist auf der Vorderseite eine Weltkugel aufgedruckt. Afrika in der Mitte, darüber, recht klein, Europa. Die Amerikas, der größte Teil Asiens und Ozeanien sind nicht zu sehen. Oben links befindet sich das Typogramm von *VISA*: blaue Schrift auf weißem Grund.

visa-Incorporated ist ein US-amerikanisches Unternehmen, das auch den Zahlungsverkehr meiner Kreditkarte regelt. Währungen verschiedener Länder sind meiner Kreditkarte und mir dabei egal. Ich bezahle einfach mit ihr, und *visa* und die *DKB* berechnen, welchen Betrag sie mir von meinem Geld abbuchen. Diese Zahl bekomme ich lediglich auf meiner monatlichen Kreditkartenabrechnung zu sehen. Ein materielles Ding, das den Geldwert tatsächlich widerspiegelt, habe ich bei all dem nie in der Hand. Das »v« von *visa* besitzt oben links eine gelbe Verzierung. Oben rechts auf meiner Karte befindet sich das Zeichen der *DKB*. Es ist in einem etwas helleren Blau gedruckt, das sich mit dem des *visa*-Zeichens beißt. Die Erscheinung meiner Kreditkarte als schön oder gelungen zu bezeichnen, wäre meiner Meinung nach falsch. Unter dem Zeichen von *visa* befindet sich ein elektronischer Chip. Er ist golden, etwa 1,3 mal 1,3 Zentimeter groß und von rechtwinkligen schwarzen Linien durchzogen. Auf ihm sind wohl meine Bankdaten gespeichert. Ansehen kann ich ihm das nicht. Unter dem Zeichen der *DKB* befindet sich eine silbern glänzende Fläche, in der eine fliegende Taube holografisch eingedruckt ist. Es dient wahrscheinlich der Fälschungssicherheit meiner Karte. Meine Kreditkartennummer läuft horizontal fast über die ganze Karte. Sie ist in vier Vierergruppen aufgeteilt und in einer silbern glänzenden Schrift erhaben geprägt. Darunter steht, – über meinem Namen – in derselben Weise, nur etwas kleiner:

02/13 VALID DATES 09/16

Wenn ich mit meiner Kreditkarte bezahle, kommt es häufig vor, dass mich der Verkäufer oder die Verkäuferin mit meinem Namen verabschieden – sie lesen ihn dann von meiner Karte ab. Und auch auf den Belegen, den Kassenzetteln, die ich meist einstecke, um meine

Name:	—
Marke:	VISA, DKB
Maße:	85,60 × 53,98 × 1,3 mm
Gewicht:	4 g
Material:	Kunststoff, Metall
Farbe:	grau, blau, silber
per Post an:	Fliederstraße 15 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 57,5" N 9° 42' 47,3" E
Datum:	ca. 2008
bezahlt:	0 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 231

Ausgaben im Ausland überblicken zu können, ist oft mein Name aufgedruckt. Er muss also ebenfalls auf dem Chip gespeichert sein. So landet er über das Lesegerät an der Kasse über einen Computer und Drucker auf dem Beleg. Fast wie eine Bestätigung, dass es mich tatsächlich gibt. Mit jedem Einkauf melde ich mich zurück im internationalen Bankensystem und damit in einem Großteil unserer Welt. Wie ihre Vorderseite ist auch die Rückseite meiner Kreditkarte grau. Oben läuft horizontal über die gesamte Karte ein etwa dreizehn Millimeter breiter dunkler Streifen. Ich weiß, dass es ein Magnetstreifen ist, auf dem sich ebenfalls Informationen über mich und mein Konto befinden. Es müssen dieselben sein wie auf dem goldenen Chip auf der Vorderseite, denn in manchen Geschäften liest das Lesegerät den Chip, in anderen den Magnetstreifen. Jedesmal, wenn ich mit meiner Kreditkarte bezahle oder Geld an einem Automaten abhebe, wird dieser Vorgang und auch der Ort, an dem er sich vollzieht, von meiner Bank erfasst und gespeichert. Diese Überwachbarkeit ist der Preis, den mich dieser einfache und unbeschwerte Umgang mit Geld kostet. Ansonsten ist meine Kreditkarte nämlich gratis. Ich musste sie weder kaufen noch zahle ich für sie Gebühren. Lediglich wenn ich mit ihr außerhalb von Deutschland bezahle, fallen 1,75 Prozent Auslandseinsatzgebühren an. Oben links auf der Rückseite stehen noch die Telefonnummer, die ich in einem Notfall anrufen soll, und die Internetadresse der DKB. Mit »Notfall« meint meine Bank wohl den Verlust der Karte. In diesem Fall könnte ich die Telefonnummer aber auch nicht mehr von meiner Karte ablesen. Weiter unten stehen sieben weitere Zahlen. Die letzten drei dienen bei Einkäufen im Internet zur Sicherheitskontrolle. Unter einem horizontal gestreiften Feld steht, dass ich die Karte eigenhändig unterschreiben soll. Das habe ich noch nicht getan. Bisher hat sich noch niemand beschwert, also lasse ich es vorerst auch bleiben. Wenigstens meine Unterschrift will ich, so lange es geht, für mich behalten. Wer weiß, ob sie nicht auch schon in einem der Lesegeräte gescannt und gespeichert wird. Weiter steht auf der Rückseite meiner Kreditkarte die Adresse, an die ein Finder meine verlorene Karte zurücksenden soll. Meine würde nach Berlin in Deutschland geschickt. Ganz unten rechts ist abermals das Zeichen der DKB zu sehen. Links daneben steht:

Diese Karte ist Eigentum der/This card is property of

Meine Kreditkarte ist demnach gar nicht wirklich meine Kreditkarte. Aber anscheinend darf ich sie benutzen. Soll es vielleicht sogar. Und auch zerstören darf ich sie. Dazu wurde ich heute von meiner Bank aufgefordert, als ich angab, die PIN, die vierstellige persönliche Identifikationsnummer, vergessen zu haben, mit der ich weltweit kostenlos Geld abheben kann. Ich habe sie in Istanbul in der Türkei aus Versehen zu oft falsch in einen Geldautomaten eingegeben. In den nächsten Tagen werde ich meine neue Kreditkarte erhalten.

Mein Rucksack

Als mir in Barcelona der Mietwagen aufgebrochen worden war, war auch mein Rucksack Teil der Beute. Es war ein brauner *Burton Dayhiker*, in dem sich unter anderem meine schwarze *Nixon-Player*-Armbanduhr befand. Wieder daheim kaufte ich mir den Rucksack *Burton Shaun White Pack*, mit dem ich allerdings nie richtig zufrieden war. Er ist sehr breit, und es fühlt sich an, als trüge man ein Brett auf dem Rücken. Trotzdem benutzte ich ihn mehrere Jahre. So lange, bis ich mich schließlich entschloss, mir wieder einen Dayhiker zu kaufen. Für mich ist dies der ideale Rucksack für den Alltag. Er fasst 20 Liter und ist relativ schmal geschnitten. Meiner ist schwarz mit großen farbigen horizontalen Streifen: unten ein hellblauer, dann ein grauer, dann ein oranger und schließlich ein gelber. Alle Fächer sind mit Reißverschlüssen verschlossen. Beim größten und zweitgrößten Fach sind jeweils zwei Schieber am Reißverschluss. Dies erlaubt es mir, die Öffnung der Fächer beliebig groß zu gestalten und an eine beliebige Stelle zu verschieben. An der Vorderseite des Rucksacks befindet sich ein System aus zwei horizontal laufenden und mit Schnallen verschließbaren Bändern. So kann ich ein Snow- oder Skateboard vertikal befestigen und auf dem Rücken tragen. Da ich sehr selten Touren gehe, habe ich dieses System an meinem neuen Dayhiker noch nie benutzt. Auf der vorderen Innenseite des größten Fachs befindet sich, ganz oben, ein besonders weich ausgekleidetes, kleineres Sonnenbrillenfach. Hier bewahre ich tatsächlich meine Sonnenbrille auf. Aber auch meine Uhr, wenn ich sie nicht trage, oder belichtete Filme. Auf der Hinterseite des größten Fachs befindet sich ein Einschubfach für Laptops. Es ist ein klein bisschen zu groß, und ein einzelner Laptop, selbst mein altes dickes *MacBook Pro*, schwankt darin vor und zurück. Ich transportiere in diesem Fach aber ständig kleine Stapel an Papieren, meist im Format DIN A4, oder ähnlich große Magazine, aber auch mein *iPad*, und so ist das Fach meist ausgefüllt. Auf der Hinterseite des vorderen Fachs befindet sich ein größeres Einschubfach mit zwei kleineren davor. Im hinteren dieser drei Fächern bewahre ich meistens Kopfhörer und stets mein Schweizer Taschenmesser auf. Von Zeit zu Zeit auch einen kleinen Tacker. Im linken stecken stets mein *Pelikan*-Füller sowie mein *Mitsubishi*-Kugelschreiber, ein Bleistift mit meiner Bleistiftkappe, ein Skalpell, um Papier zu schneiden, sowie ein Stift, mit dem ich kapazitative Bildschirme wie den meines iPad bedienen kann. Auch habe ich in einem der Fächer immer Brillenputztücher. Diese eignen sich bestens, um Glasbildschirme und natürlich Brillen zu reinigen. Im eigentlichen Fach des vorderen Faches trage ich etwa ein Dutzend Postkarten mit mir durch die Gegend. Ich verschicke hin und wieder Karten, die ich ganz woanders gekauft habe. So freue ich mich zum Beispiel schon länger darauf, eine Karte, auf der ein Segelboot auf dem Lake Taupo in Neuseeland zu sehen ist, von einem völlig anderen Ort der Erde aus zu verschicken. In diesem Fach liegt meist auch mein kleines schwarzes Notiz-

Name:	Dayhiker
Marke:	Burton
Größe:	20 l
Maße:	36 × 48 × 16 cm
Gewicht:	1255 g (leicht gefüllt)
Material:	Kunststoff, Metall
Farbe:	schwarz, blau, grau, orange, gelb
gekauft:	TOMS Boardershop Bregenzer Straße 103 88131 Lindau Deutschland 47° 33' 00,1" N 9° 43' 21,5" E
Datum:	2012
bezahlt:	ca. 60 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 232

buch. Die beiden letzten Fächer des Rucksacks befinden sich unten jeweils an der linken und rechten Seite. Im rechten bewahre ich ein Ladegerät und Kabel für mein Handy und mein iPad auf. Im linken trage ich stets eine Rolle Kreppklebeband bei mir. Ich war schon oft in Situationen, in denen es gut war, Klebeband parat zu haben.

Heute, nachdem mein bunter Dayhiker nun auch schon fast ein Jahr alt ist, habe ich zum ersten Mal ein weiteres Exemplar von ihm gesehen. Ich ging in Basel an der Wettsteinbrücke entlang Richtung Kunstmuseum. Dort trug ihn mir jemand auf seinem Rücken entgegen. Ich trug meinen ebenfalls, drehte mich auch kurz um, aber niemand blickte zurück. So gingen wir, unsere Rücken einander zugewandt, in die entgegengesetzten Richtungen davon. Nur unsere beiden bunt gestreiften Dayhiker-Rucksäcke blickten einander an.

Meine Teekanne aus Gusseisen

Ich habe noch nie gerne Kaffee getrunken, aber zu einem Teeliebhaber wurde ich erst, als ich bereits Anfang Zwanzig war. Meine erste eigene Teekanne war ein Weihnachtsgeschenk meines Vaters und ich bereite in ihr ausschließlich grünen Tee zu. Ihr Deckel, auf dem, wie auch auf der Kanne selbst Ginkgoblätter abgebildet sind, klackt jedesmal kurz, wenn er beim Ausgießen nach vorn rutscht und sein innerer Rand an den Rand der oberen Öffnung der Kanne stößt. Auch nach all den Malen, in denen ich diesen Ton inzwischen schon gehört habe, bleibt mein Herz kurz stehen, da ich noch immer befürchte, gleich Tee zu verschütten oder den Deckel hinabfallen zu sehen. Doch es macht stets einfach nur klack. Der Deckel, in dessen Mitte eine Kugel von 17 Millimetern Durchmesser sitzt, an der ich ihn sicher fassen und versetzen kann und um die er – auf ihr und neben der Kanne abgelegt – in Viertelkreisen gemächlich hin- und herrollt, sitzt alles andere als genau auf der oberen Öffnung der Teekanne. Ich kann ihn um 8 Millimeter verschieben. Trotzdem schließt er die Kanne gut ab, denn er sitzt völlig plan auf ihr auf. An allen leicht hervorstehenden Stellen – Rändern, Kanten, aber auch an den Ginkgoblättern und den zwei Kreislinien, die sich nördlich des Äquators der Kanne um sie legen – tritt die Farbe ihres Eisens hervor: ein erdiges Bronzebraun. Ansonsten ist meine Teekanne eher dunkelbraun. Ihre Lasur im Innern dagegen ist tiefschwarz, was ihrem Innern beinahe eine Unendlichkeit verleiht. Ebenfalls schwarz ist ihr Henkel. Er schwingt sich prominent über sie und lässt sich hervorragend greifen. Auch gefüllt schwingt die Kanne nicht seitlich um ihn weg, wenn ich sie ausgieße und dabei nur an ihrem Griff halte. Hinten, ganz unten auf der Kanne steht in einem Rechteck eingerahmt und hochgeprägt:

MADE IN JAPAN

Auf der gegenüberliegenden Seite, vorn ganz unten stehen in derselben Weise drei japanische Schriftzeichen untereinander. Ich kann sie leider nicht lesen. Vielleicht habe ich deshalb vor einigen Jahren selbst ein Haiku auf meine Teekanne aus Gusseisen geschrieben:

Liegt schwer in der Hand.
Das Eisen – angenehm warm.
Im Innern ruht Tee.

Name:	—
Marke:	—
Größe:	600 ml
Maße:	152 × 135 × 142 mm
Gewicht:	1260 g
Material:	Gusseisen
Farbe:	braun, schwarz
bekommen:	Fliederstraße 15 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 57,5" N 9° 42' 47,3" E
Datum:	24. Dezember 2008
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 233

Meine Schildmütze

Ich besitze eine Schildmütze – immer häufiger gebrauche auch ich den amerikanischen Ausdruck *Basecap* –, die ich seit einigen Jahren so gut wie nie trage. Ich bin einfach kein Schildmützenträger; bin es nie gewesen. Meine Schildmütze ist aus grauem Stoff, und der Teil, der die Oberseite meines Kopfes bedeckt, besteht aus sechs dreieckigen Stücken, die zu einer halben Kugel aneinandergenäht sind. Oben in der Mitte, an der Stelle, an der alle sechs Dreiecke zusammenstoßen, befindet sich ein hartes, linsenförmiges Stück Stoff, das den oberen Abschluss der Mütze bildet. Auf dem Dreieck, das, wenn ich meine Mütze trage, vorne rechts sitzt, ist das Zeichen ihrer Marke *Iriedaily* aufgestickt. Es besteht aus einem *i* und einem *d*, deren Buchstabenformen zusammen einen Kreis ergeben, aus dem nach oben hin Flammen schlagen. Es ist in Rot mit einer gelben Kontur gestickt. Darunter steht, gestickt in Grau, *iriedaily*. Das Schild an der Vorderseite meiner Mütze steht 7 Zentimeter nach vorn und wirft so einen Schatten auf meine Augen und mein Gesicht. Es trägt acht Nähte. Früher hieß es in meinem Freundeskreis, dass nur Mützen mit acht Nähten Originale wären. Auf einem Aufnäher in der Mütze steht, dass sie aus 63 Prozent Polyester, 34 Prozent Baumwolle und 3 Prozent P.U.-Spandex besteht. Ganz unten, auf der Innenseite der Mütze läuft ein schwarzes Gummiband von Flexfit einmal im Kreis. Meine Schildmütze hat die Größe s–m und wurde in der Dominikanischen Republik hergestellt. Als meine Mutter sie mir in einem Skategeschäft im süddeutschen Wangen im Allgäu kaufte, dachte ich im Geschäft erst, sie sei von *World Industries*. Die Flammen haben mich wohl etwas verwirrt. Das Schild meiner Mütze habe ich sorgfältig zu einem Halbrund gebogen. So sind meine Augen besser vor seitlichem Lichteinfall geschützt. Am häufigsten habe ich meine Schildmütze nämlich nicht aus modischen Gründen getragen, sondern als Sonnenschutz beim Segelfliegen. Wenn ich mich recht erinnere, trug ich sie auch bei meinem ersten Alleinflug.

Name:	—
Marke:	Iriedaily
Größe:	S–M
Maße:	280 × 145 × 120 mm
Gewicht:	77 g
Material:	63 % Polyester 34 % Baumwolle 3 % P.U. Spandex
Farbe:	grau, rot, gelb
bekommen:	Doubleight Spitalstraße 16 88239 Wangen im Allgäu Deutschland 47° 41' 13,4" N 9° 50' 07,7" E
Datum:	ca. 2002
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 234

Mein Baseballschläger

Ich besitze einen abgebrochenen Baseballschläger, den ich im Norden des Central Park in New York gefunden habe. Er lag dort am Rand eines kleinen Spazierweges. Ich habe ihn wegen meiner Liebe zu Baseball aus dem Heimatland dieses Sports als Souvenir mitgenommen. Nur noch der mit einem weißen Stoffband umwickelte Griff des Schlägers lag dort. Der gesamte vordere Teil fehlte. Die Partie, an der der Schläger gebrochen ist, ist 30 Zentimeter lang – fast die Hälfte der verbliebenen insgesamt 67 Zentimeter Länge, die mein gebrochener, gefundener Baseballschläger noch misst. Am unteren Ende bildet eine 2 Zentimeter dicke Scheibe mit einem Durchmesser von 4,5 Zentimetern den unteren Abschluss des Schlägers. Sie ist nicht angebracht, sondern gedrechselt. Auf ihrer Unterseite steht, in das Holz eingestempelt:

Name:	—
Marke:	—
Maße:	
Länge:	670 mm
Ø unten:	45 mm
Gewicht:	249 g
Material:	Holz
Farbe:	braun, schwarz, silber
gefunden:	Central Park Höhe 101st Street zwischen East Drive und 5th Ave New York, NY 10029 USA 40° 47' 29,4" N 73° 57' 17,6" W
Datum:	Mai 2013
Bedeutung:	Fetisch
Abbildung:	Seite 235

Der untere Teil meines Baseballschlägers ist hellbraun lackiert und mit Klarlack überzogen. Nach oben hin gibt es einen Verlauf hin zu Schwarz. An der Abbruchkante befindet sich, bereits im schwarzen Teil, der Teil einer zackigen Form, die dort silbern auflackiert ist. Das Holz meines Schlägers ist sehr hell und besteht aus langen, geraden Fasern. Was es für ein Holz ist, weiß ich jedoch nicht.

An dem Tag, an dem ich diesen abgebrochenen Baseballschläger fand, regnete es leicht. Ich war für ein Projekt meiner Hochschule für eine Woche in New York. Ich lag wach im Bett und konnte nicht mehr schlafen. Da wir im Süden Harlems nicht weit von Central Park wohnten, beschloss ich an diesem Morgen, einen kleinen Spaziergang zu machen. Der leichte Regen störte mich kaum, denn es war Mai und recht warm. Ich lief langsam durch den nahezu menschenleeren Park und hörte Musik. Ich spiele gern Baseball und bedaure es sehr, dass dieser Sport in Europa nicht verbreiteter ist. Die hohe Konzentration, die über eine lange Zeit, in der nicht viel passiert, aufrechterhalten ist, und die Präzision und Schnelligkeit, in der urplötzlich das gesamte Spiel gelesen und gespielt werden muss, faszinieren mich und machen mir großen Spaß. Schon lange besitze ich daheim einen intakten, ganzen Baseballschläger, mit dem meine Freunde und ich früher manchmal spielten; leider schon viele Jahre nicht mehr. Das weiße Stoffband, mit dem der Griff meines abgebrochenen Schlägers umwickelt ist, ist dunkel gefärbt. Erde und der Schweiß vieler Hände müssen es so zugerichtet haben. Dagegen wirkt mein ganzer Schläger viel zu unbenutzt, obwohl er wohl älter ist. Jetzt, zurück aus New York, da mein abgebrochener Baseballschläger hinter mir auf meinem Regal steht, nehme ich mir fest vor, endlich richtig Baseball zu spielen. Eben habe ich mich bei einer Baseballmannschaft in der Nähe von Basel vorgestellt – den *Therwil Flyers*.

Mein Plakat von Bruce Nauman

Schon die Fahrt mit dem Zug war besonders. Es war der 10. November, und ich war für zwei Wochen in New York. Die Blätter der Bäume hatten alle erdenklichen Farben. Von Grand Central Station nahm ich den Zug Richtung Poughkeepsie bis Beacon, etwa einhundert Kilometer nördlich von New York City. Dort befindet sich *DIA:Beacon*, ein Museum der *DIA:Art Foundation*, in dem Kunstwerke aus der zweiten Hälfte des Zwanzigsten Jahrhunderts ausgestellt sind. Es war ein schöner Sonntag, und die Sonne schien zwischen den Wolken hindurch auf den Fluss Hudson, an dessen östlichem Ufer die Gleise nach Norden führen. In der unteren Etage des Museums waren unter anderem Werke des US-amerikanischen Künstlers Bruce Nauman ausgestellt. Darunter auch ein rosa Plakat im Format 420 mal 638 Millimeter, auf dem neunundzwanzig Zeilen schwarzen Textes stehen. Es hing in einem weißen Rahmen an einer Wand. Darunter, auf dem Boden, stand eine Palette, auf der zwei dicke Stapel mit Kopien dieses Plakates lagen. Es müssen mehrere Tausend gewesen sein. Ich durfte mir dort eines, durchaus aber auch mehrere mitnehmen. »Take as many as you like.« sagte der Museumswärter zu mir, als ich danach fragte. Also nahm ich sieben. Das Papier ist sehr dünn, und so hatte ich nicht schwer zu tragen. Ein Exemplar dieses Plakats wiegt 21 Gramm. Leider vergaß ich alle meine sieben zusammengerollten Plakate ein paar Stunden später in dem kleinen Kiosk am Bahnhof in Beacon, als ich mir Kaffee kaufte. Zum Glück fuhren Kommilitonen Tage später noch einmal in dieses Museum und brachten mir einige neue Exemplare mit.

Es ist die Kombination aus Minimalismus, Typografie und Konzept, die mich an diesem Plakat sofort begeisterten. Diese Arbeit von Bruce Nauman trägt den Titel *Body Pressure* und entstand im Jahr 1974. Ich habe zwei meiner mitgebrachten Plakate gerahmt und eines meinem Vater und ein anderes einem guten Freund zu Weihnachten geschenkt. Manchmal stelle ich mir die beiden vor, wie sie befolgen, was Bruce Nauman auf dem Plakat geschrieben hat. Dort steht:

Eben habe auch ich Naumans Anweisungen befolgt. Es war schwierig für mich, meine Konzentration auf meine, auf der anderen Seite der Wand stehende Person zu lenken. Allerdings stand ich auch auf meinem Bett, da ich in meinem Zimmer ansonsten keine freie Wandfläche habe, die dafür groß genug ist. Ich werde mein Exemplar des Plakats *Body Pressure* vielleicht gar nicht aufhängen, sondern dafür ein Stück Wand frei lassen, um mich dort dagegen zu drücken. Ich stelle mich mir einfach gern vor, wie ich mich gegen eine Wand drücke. Ich empfinde diese Art der Auseinandersetzung mit mir selbst und mit dem konkreten Gegenstand Wand als eine tiefsinnige, den Dingen angemessene Art des Umgangs. Sich selbst im Umgang mit den Dingen zu erkennen, ist für mich die geglückte Form der Interaktion mit den Dingen. So beweist mir das Befolgen der Anweisungen, die auf meinem Plakat von Bruce Nauman geschrieben stehen, meine Liebe zu den Dingen.

Name:	Body Pressure
Künstler:	Bruce Nauman
Maße:	420 × 638 mm
Gewicht:	21 g
Material:	Papier, Druckfarbe
Farbe:	rosa, schwarz
mitgenommen:	Dia Beacon
	3 Beekman Street
	Beacon, NY 12508
	USA
	41° 29' 58,9" N
	73° 58' 58,1" W
Datum:	10./17. November 2013/
	14. Februar 2014
bezahlt:	gratis
Bedeutung:	Ding der Idce
Abbildung:	Seite 236

Body Pressure

Press as much of the front surface of your body (palms in or out, left or right cheek) against the wall as possible.

Press very hard and concentrate.

Form an image of yourself (suppose you had just stepped forward) on the opposite side of the wall pressing back against the wall very hard. Press very hard and concentrate on the image pressing very hard.

(the image of pressing very hard)

Press your front surface and back surface toward each other and begin to ignore or block the thickness of the wall. (remove the wall)

Think how various parts of your body press against the wall; which parts touch and which do not.

Consider the parts of your back which press against the wall; press hard and feel how the front and back of your body press together.

Concentrate on tension in the muscles, pain where bones meet, fleshy deformations that occur under pressure; consider body hair, perspiration, odors (smells).

This may become a very erotic exercise.

© Bruce Nauman 1974

Mein Snowboard

Mit elf Jahren fuhr ich das erste Mal Snowboard. Ich machte einen Kurs, und meine Ausrüstung war von einem Sportgeschäft geliehen. Es machte mir solchen Spaß, dass ich kurz darauf ein eigenes Snowboard bekam. Seit jenem Winter bin ich Snowboarder. Das erste Snowboard, auf dem ich stand, war blau, etwa 135 Zentimeter lang und hatte einen Kunststoffkern. Darauf war eine graue Softboot-Bindung, ebenfalls aus Kunststoff, montiert, und ich hatte, glaube ich, braun-schwarze Snowboardschuhe. Seit diesem Winter sind fünfzehn weitere vergangen, in denen ich einige hundert Tage im Schnee und in den Bergen damit verbracht habe, Snowboard zu fahren. Während dieser Zeit habe ich mehrere Snowboards besessen, von denen ich die meisten wieder verkauft habe. Die letzten Jahre habe ich es mir zur Gewohnheit gemacht, den Winter über Snowboards von Freunden probefahren und, sollte mir eines besonders gefallen, es im Frühling oder im Sommer günstig zu kaufen. So habe ich auch mein aktuelles Snowboard erstanden. Es ist ein Exemplar des Modells *Salomonder* von *Salomon* und 154 Zentimeter lang. Es ist das Snowboard, mit dem auch Jed Anderson und Chris Grenier fahren. Beide sind professionelle Snowboarder aus Kanada und den USA und haben dieses Modell mitentwickelt. In der Mitte ist es 25 Zentimeter breit und an den beiden breitesten Stellen, vorn und hinten, 30. Beide Enden sind stumpf abgerundet und um 4,5 Zentimeter nach oben gebogen. Ansonsten ist es völlig plan. Auf der Unterseite dieses Snowboard läuft ringsherum eine Stahlkante, die ich auf einen Winkel etwas unter 90 Grad schleife. Dadurch greift die Kante besser im Schnee. An den Längsseiten meines Snowboards verläuft diese Kante allerdings in keinem Bogen, wie es bei den meisten Snowboards üblich ist, sondern in drei geraden, jeweils 40 Zentimeter langen Abschnitten. Die Ober- und Unterseite meines Snowboards sind mit unterschiedlichen, bunten Grafiken versehen, die in dicken, etwas unbeholfenen Strichen und flächigen kräftigen Farben Menschen, Tiere und Mischwesen zeigt. Diese beiden, oft sehr ausdrucksstark gestalteten, Oberflächen von Snowboards sind für diesen Sport nichts geringeres, als es Plattencover für Musik sind. Auf der Oberseite steht in der Mitte:

154
By: Jed
Anderson
SALOM
ONDER

Ich habe es im Frühling 2013 günstig im Internet ersteigert – ich glaube für etwas über 100 Euro, wobei noch eine Bindung und eine Snowboardtasche dabei waren. Diese Bindung habe ich verkauft, allerdings die acht dazugehörigen Schrauben mit den acht Unterlegscheiben behalten und mit ihnen meine alten ersetzt, die schon ex-

Name:	Salomonder
Marke:	Salomon
Größe:	154
Maße:	1540 × 300 × 45 mm
Gewicht:	4518 g (inkl. Bindungen)
Material:	Holz, Kunststoff, Metall
Farbe:	bunt
bestellt nach:	Fliederstraße 15 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 57,5" N 9° 42' 47,3" E
Datum:	Frühling 2013
bezahlt:	ca. 110 Euro
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 237

trem abgenutzt waren. Die Snowboardtasche habe ich behalten, da ich meine alte nicht mehr finde. Mein Salomonder erreichte mich in einem guten Zustand. Es war wohl nur wenig gefahren. Der Vorbesitzer hat auf die Oberseite einige Aufkleber geklebt. Ich mag nicht alle, aber auf der bunten Grafik fallen sie ohnehin nicht besonders auf. Besonders mag ich jedoch einen kleinen, von *Burton*. Darauf sind eine Frau und ein Mann zu sehen, die ein Gemälde in einem Museum betrachten. Auf dem Gemälde ist ein nackter Hintern zu sehen. In einer Sprechblase, die auf den Mann zeigt, steht:

IT'S BEAUTIFUL

Ich wage zu behaupten, dass es das beste Snowboard ist, das ich je hatte. Vielseitiger als mein *Völkl Squad Flex 3* und präziser zu fahren als mein *Nitro Sub Zero*. Wobei ich erst vor kurzem wieder auf meinem Sub Zero stand, und auch dieses ist ein unglaubliches Snowboard. Es ist nicht einfach, sich zu entscheiden. Aber welches Brett ich auch wähle, um einen Tag im Schnee und in den Bergen zu verbringen – kein anderes Ding ermöglicht es mir, mich so sehr in der Welt zu fühlen wie ein Snowboard.

Meine Saisonkarte

Seit vielen Jahren bringt mir der Nikolaus Anfang Dezember einen *3-Tälerpass*. Er ist ein unscheinbares, 5 Gramm leichtes Stück Kunststoff im Format 53,88 mal 85,44 mal 0,74 Millimeter, was bis auf 0,2 Millimeter dem internationalen Standard für Kreditkarten entspricht, und besitzt abgerundete Ecken. In seinem Innern befindet sich ein elektronisches *RFID*-Bauteil (radio-frequency identification), das ich allerdings noch nie gesehen habe, das mir aber den ganzen Winter über Zugang zu fast allen Wintersportgebieten in Vorarlberg in Österreich gewährt. Der 3-Tälerpass ist eine Saisonkarte für inzwischen einundvierzig Wintersportgebiete, mehrheitlich im Bregenzerwald, dem Großen Walsertal, dem Lechtal und dem Brandnertal. Es muss diese Saison wohl das sechste oder siebte Jahr sein, dass ich diese Saisonkarte besitze. Das erste Jahr allerdings, in dem ich den vollen Preis dafür bezahlen muss: 408 Euro plus 4 Euro Pfand. Bisher galt ich als Student, und auch wenn ich noch immer einer bin, greift bei mir dieses Saison die Jahrgangsgrenze, denn Studenten, die älter als fünfundzwanzig sind, bezahlen den vollen Preis. Ich bezahle den Betrag jedoch gerne, denn der 3-Tälerpass bedeutet mir weit mehr als den uneingeschränkten Zutritt zu vielen Wintersportgebieten und freie Fahrten in den öffentlichen Bussen, die diese verbinden. Es ist das Gefühl, jederzeit in die Berge aufbrechen zu können, und sei es auch nur für ein paar Stunden. Dafür nicht extra ein Ticket kaufen zu müssen entlastet das Gewissen in einem erstaunlichen Ausmaß. Jedes Mal, wenn ich die inzwischen üblichen 40 Euro oder mehr für eine Tageskarte in einem Gebiet, in dem meine Saisonkarte nicht gilt, bezahlen muss, blutet mir ein wenig das Herz, denn bei jedem nicht perfekten Detail – sei es eine Wolke, eine Schlange am Lift oder der Stau nach Hause – schwirrt der Gedanke in meinem Kopf umher, ob sich dieser Tag für dieses Geld gelohnt hat. Ganz anders in den Gebieten, in denen mein 3-Tälerpass gilt. Durch den Besitz einer Saisonkarte ist mir jeglicher Zweifel genommen, ob das Wetter oder der Schnee heute gut genug sind. Keine Schlange und kein Stau ist zu lang, und auch wenn ich nur für ein paar Stunden gemütlich vor mich hinfahre, weiß ich, dass ich keine 45 Euro teure Tageskarte ausnützen muss.

Auf der Vorderseite meines 3-Tälerpasses ist ein Foto aufgedruckt: ein Skifahrer mit hellgrüner Jacke, schwarzer Hose und weißem Helm fährt eine Linkskurve im aufstiehbenden Tiefschnee. Darüber, im blauen Himmel, scheint die Sonne. Über dem Skifahrer steht, im Blau des Himmels:

3tälerpass
Bregenzerwald Großes Walsertal Lechtal
... für ein flexibles Skivergnügen!

Links oben in der Ecke ist die Internetadresse *www.3taeler.at* aufgedruckt. Unter dem Skifahrer, knapp unterhalb der Mitte der Karte steht *keycard unlimited*. Dies ist der Kartentyp. Eine Freundin aus

Name:	3 Täler Ländle Pass
Marke:	Skidata
Maße:	53,88 × 85,44 × 0,74 mm
Gewicht:	5 g
Material:	Kunststoff
Farbe:	blau, weiß, rot, grün
Oft gekauft:	Seilbahnen Damüls Damüls 56 6884 Damüls Österreich 47° 17' 30,8" N 9° 52' 43,9" E
Datum:	November 2013
bezahlt:	412 Euro
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 238

Estland hatte in ihrer Jacke neulich noch eine Karte aus einem finnischen Wintersportgebiet. Es war ebenfalls eine Keycard Unlimited. Auf dem Rest der Vorderseite sind, mit blauer Farbe, Angaben zu meinem 3-Tälerpass aufgedruckt. Rechts davon befindet sich ein Foto von mir. Es ähnelt einem Passfoto. Jahrelang hatte ich auf meinen 3-Tälerpässen ein Foto von mir, auf dem ich wohl um die sechzehn Jahre alt war. Saison für Saison wurde es wiederverwendet. Dieses Jahr habe ich meinen Pass zum ersten Mal im Internet bestellt, und ich habe bei dieser Gelegenheit ein anderes Foto hochgeladen, das sich nun auf meinem aktuellen Pass befindet. Darauf trage ich einen Hut und einen Schal und bin vierundzwanzig Jahre alt. Auf meinem Pass bin ich darauf nur sehr undeutlich zu erkennen, da das Foto etwas verwischt ist. Darunter steht:

3 Täler Ländle Pass
Tarantik Felix
27.06.87
SAI WI
10.12.13 304733 E
BS Nr: *01-5147-02-135933
OCC Nr: 6-1011-135933
SAISON 13/14
EUR 408,00
E

Auf der Rückseite stehen Hinweise zur Gültigkeit in Deutsch und Englisch sowie eine Nummer, mit der ich im Internet einsehen kann, wann und wo ich welche Liftanlagen benutzt habe:

01-1614 7133 5346 3591 2070-5 SKIDATA 831094/CP4713CH

Bei im Schnitt 40 Euro pro Tageskarte rentiert sich mein 3-Tälerpass ab elf Einsätzen. Dies war noch nie ein Problem, doch darum geht es mir auch nicht. Es ist die Einstellung, mich zu Beginn des Winters dem Snowboarden zu verschreiben und danach keinen Gedanken mehr an Liftkarten, lange Schlangen und wenig lohnende Tage mehr zu verschwenden. Eine Saisonkarte ist mir selbst gegenüber der Beweis, dass ich es noch ernst meine mit dem Snowboarden.

Meine Olivenholzkugel

Als ich sie zum ersten Mal sehe, ist sie viel matter und unscheinbarer, als ich sie mir vorgestellt habe – die Kugel aus Olivenholz, handgefertigt und etwa 38 Millimeter im Durchmesser. Ralf Neubauer brachte sie heute in sein Seminar mit, und ich konnte sie dort nicht nur zum ersten Mal persönlich in Augenschein nehmen, sondern sogar berühren. Bisher kannte ich diese Kugel nur aus einer dreiseitigen Beschreibung, die mir Ralf vor über einem Jahr zukommen hatte lassen. Seit dieser Zeit rollt diese Kugel durch meine Gedanken. Von Zeit zu Zeit stößt sie dabei von innen an meinen Schädel, wie eine Billardkugel, die ihre Tasche verfehlt, und pocht so auf den Auftrag, der Teil ihrer Beschreibung war: eine exakte Kopie dieser Kugel anzufertigen. Ich selbst hatte nach dieser größenwahnsinnigen Aufgabe gefragt, sie geradezu eingefordert. Im Januar 2013 bat ich meinen Dozenten Ralf Neubauer um eine »unlösbare Aufgabe«, von der ich mir etwas Anstrengung in dem damals noch etwas herausforderungsarmen Trott meines Designstudiums erhoffte. Auf meine knappe E-Mail, in der ich diese wagemutige Bitte äußerte, antwortete er mit der Beschreibung einer kleinen, handgefertigten Kugel aus Olivenholz, die mir seitdem Kopfzerbrechen bereitet. Mit diesem Auftrag – der Anfertigung einer exakten Kopie einer mir ausschließlich durch eine schriftliche Beschreibung bekannten Kugel aus Olivenholz mit einem Durchmesser von 38 Millimetern – hatte ich also genau das bekommen, wonach ich da so tollkühn verlangt hatte: ein Ding der Unmöglichkeit. Die Beschreibung war zwar sehr genau und so detailliert und facettenreich, dass ich eine sehr präzise Vorstellung der Kugel bekam. Diese Genauigkeit wiederum macht gleichzeitig aber ein Gelingen meiner Kopie um ein Vielfaches unmöglicher. Die Beschreibung enthält ausführliche Passagen über das Rollverhalten der Kugel auf einem flachen Metallteller. Aufgrund ihrer Anfertigung von Hand, nicht gedrechselt, und rein nach Augenmaß – was diese Kugel erst zu etwas Besonderen macht – ist dieses in höchstem Grade individuell und geradezu das charakteristische Merkmal dieser kleinen Holzkugel. Das zu kopieren traute ich mir in keiner Weise zu. So schnell wie möglich ließ ich das zweiwöchige Zeitlimit verstreichen, das mir zum erfolgreichen Lösen dieser Aufgabe vorgegeben war, um mich damit von der theoretischen Möglichkeit der Bewältigung dieser Aufgabe zu befreien, und bat dann einen befreundeten Schreiner, mir doch bitte Olivenholz zu besorgen. Handwerklich befürchtete ich keine Schwierigkeiten, denn ich war das Arbeiten mit Holz in diesem Maßstab gewohnt. Viel mehr Sorgen machte ich mir um mein geistiges Wohlbefinden, denn bereits nach dem ersten Studium ihrer Beschreibung dachte ich beängstigend oft an diese Kugel. Nun, nach über einem Jahr und kurz vor dem Abschluss der Arbeit an meiner Kugel, meine ich, dass mir diese Aufgabe keinen erheblichen Schaden zugefügt hat. Ich wage sogar zu behaupten, dass sie mir wohl bekommen ist.

Name:	—
Designer:	Ralf Neubauer
gebaut von:	Simon Felix Tarantik
Durchmesser:	38 mm
Gewicht:	30 g
Material:	Olivenholz
Farbe:	braun
gebaut:	HGK Masterstudio Design Steinentorstrasse 30 4051 Basel Schweiz 47° 33' 05,4" N 7° 35' 17,4" E
Datum:	Januar 2013–Juni 2014
Verkauft:	100 Franken
Bedeutung:	Fetisch
Abbildung:	Seite 239

Die Verschränkung von theoretischer Möglichkeit und praktischer Unmöglichkeit fasziniert mich an dieser Aufgabe und macht sie für mich weniger zu einem handwerklichen als vielmehr zu einem gedanklichen Problem. Es gilt, das Maß des eigenen Anspruchs auf Perfektion zu finden und zu akzeptieren. So spannt die Beschreibung der Kugel lediglich die Bodenlosigkeit auf, mit der es möglich ist, sich in dieser Aufgabe zu verlieren, während mein eigener Anspruch darin die Grenzen des Machbaren abstecken muss. Es geht bei der Herstellung dieser kleinen Kugel aus Olivenholz also nicht um den Beginn, nicht um die Art und auch nicht um den Prozess ihrer Herstellung; es geht um den Moment, in dem ich die Arbeit an ihr als beendet akzeptiere.

Von meinem Freund bekam ich einige Tage später drei Würfel aus dunkelbraunem Olivenholz, die ich sofort in mein Regal stellte und angestrengt zu vergessen versuchte; denn ich fühlte mich noch weit davon entfernt, die Beschreibung der Kugel durchdrungen zu haben. Über ein halbes Jahr gewöhnte ich mich so an diese meine Kugel umgebenden Holzstücke, ohne sie näher zu begutachten oder gar zu bearbeiten. Die logischen Handgriffe wie Einspannen, Sägen, Schleifen und Polieren ging ich zwar bereits ab dem ersten Tag, an dem mir die Kugel durch ihre Beschreibung bekannt war, wieder und wieder durch; mit der handwerklichen Arbeit begonnen habe ich jedoch erst nach über einem Jahr. Dass ich für eine einzige Kugel plötzlich drei Holzstücke besaß, bedeutete für mich die Möglichkeit von drei Versuchen. Zwei der Würfel wieder loszuwerden und mich für einen zu entscheiden, kam nicht in Frage, denn nach welchem Kriterium sollte ich mich auf diesen einen festlegen? Zwei der drei Würfel besaßen dieselbe Seitenlänge von 8 Zentimetern, der dritte dagegen war etwas in die Länge gezogen. Die ersten zwei glichen sich jedoch – wenn ich sie nicht zu genau betrachtete, was ich vermied – so sehr, dass ich es bewerkstelligte, nie zu wissen, um welchen der beiden es sich gerade handelte, wenn ich sie manchmal kurz beiseite räumte, um an ein Buch zu gelangen, oder einen von ihnen gedankenverloren in die Hand nahm und mit meinen Händen über seine Seiten strich. So ließ ich aus den beiden Würfeln einen einzigen werden, da sie sich für mich nicht mehr unterschieden. Ich würde aus jedem von ihnen eine Kugel fertigen und die gelungenere als das Ergebnis meiner Arbeit präsentieren, dachte ich. Die übrige Kugel würde mir ein schönes Andenken an diese Aufgabe sein. Der dritte, längliche Holzklötzchen würde mir für erste handwerkliche Versuche dienen. So kam es, dass die beiden gleichen Würfel für mich eine Einheit bildeten, die ich nur ein einziges Mal trennte. Sie standen immerzu als kleiner Turm in meinem Regal, und nur dieses eine Mal nahm ich sie von dort weg; um sie mit Bedeutung aufzuladen.

Denn schon bald nachdem ich die Beschreibung meiner Olivenholzkugel erhalten hatte, begriff ich mich als ihr Designer im krip-

pendorffschen Sinn. Der Designtheoretiker Klaus Krippendorff fordert, Bedeutung in den Mittelpunkt der Designüberlegung zu stellen, und genau das hatte ich vor. Denn viel mehr als um ihre physische Erscheinung geht es bei meiner kleinen Kugel aus Olivenholz um ihre Bedeutung. Ihre materielle Form ist dabei lediglich das materielle Zentrum, um das diese Bedeutung gravitiert. Aber auch ohne dieses materielle Zentrum existierte die Bedeutung meiner Kugel bereits in Form ihrer Beschreibung in der Sprache. Ich sah meine Aufgabe darin, dieses Ding aus der immateriellen in die materielle Welt zu ziehen. Und dafür benötigte ich etwa eineinhalb Jahre.

Ich nahm die beiden gleichen Würfel im September 2013 mit in die Türkei, nach Istanbul. Sie sollten dort gewesen sein, in einem anderen Land, in einer für die Geschichte der Menschheit so bedeutenden Stadt, damit die Tatsache ihrer dortigen Anwesenheit zum Teil ihrer Geschichte würde. Die Schallwellen türkischer Stimmen würden dort an ihr Holz stoßen, so wie die Schiffe, die durch den Gang der Wellen in beständigem Rhythmus gegen die Kaimauern drücken, und Luft, die zuvor noch über das Schwarze oder das Marmarameer gestrichen war, würde sie dort umgeben haben. In irgendeiner Weise müssen sich solche Tatsachen in den Dingen wiederfinden – davon bin ich fest überzeugt. Es ist die Kraft der Wirklichkeit, die alle Dinge in sich tragen. Das Dabeigewesensein und das immer stumme Zeugesein allen Geschehens. Die Geschehnisse der Welt müssen die Schwingungen der Moleküle der Dinge beeinflussen, sodass sich jeder Ton, jedes gesprochene Wort und jede noch so kleine Vibration in den Dingen wiederfindet. Ähnlich wie man einen jungen Menschen prägt, indem man ihm Geschichten erzählt und ihn an der Hand nimmt und ihm die Welt zeigt, bin ich mir sicher, dass auch die Dinge nichts vergessen und sich die Geschehnisse der Welt in ihnen wiederfinden. So dringt die Wirklichkeit bis in die innersten Strukturen der Dinge vor und festigt sich dort zu einem Kern, der durch nichts verändert werden kann.

Zurück in der Schweiz stellte ich die beiden Würfel wieder in mein Regal, mit dem Wissen, dass sie noch kurz zuvor ganz woanders gewesen waren. Einige Wochen später, kurz bevor Ralf nach Indien aufbrechen sollte, bat ich ihn um ein kurzes Treffen. Ich erwähnte nur, dass ich ihm etwas geben wolle und dass alles in zwei Minuten erledigt sein würde. Kurze Zeit später trafen wir uns am schmiedeeisernen Tor seines Instituts für postindustrielles Design, und ich bat ihn, einen der beiden Holzwürfel mit nach Indien zu nehmen. Den anderen nahm ich kurz darauf selbst mit nach New York, wo ihn die spanische Kunsthistorikerin Chus Martínez für eine Zeit in ihren Händen hielt. Die übrige Zeit verbrachte er meist im Stadtteil Brooklyn, ganz in der Nähe einer Straße, in der während dieser Zeit ein tödlicher Schusswechsel fiel.

Seitdem beide Würfel wieder aus der Türkei und Indien, bezie-

hungsweise den Vereinigten Staaten von Amerika zurück sind und erneut als kleiner Turm in meinem Regal stehen, habe ich ihnen Zeit gegeben, damit die Tatsächlichkeit ihrer Anwesenheit an diesen drei Orten bis in ihr Zentrum hineinsedimentieren kann; denn die Oberfläche der Würfel, ihre äußerste Schicht Holz, das an ihnen, das bisher alle anderen Dinge berührt haben – sei es der Staub fremder Länder, salzwassergesättigte Luft oder der Nachhall eines Schusses – ebendieses äußerste Holz werde ich am Ende entfernt haben, um die darunterliegenden Kugeln hervorzuholen. Daher ist es von unabdingbarer Wichtigkeit, der Wirklichkeit Zeit zu geben, damit sie sich setzen kann und, wie ein guter Wein, zur gewollten Bedeutung reift. Denn etwas auf diese Weise Wertvolles kann nicht in hektischer Windeseile geschehen. Dieser Kern an verdichteter Wahrheit wird der Schwerpunkt meiner Kugel sein, um den sie schlingert, wenn sie zum ersten Mal auf Ralfs Metallteller ihre Gleichheit zur Vorlage unter Beweis stellen muss.

Im zweiten Frühling, nachdem ich die Aufgabe und die drei Stücke Olivenholz bekommen hatte, begann ich schließlich, mit einer Japansäge die Ecken der Würfel zu kappen. Dazu verkleinerte ich sie zuerst auf Würfel mit einer Kantenlänge von 4 Zentimetern, auf deren achtzehn Seiten ich mit einem Zirkel jeweils 4 Zentimeter durchmessende Kreise schlug. Ich begann an meinem länglichen Probeklotz, und wenn ich mir des Bewegungsablaufs sicher war, ging ich zu den beiden anderen über. Wieder und wieder zog ich die Säge durch ihr Holz und formte so nach und nach drei vielseitige Körper. Als ich mit der Säge keinen Halt mehr fand, rundete ich die vielen Kanten mit Schleifpapier, nicht ohne das inzwischen durchaus kugelhähnliche Gebilde wieder und wieder gegen das Licht des kleinen Dachfensters zu halten, zu drehen und zu wenden und dem prüfenden Blick meiner leicht zusammengekniffenen Augen zu unterziehen.

Mein Modellschiff

Mein Modellschiff *Anja* sank im Frühling 1995 im Lac im Bergpark Wilhelmshöhe bei Kassel in Deutschland. Ihr voller Name lautete:

ANJA SL 35

Die Unglücksursache bleibt wohl für immer ungeklärt. Mein Vater, der mir das Schiff geschenkt und es mit mir gemeinsam gebaut hatte, und ich vermuten, dass ein Schwan den Nachbau des kleinen Fischkutters attackierte und dass das dadurch einströmende Wasser Anja zum Sinken brachte. Daher kann ich hier weder ihre exakten Maße noch ihr Gewicht angeben. Sie existiert für mich nur mehr in meiner Erinnerung und in Geschichten. Vielleicht auch noch auf dem Grund des Lac. Denn auch die Suche mit einem bemannten Ruderboot, mit dem mein Vater und ich das dichte Schilf des Ufers absuchten, blieb erfolglos. Wir wollten sie in der Mitte des Sees treiben lassen, während wir die Westseite des Lac mit der Roseninsel umrundeten. Dabei verloren wir sie zwangsläufig aber bewusst aus dem Blick. Danach habe ich sie nie mehr gesehen. Anja hatte einen roten Rumpf und hölzerne Aufbauten. Sie war zweimastig, und am hinteren Mast wehte ein kleines weißes Segel in Form eines rechtwinkligen Dreiecks. Sie war nicht viel länger als 30 Zentimeter und daher anfällig selbst für kleine Wellen – ganz zu schweigen von der Bugwelle eines wütenden Schwans. Ein Freund meines Vaters hatte die Elektronik nebst Beleuchtung eingebaut. Dazu einen Elektromotor als Antrieb, eine Rudermaschine, einen Akku, einen Fahrtenregler und einen Empfänger, der die Signale meiner 40-Megahertz-Fernsteuerung empfang. Auf ihrer Kajüte saßen zwei Lampen; die grüne auf der Steuerbordseite, die rote auf der Backbordseite. Und auch am Mast waren mindestens zwei weitere Lampen angebracht, die wunderschön leuchteten. Sogar das Innere ihrer Kajüte war ausgeleuchtet, und durch die Scheiben konnte man das Steuerpult aus braun lackiertem Holz sehen, das mit Hebeln und Schaltern aus Stecknadelköpfen versehen war. Der Ein/Aus-Schalter für ihre gesamte Elektronik befand sich versteckt unter dem Deckel eines Wartungskastens. Oft fuhr ich gemeinsam mit den Schiffen meiner Freunde, der *Litorina* und zwei weiteren, deren Namen mir entfallen sind, mit meiner Anja auf dem Degersee an der baden-württembergisch-bayrischen Grenze. Sie war stets die Kleinste, und sie war immer wunderschön. Die Fülle an Details und die Liebe zur Handarbeit, die vor allem mein Vater, aber auch ich und unser Freund in sie einbrachten, machten sie zu einem der für mich bedeutungsvollsten Dinge, und auch wenn ich sie gern wieder hätte, befindet sie sich geborgen in meinen Erinnerungen.

Name:	Anja SL 35
Marke:	Graupner
Maße:	ca. 30 × 10 × 20 cm
Gewicht:	—
Material:	Holz, Kunststoff, Metall, Elektronik
Farbe:	rot, weiß, braun
Gesunken:	Lac, Bad Wilhelmshöhe 34131 Kassel Deutschland 51° 18' 49,8" N 9° 25' 06,5" E
Datum:	Frühling 1995
Bedeutung:	Fetisch
Abbildung:	Seite 240

Meine Teeschale

Von Zeit zu Zeit genieße ich es, mit meinen Kopfhörern und guter Musik im Ohr durch die Haushaltsabteilungen großer Kaufhäuser zu schlendern. Dort ist oft wenig los, nie Gedränge, und ich mag die Dinge sehr, die sich dort aneinanderreihen. Geschirr hat es mir besonders angetan. An einem dieser Tage – ich befand mich im *Karstadt*-Kaufhaus in Konstanz am Bodensee – stieß ich auf die Geschirrlinie *Flow* des Unternehmens *Villeroy & Boch*. Ich kaufte mir zwei Dessertschalen aus dieser Linie, für je 15 Euro, aus denen ich bis heute Tee trinke. Sie sind aus weißem Porzellan und im Prinzip hohle Halbkugeln, mit einem angeformten Ring auf der Unterseite als Standfuß und einer tropfenförmigen Verlängerung am rechten oberen Rand. Der Durchmesser des Standrings auf der Unterseite ist 4,2 Zentimeter, und der Durchmesser am oberen Rand der Schale beträgt etwa 13 Zentimeter. Die Höhe einer Schale ist 5,5 Zentimeter. Nur an der tropfenförmigen Verlängerung rechts steigt sie um weitere 3 Zentimeter an. Auf der Unterseite, in der Mitte des Standrings, steht unter dem Zeichen von Villeroy & Boch in einer sehr dunklen Farbe, die aber noch kein Schwarz ist:

Name:	Dessertschale, Flow
Marke:	Villeroy & Boch
Größe:	400 ml
Maße:	je 160 × 130 × 85 mm
Gewicht:	233 g / 243 g
Material:	Porzellan
Farbe:	weiß
gekauft:	Karstadt Konstanz Hussenstraße 23 78462 Konstanz Deutschland 47° 39' 33,9" N 9° 10' 22,2" E
Datum:	Herbst 2010
bezahlt:	je 16,50 Euro
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 241

Villeroy & Boch©
1748
Made in Germany
Fine China

Genauso wie die Farbe dieser Zeichen kein richtiges Schwarz ist, ist das Weiß des Porzellans, aus dem meine Teeschalen bestehen, kein richtiges Weiß. Es ist etwas stumpf, dabei jedoch nicht matt. Ihre Oberfläche glänzt und spiegelt, verzerrt jede Lampe und jedes Fenster im Raum. Dabei ist ihre Oberfläche von einer solch makellosen Gleichmäßigkeit, dass es meinem Auge schwerfällt, daran Halt zu finden – ähnlich wie auf einer unberührten Schneedecke im Nebel. Ich bemühe mich sehr, diese Oberfläche angemessen zu pflegen, und wasche meine Schalen stets nur mit Wasser und von Hand, trockne sie umgehend mit einem Tuch ab und stelle sie zurück an ihren Platz in meinem Küchenschrank. Dort berühren sie einander, da ich sie ineinanderstelle. Weiter kommt ihre Oberfläche jedoch nur mit Luft, Wasser, Tee, dem Trockentuch und meiner Haut in Berührung. Darauf achte ich sehr. Nur ihr Standring verbindet sie mit dem Holz des Tisches, dem Metall meiner Küchenplatte oder dem Papier des Buches, worauf ich sie oft abstelle, wenn ich auf dem Sofa oder im Bett lese und dabei Tee trinke. Der schmale Bereich der Standringe, der mit all diesen anderen Materialien in Berührung kommt, ist deswegen etwas rauer als die übrige Oberfläche der Schalen. Die Wandstärke der beiden Schalen ist sehr gleichmäßig und beträgt etwa 4 Millimeter. Es fällt mir schwer, die beiden Schalen auseinanderzuhalten, da sie nur sehr geringe Unterschiede aufweisen. So ist bei der einen der dunkelfarbene Aufdruck auf der Unterseite etwas blasser

als bei der anderen. Auch die tropfenförmigen Verlängerungen ihrer rechten Seiten gleichen sich nahezu exakt. Ich schätze diese Schalen vor allem wegen dieser Ausformung. Greife ich eine Schale mit meiner rechten Hand, so legt sich dieser verlängerte Teil perfekt auf das Grundgelenk meines rechten Zeigefingers. Mein Zeigefinger selbst legt sich seinerseits um den oberen Rand der Schale, und mein rechter Daumen fasst die Verlängerung der Schale von ihrer Innenseite. Meine übrigen Finger berühren die Außenseite meiner Schale nur mit ihren Spitzen, und mein rechter kleiner Finger ruht exakt in der kleinen konkaven Rundung, die den Übergang der Halbkugelform zum Standring bildet. So stützt er das Gewicht meiner Teeschale, das gefüllt etwa 600 Gramm beträgt. Besonders genieße ich auch das Befüllen meiner Teeschalen. Fast immer bereite ich den Tee, den ich aus ihnen trinke, in meiner Teekanne aus Gusseisen zu und gieße ihn dann auf die Seite der Schale, wo sich ihre tropfenförmige Verlängerung befindet. So rinnt der Tee fast acht Zentimeter tief bis zum Boden der Schale, wo er sich sammelt und langsam, Zentimeter um Zentimeter, ansteigt – wie ein kleiner Bach, der sich in einen großen See begibt. Durch die große Oberfläche von etwa 100 Quadratzentimetern, die der Tee besitzt, wenn die Schale gefüllt ist, kühlt er recht schnell ab. Ich muss daher konzentriert und beständig aus meinen Teeschalen trinken, denn sie fassen immerhin 400 Milliliter. Sie sind nicht dafür da, Tee zu halten, sondern dafür, ihn freizugeben. Vor einigen Jahren schrieb ich ein Haiku auf meine Schalen:

Geschmeidig und weich.
Der Blick durchdringt warmen Tee.
Verfolgt die Form selbst.

Mein Weizenbiertglas

Wo ich herkomme, gibt es im Sommer in vielen kleinen Dörfern traditionelle Feste. Vereine oder Gemeinden richten sie aus, und kein Grund ist zu wichtig, um deswegen nicht zu feiern. So findet ein paar Dörfer von meinem Heimatort entfernt seit über vierzig Jahren das Hexenfest statt. Die ansässige Freiwillige Feuerwehr richtet es jährlich aus, und seinen Namen verdankt das Fest einem Haus, das eben aussieht wie ein Hexenhaus und neben der Festwiese steht. Es muss 2006 oder 2007 gewesen sein, als ich zum ersten Mal dort war. Gemeinsam mit einem guten Freund fuhr ich in der Abendsonne über die kleine Teerstraße, die sich durch die grünen Hügel der Landschaft meiner Heimat windet. Ich parkte den schwarzen *Opel Corsa* meiner Mutter auf einer dafür ausgeschriebenen Wiese, und wir schlenderten auf die Festwiese, die voll war mit Schießbuden, Zuckerwatteständen und Fahrgeschäften. Es dauerte nicht lange, bis wir die Freunde trafen, von denen wir wussten, dass sie auch auf das Hexenfest gekommen waren. Ich weiß, dass ich noch irgendwo ein Foto von uns vier habe. Wir konnten im Haus eines Freundes im Dorf übernachten. Dafür mussten wir aber, spätnachts, die kleine Straße einige Kilometer über die nun dunkel daliegenden Hügel zurück ins Dorf entlangwandern. Bis es jedoch so weit war, feierten wir alle ausgiebig und tranken das eine oder andere Bier. Dabei fiel meinem Freund und mir auf, dass zu den Gläsern, in denen die Getränke ausgeschenkt wurden, keine Pfandmarken verteilt wurden. Das bedeutete: Wir würden kein Geld verlieren, wenn wir eines der schönen Weizenbiertgläser mit nach Hause nähmen. Ich will nicht verschweigen, dass es nicht bei dem einen Glas blieb, und auch nicht, dass wir – jedenfalls in dieser Nacht – sehr überzeugt von unseren unauffälligen Manövern waren, mit denen wir die Gläser zu unserem Auto brachten. Zugutehalten kann man uns aber vielleicht, dass wir in den folgenden Jahren mehrere Wohngemeinschaften mit Maßkrügen und Biergläsern ausgestattet haben.

Ein solches Weizenbiertglas vom Hexenfest steht nun vor mir. Es ist aus transparentem Glas, seine Wand ist vielleicht 3 Millimeter dick. Es ist 23,1 Zentimeter hoch und fasst die gewöhnlichen 0,5 Liter, was am schwarz aufgedruckten Eichstrich vermerkt ist. Dort steht:

0,5 l

[eine horizontale Linie mit kurzen, vertikalen Balken an Anfang und Ende]

rastal

Es handelt sich also um ein Glas des deutschen Familienbetriebs *Rastal GmbH & Co. KG* aus Höhr-Grenzhausen, das jährlich einhundert Millionen solcher dekorierten Trinkgefäße herstellt.

Der Sockel meines Glases ist aus massivem Glas, misst 7 Zentimeter im Durchmesser und ist etwa 2 Zentimeter hoch. Nach oben hin verjüngt er sich und geht nahtlos in die Wand meines Weizenglases über. Der kleinste Durchmesser des Glases befindet sich etwa auf

Name:	—
Marke:	Leibinger
Hersteller:	Rastal
Größe:	0,5 l
Maße:	
Höhe:	231 mm
Ø unten:	70 mm
Ø oben:	83 mm
Gewicht:	443 g
Material:	Glas
Farbe:	transparent, rot, grün, gelb, schwarz
mitgenommen:	Hexenfest
	Hinteressach
	88099 Neukirch
	Deutschland
	47° 40' 33,2" N
	9° 42' 24,3" E
Datum:	Juni 2007
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 242

3,5 Zentimetern Höhe. Von dort aus wächst sein Umfang kontinuierlich bis auf etwas über 8 Zentimeter auf Höhe des Eichstrichs. Die restlichen 3,5 Zentimeter verjüngt es sich wieder, jedoch sehr wenig. Den oberen Abschluss meines Weizenbiertglases bildet ein kleiner Wulst aus Glas, der rundherum oben aufsitzt. Wenn ich mit meiner Unterlippe außen am Glas nach oben fahre, so wie es beim Trinken durchaus vorkommt, spüre ich ihn. In der Wand des Glases gibt es rundherum eine Struktur, als wären viele geschwungene Bänder aus Glas, fein säuberlich nebeneinandergereiht, darin eingearbeitet. Sie brechen das Licht, und wenn ich mein Glas fülle, verleihen sie dem goldgelben Weizen- oder Weißbier – wie es in Österreich, Altbayern und in der Mark Brandenburg genannt wird – eine unendlich Tiefe, als würde es niemals versiegen. Diese Struktur kommt wohl nicht von ungefähr, denn das Wort *Rastal* setzt sich aus *Rastertechnik* und *Kristall* zusammen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Eichstrichs befindet sich ein Bild des Hexenhauses, dem das Hexenfest seinen Namen verdankt. Es ist ein kleines Haus, mit Giebel und einem Schornstein auf dem roten Dach. An seiner Fassade prangen allerlei rote, beige und graue Fratzen und Verzierungen, und links, im Garten vor dem Haus, steht ein grüner Torbogen, der aus einer Hecke geschnitten ist. Seinem Aussehen nach könnte dieses Haus auch aus einem Wildwest-Film stammen. Ein Medizinmann würde dann darin leben und allerlei gefährliche Tinkturen kochen. Ganz so wie den Kräuterschnaps *Essacher Luft*, der einer der schärfsten Schnäpse ist, die es gibt, und der nur wenige Häuser hinter dem Hexenhaus gebrannt wird. In schwarzer Schrift steht unter dem Haus:

Sommerfest am Hexenhaus

und darunter, in roten Buchstaben, die schwarz umrandet sind:

Leibinger

Das ist der Name der Brauerei, deren Bier ich und meine Freunde tranken, damals, in der Nacht am Hexenhaus.

Mein Akkuschauber

Den weitaus größeren Teil meines Lebens habe ich keinen Akkuschauber besessen. Das war auch nicht unbedingt nötig, denn meines Vaters Schlagbohrmaschine von *Black & Decker* erfüllte ihren Zweck vollauf; und für kleinere Löcher, die ich durch das Bauen meiner Modellflugzeugen deutlich öfter bohrte, benutzte ich meine Feinbohrmaschine von *Proxxon*. Beide Maschinen verblieben jedoch, als ich für mein Studium auszog, in meinem Elternhaus. So machte ich mich irgendwann auf die Suche nach einem Akkuschauber, denn hin und wieder kam ich in die Situation, einen gebrauchen zu können. Ich verbrachte einige Stunden damit, Berichte im Internet zu lesen und die technischen Daten verschiedener Geräte zu vergleichen. Schlussendlich fiel meine Wahl auf den *Makita BHP453*, den ich mit einem 18-Volt-1,3-Ampere-Lithium-Ionen-Akku und passendem Ladegerät (DC18RA) als Set im türkisen Vinylkoffer für 179 Euro bei *Amazon* kaufte. Das geschah am 24. Oktober 2010. Seither habe ich stets einen Akkuschauber zur Hand. Mein Makita ist relativ groß und schwer, er wiegt mit Akku und eingespanntem Bit 1,7 Kilogramm. Seine äußere Hülle bilden schwarzer und türkiser Kunststoff im Wechsel. Elektronische Bauteile sind von außen an keiner Stelle zu sehen. Löste ich die neun Kreuzschlitzschrauben, die seine beiden Halbschalen zusammenhalten, könnte ich wohl den Motor, die Schalter und alle weiteren Teile sehen, die ihm seine Kraft verleihen und sie auch bändigen. Mein Akkuschauber hat die Form einer Pistole. Sein ergonomisch geformter Griff liegt gut in der Hand, so dass mein Zeigefinger sicher am Abzug ruht. Ein Stück dahinter liegt der Schieber, der die Drehrichtung des Motors bestimmt. Er lässt sich quer durch den gesamten Körper des Akkuschaubers schieben; klickt hell in der einen Richtung und klackt stumpf in der anderen. Auf dem Griff sitzt, in der Form eines Rohrs im rechten Winkel aufgesetzt, die Einheit mit dem Motor. Vorn daran angeschlossen, befinden sich zwei drehbare Ringe. Auf dem hinteren sind in Weiß die Piktogramme eines Bohrers, einer Schraube und eines Hammers aufgedruckt; auf dem vorderen die Ziffern 1 bis 16. Ganz oben, in der Mitte des Gehäuses, sitzt noch ein Schieber. In der vorderen Position steht er auf 1, in der hinteren auf 2. Auf dem Schild, das an der rechten Seite meines Akkuschaubers angebracht ist, steht hinter dem Piktogramm eines Hammers und ein zweites Mal darunter, hinter dem Piktogramm eines Bohrers:

Ø13mm

Unter anderem steht dort noch:

0–400/0–1300min⁻¹ [ein Piktogramm eines Hammers] 0–6000/0–19500min⁻¹
2010 0251898 Y
Makita Corporation Anjo, Aichi, Japan

Mich freut es, dass die Drehzahl meines Akkuschaubers mit dem

Name:	BHP453
Marke:	Makita
Maße:	270 × 225 × 80 mm
Gewicht:	1,7 kg
Material:	Kunststoff, Metall, Elektronik
Farbe:	türkis, schwarz
bestellt nach:	Luisenstraße 22 78464 Konstanz Deutschland 47° 40′ 17,1″ N 9° 11′ 06,6″ E
Datum:	24. Oktober 2010
bezahlt:	179 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 243

negativen Exponenten angegeben ist, denn ich kann mich noch an die Physikstunde erinnern, in der ich lernte, dass dies die einzig richtige Schreibweise dafür ist. Leider ist dies bei meinem *Mazda 323* nicht der Fall, denn auf seinem Tachometer steht nur $\times 1000 \text{ r/min}$.

Um einen Hängesessel aufzuhängen, habe ich mit meinem Makita einmal ein Zehnmillimeterloch in einen Betonträger gebohrt, der über meinem Balkon in Konstanz einen Teil der Decke bildete. Staub davon sitzt noch immer in den Lüftungsschlitzen am hinteren Ende. Dieses Loch ist das Glanzstück, das ich und mein Makita bisher vollbracht haben. Die anderen Anwendungen beschränken sich auf das Ein- und Ausdrehen kleiner Schrauben, vor allem an Möbeln. Dafür hätte meist auch ein deutlich kleinerer Akkuschrauber ausgereicht. Ich denke aber gern an den sonnigen Tag zurück, an dem ich wohl eine halbe Stunde damit beschäftigt war, ein überdimensioniertes Loch in die Decke meines Balkons zu bohren.

Meine Kamera von Canon

Name:	A-1
Marke:	Canon
Maße:	144 × 94 × 93 mm
Gewicht:	826 g (inkl. Film)
Material:	Metall, Glas, Kunststoff, Elektronik
Farbe:	schwarz
bestellt nach:	Luisenstraße 22 78464 Konstanz Deutschland 47° 40' 17,1" N 9° 11' 06,6" E
Datum:	ca. 2010
bezahlt:	ca. 50 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 244

Ich bin durch das Snowboarden zur Fotografie gekommen. Bei einem Sport, für den es keine Regeln gibt und es nur darum geht, Spaß zu haben, stellt sich früher oder später das Verlangen ein, diese Zeit zu dokumentieren. Ich besuchte damals oft die Internetseite eines Snowboard-Magazins – *www.snowforce.com* –, und dort in den Foren wurde die Kamera *EOS 600* des japanischen Unternehmens *Canon* als gute Fotokamera für das Snowboarden gelobt. Es war eine Zeit, in der digitale Spiegelreflexkameras nur für professionelle Fotografen bezahlbar waren, und so kaufte ich mir blind eine *EOS 600* auf *eBay*. Mit dabei war ein 28–70-Millimeter-Objektiv, und ich glaube, ich habe für beides etwa 100 Euro bezahlt. Meine *EOS 600* war meine erste eigene Fotokamera. Sie macht fünf Bilder in der Sekunde auf 35-Millimeter-Kleinbildfilm. Ab dieser Geschwindigkeit lassen sich Sequenzen fotografieren, zum Beispiel von einem Sprung mit dem Snowboard. Ich belichtete mit ihr unzählige Filme und verliebte mich in die Fotografie. Wenige Jahre später kaufte ich mir dann meine erste digitale Spiegelreflexkamera: eine *EOS 20D* von Canon mit einer Auflösung von 8,2 Megapixeln. Ich fotografierte, als gäbe es kein Morgen, und lernte viel durch das Experimentieren mit Verschlusszeiten, Blenden und ISO-Werten. Als mein Studium des Kommunikationsdesign begann, hatte ich plötzlich Zugriff auf deutlich bessere Kameras. Sogar eine *Hasselblad* mit digitalem Rückteil konnte ich ausleihen. Meine *EOS 20D* blieb immer öfter im Schrank, und meine *EOS 600* hatte irgendwelche Probleme, so dass ich auch mit ihr nicht mehr fotografierte. Dann entdeckte ich das analoge Mittelformat und verbrachte Tage und Nächte in der kleinen Dunkelkammer in der Villa am Bodensee, die glücklicherweise zu meinem Studiengang gehörte. Ich kaufte mir allerlei alte Mittelformatkameras und auch ein paar Kleinbildmodelle und schoss nun wieder vermehrt auf analogem Film. Digital fotografierte ich nur noch, wenn es den Nachbearbeitungsprozess erleichterte, und dann meist mit digitalen Spiegelreflexkameras von *Nikon* oder *Hasselblad*. Meine analogen Negative und Positive scannte ich ein und optimierte sie dann am Computer.

Irgendwann in dieser Zeit entwickelte ich das Verlangen nach einer richtig guten Kleinbildkamera, mit eingebauter Belichtungsautomatik. Ich war es leid, zusätzlich einen Belichtungsmesser dabei haben zu müssen oder auf meine Intuition zu vertrauen, die oft genug mehrere Blenden danebenlag. So kam ich zu meiner *Canon A-1*.

Sie ist eine durch und durch schwarze Kleinbildkamera und wurde von 1979 bis 1985 produziert. Meine *A-1* ist demnach älter als ich. Auch sie habe ich auf *eBay* erstanden. Auf ihrer Rückseite, oben rechts, ist in Weiß ihre Nummer eingraviert. Dort steht:

2241219

Darunter befindet sich die Klappe, die ich öffnen muss, wenn ich einen Film einlegen will. Ihre Oberfläche ist in Lederoptik geprägt,

was mir nicht sonderlich gefällt. Im metallenen Einschubfach in der Mitte dieser Klappe steckt ein gefalteter Zettel, auf dem ich mit blauem Kugelschreiber den Namen des Films geschrieben habe, der sich momentan in der Kamera befindet. Dort steht in meiner Handschrift:

Die A-1 ist die erste Fotokamera, die über eine Vollautomatik verfügt. Das heißt, Belichtungszeit und Blende werden automatisch von einem Mikroprozessor gesteuert. Um in diesem Modus zu fotografieren, muss ich ein kleines Einstellrad auf der rechten Oberseite meiner A-1 auf *Tv* [*die Kontur eines Rechtecks*] stellen und an einem zweiten Rad, das, von vorn gesehen, weit links oben an der Kamera angebracht ist und das ich bequem mit meinem rechten Zeigefinger bedienen kann, *P* wählen. Es ist die Einstellung für die Belichtungszeit, und nach der kürzesten, einer 1/1000 Sekunde, kommt *P*. Diesen Vollautomatikmodus benutze ich allerdings so gut wie nie – viel häufiger fotografiere ich in der Blendenautomatik. Auf meiner A-1 sitzt ein Canon 50-Millimeter-Objektiv mit einer Blende von 1:1,8. Das ist eine recht große Blende, was bedeutet, dass trotz einer kurzen Belichtungszeit viel Licht auf meinen Film trifft. Auf seiner Unterseite ist, wie auf der Kamera, auch eine Nummer eingraviert. Dort steht:

542238

Ein bisschen Staub befindet sich in den Ecken und Nuten meiner A-1, und ihre untere Kante ist ringsherum abgestoßen. Unter dem schwarzen Lack tritt eine goldgelbe, metallisch schimmernde Farbe hervor. Genau solche Spuren der Zeit zeigt auch die hintere Kante der Scheibe, die auf dem Drehpunkt des Hebels sitzt, mit dem ich den Film um ein Bild weiterspule, wenn ich ein Foto geschossen habe. Momentan steht der Zähler auf einem kleinen weißen Punkt zwischen der 18 und der 20. Schon länger bin ich auf der Suche nach einem geeigneten Gurt, mit dem ich meine A-1 um meinen Hals hängen kann. Die passenden Ösen aus silberfarbenem, glänzendem Metall sind vorn an ihr angebracht. So richtig darum bemüht habe ich mich allerdings noch nicht. Ich trage meine A-1 auch gern ohne Gurt in der Hand.

Meine Fernsteuerung

Als ich 2001 ernsthaft mit dem Modellfliegen begann, benötigte ich dafür eine neue Fernsteuerung. Ich besaß zwar eine kleine Zweikanalananlage von *Graupner* – eine *Graupner*/JR D4-X, 40 Megahertz –, mit der ich mein Modellschiff Anja gesteuert hatte; für ein Flugzeug benötigt man jedoch meistens vier Kanäle. Schon lange bevorzugte ich die Fernsteueranlagen von Graupner/JR, weil sie durch ihre dunkle, kantige Erscheinungsform deutlich seriöser wirkten als die verchromten, rundlichen Fernsteueranlagen anderer Hersteller. In meinem Modellbaustammgeschäft in Mailand fragte ich nach diesen Anlagen, und da ich die aktuellen Kataloge von Graupner fast auswendig konnte, wusste ich alles über die *Graupner*/JR mc-15, als mir der Verkäufer eine zeigte, die er gebraucht im Angebot hatte. Ich kaufte sie für etwa 150 Euro. Sie ist ein rechteckiger Block aus schwarzem Kunststoff, etwa 21 mal 18 mal 7 Zentimeter groß, und wiegt 1277 Gramm. Auf ihrer Oberseite stehen zwei Knüppel aus silbrigem Metall senkrecht nach oben – die beiden Steuerknüppel. Sie lassen sich in alle Richtungen bis zu einem Winkel von etwa fünfundvierzig Grad neigen. Im Innern der Fernsteuerung, dort, wo die Knüppel anliegen und befestigt sind, sind Federn angebracht, die sie automatisch in ihre senkrechte Ausgangsposition zurückführen, wenn ich sie loslasse. Jeder der beiden Knüppel steuert zwei Kanäle der Fernsteuerung: einen durch seine Vor- und Rückbewegung, den anderen durch seine Links-Rechts-Bewegung. Nur der linke Knüppel verharrt in seiner Vor- und Rückposition an der Stelle, an die ich ihn schiebe. Hier ist absichtlich keine Feder. Auf diesem Kanal liegt die Motordrosselung, und anders als bei Automobilen wird bei Flugzeugen die Motorleistung mit einem solchen Schieberegler eingestellt, der nicht von selbst zurückspringt, wenn man ihn kurz loslässt, um etwa eine Mücke zu verscheuchen, die ebenfalls durch die Abendluft fliegt. Die Anlage und die entsprechenden Bauteile in meinen Flugzeugen sind so eingestellt, dass der Motor im Leerlauf dreht – bei einem Verbrennungsmotor – oder aus ist – bei einem Elektromotor –, wenn der linke Steuerknüppel ganz hinten liegt, und dass der Motor unter Volllast läuft, wenn er sich vorn im Anschlag befindet. Wenn ich denselben Knüppel von links nach rechts bewege, bewegt sich das Seitenruder. Dieses Ruder steuert ein Flugzeug um seine Hochachse und wird für den Kurvenflug benötigt. Auf dem rechten Knüppel liegen die Funktionen für das Höhenruder, das ein Flugzeug um die Querachse steuert – nach vorn steuert Tiefe, nach hinten steuert Höhe –, sowie das Querruder, welches ein Flugzeug um die Längsachse steuert und ebenfalls für den Kurvenflug notwendig ist. Zwischen den Knüppeln, genau in der Mitte meiner Fernsteuerung, befindet sich ein Schiebeschalter aus schwarzem Kunststoff, mit dem ich die gesamte Anlage ein- und ausschalten kann. Darüber sind vier sehr flache Knöpfe, mit denen ich die Funktionen des eingebauten Microcomputers steuern kann. Auf dem kleinen einfarbigen

Name:	mc-15
Marke:	Graupner JR
Maße:	37 × 25 × 19 cm (exkl. Antenne)
Gewicht:	1769 g
Material:	Kunststoff, Elektronik, Metall, Quarz
Farbe:	schwarz
gekauft:	Natterer Modellbau Mailand 15 88299 Leutkirch im Allgäu Deutschland 47° 51' 10,4" N 10° 00' 52,9" E
Datum:	Herbst 2001
bezahlt:	ca. 150 Euro
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 245

LCD-Display darüber erscheinen dann die Werte der Einstellungen. Über die vier Knöpfe habe ich Streifen aus transparentem Klebefilm geklebt, da ihre ursprüngliche Abdeckung durch mein vieles Drücken zum Teil eingerissen ist. Zwischen den Knöpfen steht:

INTELLIGENT REAL

TIME PROCESSING

Durch den Microcomputer kann ich zum Beispiel einstellen, dass die Ausschläge der Ruder nicht linear zum Knüppelausschlag sind, sondern in einem anderen Verhältnis. Auch kann ich Mischer programmieren, die zwei Kanäle verbinden. Bei meinem Elektrosegler *Der Kleine* ist es zum Beispiel nötig, etwas Tiefe zu geben, wenn die Motorleistung hoch ist, da ich seinen *Speed-400*-Elektromotor mit zu wenig Sturz eingebaut habe. Bei hoher Motorleistung zieht der Flieger dann nach oben weg, und ich muss nach unten steuern. Durch einen Mischer geschieht das dann automatisch. Links und rechts neben dem kleinen Display sind zwei Flächen, in denen jeweils vier Positionen für weitere Schalter vorgesehen sind. Aber nur die ganz links habe ich belegt. Meine rechte Hand hat beim Steuern mehr zu tun, da sie für das Höhen- und Querruder zuständig ist, und so kann ich mit meiner linken Hand gut nach vorn greifen und den Kippschalter bedienen, den ein Freund für mich dort eingebaut hat. Ich habe ihn für meinen Verbrenner-Tiefdecker *Globetrotter* anbringen lassen. In seine Tragfläche habe ich einen Scheinwerfer eingebaut, den ich mit diesem Kippschalter ein- und ausschalten kann.

Um meine mc-15 herum befindet sich ein sogenanntes Senderpult. Derselbe Freund hat es für seine eigene Anlage gebaut, mir aber irgendwann verkauft. Eigentlich war es auch für ein anderes Modell einer Graupner IJR-Anlage gedacht, aber die Bauformen gleichen sich bei fast allen dieser Anlagen. Das Senderpult besteht aus einem Brett, auf dem sich ein Schaummaterial befindet, das so hoch wie meine Fernsteuerung und mit schwarzem Kunstleder überzogen ist. Es verbreitert meine Fernsteuerung vor allem seitlich, sodass ich meine Handballen bequem darauf auflegen und präziser steuern kann. Wenn ich mit meinem Leichtwindsegler *Velopterix* in der Thermik kreise, sind dafür zum Beispiel Knüppelauslenkungen von nur wenigen Millimetern notwendig, dafür aber über einen langen Zeitraum. Mit diesem Senderpult ist das weniger ermüdend. Auf der rechten Oberseite des Pultes befindet sich eine Klappe. Wenn ich die leicht gebogene Stecknadel an ihrem schwarzen Knopf aus der Seite des Pultes ziehe, lässt sie sich aufklappen. Darunter befindet sich ein Hohlraum. Man kann darin gut das grüne Schaummaterial des Pultes erkennen. Durch diesen Hohlraum ist die Ladebuchse der Fernsteuerung zugänglich, so dass ich sie nicht jedes Mal aus ihrem Senderpult nehmen muss, wenn ich ihren 9,6-Volt-2000-Milliampere-Nickel-Cadmium-Akku von *Sanyo* laden will. Ich habe den ursprünglichen, kleineren Akku

durch ihn ersetzt. Dafür musste ich einige Kunststoffteile kürzen, die die Halterung des Akkus bilden. Gehalten wird er nun durch zwei schwarze Kunststoffbänder, in denen ein dünner Draht läuft. Ich habe sie um die Halterung und den Akku geschlungen und die Enden verwirbelt. Nicht nur der Akku, sondern alle anderen Teile meiner mc-15 sind außerordentlich gut zugänglich. Diese Offenheit ist wohl ein Merkmal der meisten technischen Dinge, die vor dem dritten Jahrtausend gefertigt wurden. Die gesamte Bodenplatte meiner Fernsteuerung lässt sich abnehmen, wenn ich zwei große Schieber nach innen schiebe, die sich vorn auf der Hinterseite der Fernsteuerung befinden. Prominent, über dem roten Akku, in der Mitte der Anlage, sitzt eine grüne Platine, auf der die meisten elektronischen Bauteile sitzen. Auch der Quarz, der die Sendefrequenz meiner Fernsteuerung bestimmt, sitzt dort, verborgen in einem kleinen Kunststoffgehäuse. Es ist Kanal 67. Er ist nur gesteckt und lässt sich einfach wechseln, falls jemand in der Nähe denselben Kanal fliegt. Das ist allerdings noch nie vorgekommen, und weiter als einige Kilometer sendet eine solche Anlage auch nicht. Das reicht aber völlig, denn die Lage eines weniger als zwei Meter großen Flugzeugs zu erkennen, wird schon auf wenigen hundert Meter Entfernung schwierig. Inzwischen sind ohnehin 2,4-Gigahertz-Anlagen Standard, bei denen gar kein Kanal mehr eingestellt werden muss. Auf meinem Quarz steht auf orangem Grund in schwarzer Schrift:

67 T

FM SSS

Daneben, auf seiner Halterung aus schwarzem Kunststoff, steht in Weiß:

GRAUPNER mc-15/35

[das Zeichen der deutschen Bundespost] Z A400 540W FE

Die 35 stehen für 35 Megahertz, den Frequenzbereich, in dem meine Fernsteuerung sendet. Der Microcomputer meiner Anlage sitzt weiter oben. Auf ihm steht:

[das Zeichen von Mitsubishi] M38223M4

-100GP

443101

In der hinteren Abdeckung meiner Fernsteuerung klebt ein kleiner weißer Zettel. Auf ihm steht aufgestempelt:

908087 [ein runder roter Stempel mit, so vermute ich, zwei untereinanderstehenden japani-

schen Schriftzeichen]

109503

Im Laufe der Zeit haben sich ein paar kleine Spinnweben an meiner mc-15 festgesetzt, und in den Vertiefungen um die Knüppel liegt

auch etwas Staub. Ich bin schon länger nicht mehr geflogen, und sie stand viele Monate an ihrem Platz im Keller meines Elternhauses, wo sie auch ihre Flugzeuge umgeben, die auf ihre Befehle hören. Die Antenne meiner Fernsteuerung, eine zehngliedrige Teleskopantenne aus silbrig glänzendem Metall mit einer Gesamtlänge von 1471 Millimetern, quietscht manchmal etwas, wenn ich sie ausziehe. An ihrem vorderen Ende habe ich ein grünes Stoffband von einer belgischen Pralinenverpackung angebracht. Beim Fliegen kann ich daran den Wind in etwa zwei Metern Höhe ablesen, was für das Landen wichtig ist. Im Keller, wo meine Fernsteuerung schon viel zu lange auf ihren nächsten Einsatz wartet, hängt es aber nur schlaff nach unten.

Meine Motorradstiefel

Name:	—
Marke:	—
Größe:	ca. EU 42
Maße:	je 290 × 290 × 105 mm
Gewicht:	1 560 g/r 561 g
Material:	Leder, Metall
Farbe:	braun
gekauft:	Saloon Boots & Stuff Oranienstraße 4 10997 Berlin Deutschland 52° 29' 59,1" N 13° 25' 30,9" E
Datum:	24. August 2011
bezahlt:	100 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 246

Wie viele meiner Freunde machte auch ich gleichzeitig mit dem Autoführerschein der Klasse B den Motorradführerschein der Klasse A. Keiner von uns besaß ein eigenes Motorrad, aber wenn wir schon einmal dabei waren, den Autoführerschein zu machen, warum nicht auch gleich den für Motorräder. Ich genoss die Fahrstunden, in denen ich zum ersten Mal in meinem Leben Motorrad fuhr. Dabei trug ich immer meine Lederstiefel von *Nike*, die zwar nicht dafür gemacht waren, sich aber ganz gut dafür eigneten. Das nächste Mal, dass ich auf ein Motorrad stieg – ich war nach meiner Fahrprüfung nie wieder gefahren – war in Goa, in Indien. Ich trug damals einfache Turnschuhe und keinen Helm, so wie es dort die allermeisten taten. Es war traumhaft durch die warme Luft Indiens zu rollen, am Strand entlangzufahren und über kleine, unbefestigte Wege zu wunderschönen Orten und alten portugiesischen Kolonialgebäuden zu gelangen. Nur auf einer Schnellstraße, auf der offensichtlich Helmpflicht bestand und alle Einheimischen plötzlich aus dem Nichts Helme hervorzauberten, sahen mein Vater und ich alt aus. Für ein geringes Bußgeld bekamen wir jedoch eine schriftliche Bestätigung von der Polizei, nach der wir den gesamten verbleibenden Tag ohne Helm fahren durften.

Als ich mir schließlich, sechs Jahre nachdem ich meinen Führerschein gemacht hatte, ein eigenes Motorrad kaufte, wollte ich auch richtige Stiefel dafür. Stiefel, die ich speziell dafür besitzen würde, um mit ihnen Motorrad zu fahren, und die damit neben Helm, Jacke und Handschuhen Teil meiner Ausrüstung sein würden. Eine Freundin empfahl mir ein Geschäft in Berlin, und als ich dort war, probierte ich etwa eine halbe Stunde lang verschiedenste Lederstiefel an. Es war das Geschäft *Saloon Boots & Stuff* in der Oranienstraße 4 im Stadtteil Kreuzberg. Ein Jahr zuvor hatte ich nicht weit von dort gewohnt; mir war das Geschäft jedoch nie aufgefallen, da ich zu dieser Zeit noch überhaupt kein Motorrad besaß. Schließlich entschied ich mich für ein Paar aus rauem, hellbraunem Leder und mit einer schwarzen Kunststoffsohle. Sie kosteten mich 100 Euro. Bis auf die eingeprägte Nummer der Schuhgröße – 41 – auf der Unterseite der Sohle haben meine Stiefel keinerlei Beschriftung. Einen kurzen Schriftzug innen auf ihrer Sohle hat meine Ferse zur Unleserlichkeit abgerieben. Ich hoffe, dass die Qualität meiner Stiefel nicht der dieses Schriftzugs gleicht, denn es bedarf nur eines einzigen kleinen Teils, das von minderer Qualität ist als die übrigen Teile, damit mein Vertrauen in ein Ding zutiefst erschüttert ist. Nach drei Jahren und vielen Fahrten bin ich aber noch immer von der Qualität meiner Stiefel überzeugt.

Sie sind 29 Zentimeter lang, ebenfalls 29 Zentimeter hoch und an ihrer breitesten Stelle 10,5 Zentimeter breit. Vor einigen Monaten blieb ich in weicher Erde stecken, als ich einen Feldweg entlangfuhr. Daher klebt an ihren Sohlen gerade etwas Erde. Sie ist inzwischen getrocknet und hellbraun. Es ist fast dieselbe Farbe wie die des Leders meiner Stiefel. In diesem Zustand wiegt mein linker Stiefel 560

Gramm. Der rechte ist ein Gramm schwerer. An der Stelle, an der der Spann meiner Füße sitzt, wenn ich meine Stiefel trage, haben sie außen einen Lederriemen mit einer metallenen Schnalle. Eine solche Schnalle befindet sich auch ganz oben, am Schaft der Stiefel auf ihrer Außenseite. Ansonsten haben meine Stiefel keinerlei Verzierungen, und gerade das gefällt mir an ihnen. Sie bestehen lediglich aus mehreren Stücken Leder, die mit einem kupfern glänzenden Faden vernäht sind. Da ich sie ausschließlich beim Motorradfahren trage und daher wenig mit ihnen gehe, sehen sie noch recht neu aus. Die vielen Kilometer, auf denen der Fahrtwind und kleine Insekten um sie gestrichen sind, stehen in keinem Verhältnis zu den wenigen Metern, die ich in ihnen gegangen bin. Dadurch stammen aber auch ihre Gebrauchsspuren nahezu ausschließlich vom Motorradfahren. Der linke Stiefel hat auf der Innenseite seines Schafts ein paar kleine Kratzer, die wohl vom Motorblock meines Motorrads stammen, und auf der Oberseite, dort, wo sich mein großer Zeh befindet, ist eine fest eingedrückte Mulde. Sie ist etwa so groß wie ein Fünffrankenstück und glänzt leicht. Sie stammt vom Schalthebel meines Motorrads, gegen den ich bei jeder Fahrt unzählige Male mit dieser Stelle drücke.

Mein Fußschemel

Zum Vater einer guten Freundin habe ich ein sonderbares Verhältnis. Aus Witz verstehen wir uns sehr gut und machen einander, in äußerst unregelmäßigen Abständen, kleine skurrile Geschenke. Etwa eine cd mit gregorianischen Kirchengesängen eines Amateurchors oder ein abstruses Reisetagebuch aus New York. Einmal bekam ich von ihm – wie immer ohne Erklärung – einen Fußschemel. Er ist aus Holz und schaut aus wie eine Raubkatze. Er besteht aus einem Brett, unter dem in allen vier Ecken Beine angebracht sind, die sich unten zu vierklauigen, etwa vier Zentimeter hohen Tatzen verbreitern. Das Brett, der Rücken der Katze, auf das ich manchmal meine Füße lege, misst in seiner Länge 30 Zentimeter. Dabei ist es vorn 10,5, hinten 10,8 Zentimeter breit und 3,6 Zentimeter dick. Ein Vorne gibt es, weil sich das Brett auf der einen Seite auf seinen ersten zehn Zentimetern zu einem Katzenkopf formt. Die Katze lächelt stets und schielt mich geduckt und unterwürfig an. Ihr Kopf ist aus der Dicke des Bretts an einem Stück ausgearbeitet, und ihre Augen, ihr Mund, ihre Schnurrhaare und ihre Augenbrauen sind mit weißer, roter, grüner und gelber Farbe aufgemalt. Die vorderen zwei Beine meines Schemels sind natürlich erst hinter dem Kopf angebracht. So steht der Kopf der Katze auf einer Seite über den Schemel über. Bis auf die Unterseite der Tatzen ist mein Schemel über und über mit schwarzer Farbe bemalt. Unterbrochen wird der schwarze Körper der Katze nur durch unzählige goldene Streifen. Sie sind quer zu ihrem Körper angeordnet und etwa drei bis vier Zentimeter lang. Alle sind sie fünffach gewellt und laufen an ihren Enden spitz zu. Nur der Bauch der Katze ist völlig schwarz. An der Stelle, an der sie ihren rechten Beckenknochen hätte, ist eine etwa zwei Zentimeter lange Einkerbung. Woher diese Spur stammt, weiß ich nicht. Ich habe den Schemel in diesem Zustand erhalten und behandle ihn überaus sorgsam. Unter den Ohren, an den Seiten des Kopfes, sowie oben, zwischen den Ohren, trägt die Katze ein goldenes Halsband. Neun kleine Punkte von schwarzer Farbe, keiner größer als 1 Millimeter, kleben auf dieser goldenen Fläche zwischen ihren Ohren. Sie sind wohl, genau wie der rote Punkt auf ihrer Stirn, ein Missgeschick desjenigen, der sie bemalt hat. Am Hinterteil der Katze, dort, wo eigentlich ihr Schwanz sitzen sollte, steckt nur ein 1,5 Zentimeter langer Holzdübel. Aus hellem, nacktem Holz schaut er hervor. Ihr Schwanz war nicht Teil des Geschenks. Er war wohl verloren gegangen. Eine Staubwebe schwingt sich nun an seiner Stelle von dort an das linke Hinterbein der Katze. Unter meinem Schreibtisch, dem Revier meiner Schemelkatze, laufen viele Kabel an der Wand entlang, und ihre Beine stehen dort als vier weitere Staubfänger. Auf der Hinterseite ihres linken Hinterbeins sind außerdem vier kleine Kleckse weißer Farbe. Ebendieses Bein steht auch etwas weiter vorn auf dem Boden, etwa 1,5 Zentimeter. Dagegen stehen die Vorderbeine meiner Schemelkatze parallel und still. Bis auf Staub fängt sie nicht mehr viel. Was ich von diesem Geschenk halten soll, ist mir bis heute ein Rätsel.

Name:	—
Marke:	—
Maße:	320 × 107 × 200 mm
Gewicht:	475 g
Material:	Holz
Farbe:	schwarz, gold
bekommen:	Hof Grohnholz 79117 Kisslegg Deutschland 47° 47' 47,5" N 9° 56' 53,3" E
Datum:	ca. 2010
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	Fetisch
Abbildung:	Seite 247

Trotzdem habe ich es stets unter meinem Schreibtisch an der Wand stehen, und hin und wieder, wenn ich mich daran erinnere oder beim Bewegen meiner Beine daran stoße, lege ich probenhalber meine Füße auf den Rücken der Katze, um zu prüfen, ob mich die Erkenntnis zu diesem Ding nun doch noch befällt.

Mein Texteditor

Writer ist ein digitales Schreibprogramm für *iOS* und *MacOS* – die beiden Betriebssysteme von *Apple*. Damit läuft es auf meinem *iPad*, meinen *iPhone* und meinen *Mac*. Es ist ein einfacher Texteditor, der mir nicht mehr ermöglicht als zu schreiben. In ihm wird nur schwarzer Text auf weißem Grund dargestellt. Es gibt keinerlei Einstellungen und keine Möglichkeiten zur Formatierung. Nur Text. Linksbündiger Rausatz ohne Silbentrennung. Als einzige Option gibt es einen speziellen *Focus Mode*. Darin werden alle sichtbaren Zeilen, bis auf die letzten drei, die im Focus Mode auch immer in der Bildschirmmitte bleiben, in einem sehr hellen Grau dargestellt und so fast ausgeblendet. Ansonsten ist der Bildschirm völlig leer. Nur oben rechts in der Ecke befindet sich noch ein kleines rundes Zeichen. Wenn ich es antippe oder anklicke, ist der Focus Mode beendet. Die Schrift *Nitti*, in der Text in *Writer* dargestellt wird, wurde speziell für dieses Programm entwickelt. Die Schriftgröße ist so an jeden Gerätetyp und jede Bildschirmauflösung angepasst, dass die optische Schriftgröße bei den unterschiedlichen Abständen von Gerät und Augen immer dieselbe ist. Für gewöhnlich schreibe ich im Focus Mode – auch jetzt gerade diesen Text. Was mich jedoch wirklich stört, ist der blaue blinkende Cursor, der die Stelle meines nächsten Anschlags markiert. Er ist ein schmaler langer blauer vertikaler Strich. Solange ich schreibe und keine Pause mache, die länger als etwa eine Sekunde ist, führt er statisch meine Wörter an. Sobald ich jedoch für nur eine Sekunde aufhöre zu tippen, beginnt er zu blinken. Meine komplette Konzentration richtet sich dann auf diesen schmalen langen blauen blinkenden Strich auf dem Bildschirm, am Ende des letzten Wortes der drei schwarzen Zeilen, die ich zuletzt geschrieben habe. Im Focus Mode werde ich durch nichts mehr abgelenkt und kann mich voll und ganz auf diesen kleinen Strich konzentrieren, der mir dabei den letzten Nerv raubt. Das macht den Focus Mode für mich zu einer wahren Tortur. Ich darf nie aufhören zu schreiben – muss völlig im Flow sein –, damit ich nicht pausiere und der vermaledeite Cursor nicht zu blinken beginnt. Dann rege ich mich nur noch über diesen kleinen blinkenden Strich auf, verliere völlig die Konzentration und höre auf zu schreiben. Über Twitter habe ich die Macher von *Writer* bereits auf dieses Problem hingewiesen. Leider lautete ihre Antwort nur:

Thanks for the feedback. The cursor is deliberately eye-catching (it's the point of focus), but we'll keep your input in mind...

Ich schrieb zurück:

eye-catching is exactly the opposite what @iAWriter is about. (imho) Using *Writer* should allow you to focus your thoughts. Not your sight.

Name:	iA Writer
Marke:	iA Writer
Größe:	
Mac OS:	3,6 MB
iOS:	6,1 MB
Datum:	ca. 2012
bezahlt:	je 4,99 Euro
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 248

Damit war das Gespräch beendet, denn ich erhielt keine weitere Antwort. Dennoch liebe ich Writer. Auch wenn es nur mehr die Idee ist als die Umsetzung. Es geht darum, mir eine Möglichkeit zum Schreiben zu bieten, in der mich nichts vom Schreiben ablenkt. Es braucht nur einen statischen Cursor statt des blinkenden dann wäre die Umsetzung in meinen Augen geglückt.

Wenn ich meinen Text fertiggeschrieben habe, beende ich den Focus Mode, berühre kurz den Bildschirm in der Mitte meines iPad und lade über das erscheinende Menü eine txt-Datei in meinen Online-speicher bei *Google*. Dort korrigiere ich dann diesen Text, bearbeite ihn weiter und verwalte ihn dort, bis er schließlich hier in diesem Buch steht.

Mein Buch »Current State: Snowboarding«

Meine Liebe zu Büchern begann erst, als ich schon über zwanzig Jahre alt war. Und wiederum erst einige Jahre später, genauer am 27. Februar 2012, kaufte ich mir mein bisher wertvollstes, schönsten und teuerstes Buch. Es trägt den Titel *Current State: Snowboarding* und ist geschrieben, herausgegeben und gestaltet von David Benedek aus München und erschien am 6. Februar 2012. Ich habe damals knapp 100 Euro auf das Konto von David Benedek überwiesen, und ein paar Tage später kam das Buch in einem Paket zu mir nach Hause. Die Lieferscheinnummer meines Exemplars ist:

Titel:	Current State: Snowboarding
Autor:	David Benedek
Verlag:	Almost Anything, München
Jahr:	2011
ISBN-Nr.:	978-3-00-036349-8
Seite:	446
Maße:	202 × 283 × 50 mm (inkl. Schubert)
Gewicht:	2,2 kg
Material:	Papier
Farbe:	bunt
bestellt nach:	Fliegerstraße 15 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 57,5" N 9° 42' 47,3" E
Datum:	27. Februar 2012
bezahlt:	ca. 100 Euro
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 249

CSS-SO-424

Wie viele Exemplare es gibt, weiß ich nicht. Im Buch ist es nicht vermerkt, aber es sind wohl nicht besonders viele. Jedenfalls ist das Buch seit dem 17. Dezember 2013 vergriffen, und laut David Benedek ist keine Zweitaufgabe geplant. Auf der Website des Verlags *Almost Anything* steht über das Buch:

Current State: Snowboarding is a book that compiles some of the most prominent individuals and images of snowboarding's past three decades. Made up of two interconnected full-size books, it features interviews with 23 of the culture's most influential and original characters, assembled in an attempt to create an overall—if blurry—image of snowboarding's current state.

Das gesamte Buch – eigentlich sind es ja zwei Bücher – ist in englischer und japanischer Sprache geschrieben. Neben den Vereinigten Staaten, Kanada und Europa ist Japan eines der für das Snowboarden wichtigsten Regionen, denn die riesigen Schneekissen in den licht bewaldeten Bergen Japans eignen sich besonders gut für diesen Sport. Die beiden Bücher, aus denen Current State besteht, sind durch ein Stoffband verbunden. Es ist auf den beiden Rückumschlägen, die aus sehr festem, etwa 3 Millimeter dickem Karton sind, hinter das Vorsatzpapier geklebt. So sind die Bücher an ihrer Ober- beziehungsweise Unterseite flexibel und doch untrennbar miteinander verbunden. Rücken an Rücken stecken sie in einem Schubert aus Karton und messen aufeinanderliegend 20,1 mal 27,4 mal 4,15 Zentimeter. Inklusive Schubert bringt mein Exemplar von Current State 2,2 Kilogramm auf die Waage.

Obwohl ich es so sehr schätze – viel gelesen habe ich in diesem Buch noch nicht. Denn Current State ist für mich eines der Bücher, für die ich mein ganzes Leben Zeit habe. Es geht mir weniger darum, es gelesen zu haben, als es zu besitzen. Es tut mir gut, es hervorholen zu können, wenn sich der Sommer gen Ende neigt, mich der Herbst

aber noch unüberbrückbar vom nächsten Winter trennt. Dann verliere ich mich gern in diesem Buch. Zur Zeit steht es im untersten Fach meines weißen Regals, hinter zwei Glastüren. Die Bücher rutschen leicht und mit einem satten Ton aus ihrem Schubser und liegen genau so in meinen Händen, dass mir jedes Mal ihr Gewicht bewusst wird. Current State zu lesen oder auch nur darin zu blättern ist wegen seiner Machart nicht einfach. Ausgebreitet auf einer geraden Fläche nehmen beide Bücher, übereinander aufgeschlagen fast 45 mal 60 Zentimeter ein. Blättere ich gleich viele Seiten in beiden Büchern um, so ergänzen sich die Abbildungen im oben liegenden Buch, das schwarze Buchdeckel hat, und die englischen und japanischen Texte im unten liegenden Buch, dessen Buchdeckel das typische Braungrau unbehandelten Kartons haben. Innerhalb der beiden Bücher wechseln öfter die Papiere, und es gibt – in beiden Büchern an der gleichen Stelle – eine dreieckig eingefaltete Doppelseite, die zu einem Quadrat aufgeklappt werden kann. Darauf ist vermerkt, wer wann welchen Trick das erste Mal auf einem Snowboard gemacht hat. Die Liste reicht von 1985 bis 2011, und der Autor David Benedek erscheint selbst fünfmal darauf. Er hat nicht nur dieses Buch, sondern auch Snowboardgeschichte geschrieben. Seine Tricks sind:

2003 DAVID BENEDEK – SW BACKSIDE RODEO 900°

2004 DAVID BENEDEK – CAB 900° SHIFTY

2005 DAVID BENEDEK – FIRST DOUBLE CORK ON TRANSITION

2006 DAVID BENEDEK – DOUBLE CORK 1260°, GAP SESSION

2008 DAVID BENEDEK – SW BS RODEO 1260°

Meine Kamera von Mamiya

Irgendwann musste es sein. Ich war es leid, meine Mittelformatfilme durch alte, fast blinde zweiäugige Kameras zu belichten. Eine Spiegelreflex musste her. Beim Online-Auktionshaus *eBay* wurde ich fündig und ersteigerte eine *Mamiya 645* mit einem 80-Millimeter-Objektiv für um die 200 Euro. Später kaufte ich noch einen Sucher mit eingebautem Belichtungsmesser dazu. Ursprünglich war nämlich nur ein Lichtschacht auf meiner Mamiya. Mit ihm lässt sich zwar die Schärfe geradezu erschreckend exakt einstellen; Blende und Belichtungszeit musste ich jedoch anderweitig messen. Im Prinzip ist meine Mamiya 645 ein rechteckiger Kasten von etwa 11 mal 8 mal 10 Zentimetern. Am hinteren Ende befindet sich eine Klappe. Durch einen Schieber aus schwarzem Kunststoff kann ich sie öffnen und nach unten klappen. Dahinter befindet sich das Filmmagazin. Eine Rolle 120er Rollfilm erlaubt mir fünfzehn Aufnahmen im Format 6 mal 4,5 Zentimeter. Nachdem ich ein Foto geschossen habe, muss ich den Film weiterspulen. Dafür sitzt auf der rechten Seite der Kamera ein großes Rad, aus dem sich eine Kurbel ausklappen lässt. Ich drehe es allerdings meist einfach so, bis mir ein Klicken sagt, dass der Film weit genug gespult ist. Danach lässt sich das Rad auch nicht mehr weiterdrehen. Auf der Vorderseite des Gehäuses sitzt das 80-Millimeter-Objektiv meiner Mamiya in einem Bajonettverschluss. Ich habe es noch nie abgenommen, und alle Fotos, die ich bisher mit dieser Kamera gemacht habe, habe ich mit diesem Objektiv aufgenommen, denn ich besitze kein zweites. Ich habe auch noch nie das Verlangen nach einer anderen Brennweite gehabt. Einzig die größte Blende – 2,8 – lässt oft nicht genügend Licht ins Innere meiner Kamera fallen, sodass ich in schummrigen Innenräumen keine hinreichend kurze Belichtungszeit erzielen kann, um ohne Stativ fotografieren zu können. Auf der Unterseite des Objektivs steht:

LENS MADE IN JAPAN

Und dahinter, auf der Unterseite des Kameragehäuses, auf einer kleinen Klappe, unter der eine Batterie für die Belichtungs elektronik sitzt:

SILVER OXIDE BATTERY

6 V

No. 544, PX-28, 4G13

Wiederum darunter ist ein Loch mit einem Innengewinde, um die Kamera auf ein Stativ zu schrauben. Unter diesem steht in weißer Schrift:

No. J133383

Name:	645
Marke:	Mamiya
Maße:	165 × 130 × 128 mm (inkl. Spiegelsucher)
Gewicht:	1722 g (inkl. Spiegelsucher)
Material:	Metall, Glas, Kunststoff, Elektronik
Farbe:	schwarz
bestellt nach:	Luisenstraße 22 78464 Konstanz Deutschland 47° 40' 17,1" N 9° 11' 06,6" E
Datum:	2011
bezahlt:	ca. 200 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 250

Und darunter, hochgeprägt in schwarzem Kunststoff:

MAMIYA CAMERA

CO., LTD.

JAPAN

An der unteren Vorderseite des Gehäuses, etwa über dem *R* von *BATTERY*, befindet sich eine Delle. Das Gehäuse ist leicht nach innen gedrückt, und silberfarbenes Metall funkelt unter dem schwarzen Lack hervor. Mir selbst ist meine Mamiya allerdings noch nie heruntergefallen.

Alle Fotografien, die in diesem Buch enthalten sind, habe ich mit meiner Mamiya 645 und ihrem 80-Millimeter-Objektiv aufgenommen. Allesamt auf *Portra 160* Film von *Kodak*, der für das Portraitieren von Menschen entwickelt wurde. Wenn ich ein Foto mit meiner Mamiya schieße, dann greife ich stets mit meiner rechten Hand seitlich an ihr Gehäuse. Der vordere Teil meiner Handfläche drückt dann sanft gegen das Rad zum Spulen des Films, und mein rechter Zeigefinger liegt vorn am unteren rechten Eck des Gehäuses. Dort befindet sich ein silberfarbener Knopf aus Metall – der Auslöser. Ihn muss ich mehrere Millimeter nach innen drücken, dann klappt der Spiegel der Kamera nach oben, und das vorhandene Licht, das sich beharrlich im Innern des Objektivs bereitgehalten hat, stürzt sich auf den Film im hinteren Ende meiner Mamiya. Mein rechter Daumen liegt dabei auf der rechten oberen Ecke des Gehäuses. Wie mein Zeigefinger liegt auch er auf einem silberfarbenen Knopf aus Metall. Meine Mamiya besitzt zwei Auslöser, damit stets einer griffbereit ist. Ich bemühe mich stets, beide gleichzeitig und so behutsam wie nur möglich zu drücken, damit die Kamera möglichst sanft auslöst. Trotzdem klingt jedes Foto wie der Schuss einer alten Schrotflinte. Dann erzittere ich jedes Mal ein bisschen und hoffe, dass das Foto scharf geworden ist.

Mein Löffel

Name:	Kaffeelöffel, Silk
Marke:	Auerhahn
Maße:	132 × 29,5 × 15,5 mm
Gewicht:	21 g
Material:	18/10-Chrom-Nickel-Stahl
Farbe:	silber
gekauft:	WMF Filiale Konstanz Kanzleistraße 16 78462 Konstanz Deutschland 47° 39' 38,0" N 9° 10' 26,9" E
Datum:	Herbst 2010
bezahlt:	8 Euro
Bedeutung:	Fetisch
Abbildung:	Seite 251

Für ein Projekt in meinem ersten Studium kaufte ich mir einen Löffel. Das war gar nicht so einfach. Das Projekt hieß *Archäologie des Alltags*, und wir sollten Plakate und Informationsgrafiken für fünf Gegenstände anfertigen, die wir uns selbst aussuchen konnten. Da ich schon damals gerne Tee trank, wählte ich einen Löffel – neben meiner gusseisernen Teekanne, einer meiner Teeschalen, meinem Teebesen und einem Teller. Nur, dass ich diesen Löffel noch überhaupt nicht besaß. Also ging ich in Konstanz am Bodensee los, um mir einen Löffel zu kaufen. Wie ich es manchmal gerne tue, spazierte ich mit Musik in meinen Ohren durch die Besteckabteilung des großen *Karstadt*-Kaufhauses in der Innenstadt und begutachtete die ausgelegten Bestecke. Es stellte sich allerdings heraus, dass sie dort keine einzelnen Löffel verkauften, zumindest nicht die aus Besteckserien bekannter Hersteller. Ich wusste aber noch von einem *WMF*-Geschäft in der Kanzleistraße und ging hin. Die Dame, die mich bediente, war schon fast entrüstet darüber, dass sie bei *Karstadt* keine einzelnen Löffel verkaufen wollten, und betonte, in ihrem Geschäft sei dies eine Selbstverständlichkeit. Ich konnte mir aus allen Besteckbeständen, die sie vorrätig hatte, einen Löffel aussuchen, was ich dann auch tat. Meine Wahl fiel natürlich auf einen Teelöffel, und zwar auf den aus der Serie *Silk* von *Auerhahn*, einer Marke von *WMF*, der *Württembergischen Metallwarenfabrik*. Seine korrekte Bezeichnung lautet zwar »Kaffeelöffel«, aber ich verwende ihn, wenn überhaupt, um mit ihm losen Tee in eines meiner Teesiebe zu geben. Einmal – ich weiß es noch genau – habe ich probenhalber einen Joghurt mit ihm gegessen, was ich seitdem nie wieder getan habe. Bis auf trockenen Tee oder reines Wasser soll mein Löffel unbefleckt bleiben. Meistens lege ich ihn einfach nur vor mich auf den Tisch und blicke ihn eine Weile an. Er ist 13,2 Zentimeter lang, an seiner Laffe – die übrigens eine maßstabsgetreue Verkleinerung der Laffe des Menülöffels der *Silk*-Serie ist – 2,95 Zentimeter breit und wiegt 21 Gramm. Dabei besteht mein *Auerhahn*-Kaffeelöffel vollständig aus 18/10-Chrom-Nickel-Stahl, und seine Oberfläche ist seidig mattiert. Sie besitzt tatsächlich eine seidene Weichheit, die ich noch bei keinem anderen Metall wahrgenommen habe. Sie ist weder stumpf noch glänzend, schimmert eher wie monochromes Perlmutter, und ist über und über bedeckt von feinsten parallelen Bürstenstrichen, die sich dicht an dicht über die gesamte Oberfläche des Löffels ziehen. Auf der Rückseite des Stiels steht, so, dass ich es lesen kann, wenn die Laffe des Löffels nach links zeigt, fein eingeprägt:

AUERHAHN 18/10

Am tiefsten Punkt seiner Laffe weist mein Löffel einige wenige kleine Kratzer auf, ähnlich denen auf meiner Armbanduhr. Im übrigen ist seine Oberfläche makellos. Da er aus einem Stück gefertigt ist, besitzt er an der Biegung, an der seine Laffe in den Stiel übergeht, eine

minimale Unregelmäßigkeit in seiner Dicke. Diese Unregelmäßigkeit ist jedoch symmetrisch auf beiden Seiten, was sie nicht zum Makel, sondern zum Merkmal macht. Für das Projekt *Archäologie des Alltags*, im Zuge dessen ich meinen Löffel gekauft habe, habe ich ein Haiku auf ihn geschrieben. Ich habe es mit meinem fertigen Plakat an Auerhahn geschickt und auch darum gebeten, es an Peter Bärerle weiterzuleiten, den Designer der Silk-Besteckserie. Ob er es je bekommen hat, weiß ich nicht.

So unscheinbar klein.

Matt ruht er sanft in der Hand.

Hart samtweicher Stahl.

Mein Parfüm

Außer meiner Tante schenkt mir niemand Parfüm. Das ist auch völlig in Ordnung so, denn ich verbrauche nicht allzu viel davon und ich komme so schon kaum nach, es durch die Zerstäuber zu jagen. Zuletzt bekam ich, wir waren gerade in Barcelona, das Parfüm ^{HE}WOOD von *DSQUARED2*. Gemeinsam mit einem Duschgel, das ich bereits verbraucht habe, befand sich mein Parfüm in einer Schachtel aus Karton. Der eckige Flakon aus klarem Glas, in dem sich mein Parfüm befindet, misst 7,5 mal 7,5 mal 3,2 Zentimeter. Er wird er von zwei Holzstücken umrahmt, die miteinander verleimt sind und den Flakon so einschließen. Der ebenfalls eckige hölzerne Rahmen meines Parfüms misst 9,7 mal 9,7 mal 3,3 Zentimeter und besitzt in der inneren linken unteren Ecke drei kleine Absplitterungen und zwei minimal eingedrückte Stellen. Sie rühren wohl vom Fräsen her. Der Zerstäuber aus schwarzem Kunststoff sitzt oben auf dem Holzrahmen, in der linken Hälfte, unter einem fast kubischen Deckel. Er ist lediglich 2 Millimeter höher als breit und tief und rastet mit einem hellen Klicken auf dem Zerstäuber ein. Mit meinem Zeigefinger drücke ich morgens nach dem Duschen manchmal auf den 12 Millimeter durchmessenden Zerstäuber, der sich dadurch um etwa 5 Millimeter nach unten bewegt und eine Wolke feiner Dufttröpfchen über meinen freien Oberkörper rieseln lässt. Ein dünnes, transparentes Röhrchen aus Kunststoff saugt dabei die duftende Flüssigkeit vom Boden des Flakons nach oben. Gut dreiviertelvoll ist mein Parfüm noch, obwohl ich nicht damit spare und es bereits seit über zwei Jahren verwende. Es steht in meinem weißen Regal mit den zwei Glastüren auf Augenhöhe und wartet darauf, dass ich es herausnehme. Auf seiner Unterseite klebt ein Aufkleber, auf dem in Schwarz zu lesen ist:

MADE IN ITALY

Auch dass es 100 Milliliter beziehungsweise 3,4 US-amerikanische Flüssigunzen Parfümflüssigkeit enthält und entflammbar ist, steht darauf. Eingestempelt in der Mitte des Aufklebers steht in Schwarz:

00C35CD1

Mein HeWood riecht tatsächlich nach Holz. Mich erinnert sein Geruch an frisch geschnittene, noch feuchte Äste und saftiges, dickes Moos. Herb und trotzdem leicht süßlich. Dabei in keiner Weise schwer oder gar modrig. Es ist ein Duft, der an der frischen Luft, im Freien, getragen werden will. Für kleine Räume ist er zu dominant. Erst mit den echten Gerüchen der Natur entfaltet er sich und fügt sich in den Duft der Welt ein.

Obwohl ich es nicht regelmäßig auftrage, bin ich mir inzwischen des gesellschaftlichen Zuspruchs zu diesem Geruch sicher, und so werde ich nicht aufhören, ihn zu gebrauchen. Ich werde wohl noch lange – immer mal wieder – danach riechen.

Name:	^{HE} WOOD
Marke:	DSQUARED ₂
Größe:	100 ml
Maße:	93 × 127 × 33 mm
Gewicht:	330 g
Material:	Glas, Holz, Kunststoff
Farbe:	transparent, braun, schwarz
bekommen:	Hotel Barcelona Catedral Carrer dels Capellans 4 08002 Barcelona Spanien 41° 23' 05,1" N 2° 10' 30,5" E
Datum:	Sommer 2012
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	Statussymbol
Abbildung:	Seite 252

Meine Teekanne mit Stiel

Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, keine Teekanne mitzunehmen, wenn ich nur für einige Zeit an einem anderen Ort wohne. Stattdessen kaufe ich mir dort eine neue. So lerne ich die Stadt kennen und zusätzlich immer etwas Neues über Teekannen. So hielt ich es auch, als ich im Frühling 2010 nach Berlin zog. Nach ein paar Tagen stand ich am Kurfürstendamm in der Hausnummer 217 im Geschäft von *TeeGschwendner* und begutachtete eine kleine schwarze Teekanne aus Ton. Ich kaufte sie mir allerdings erst, als ich einige Tage später zum zweiten Mal dort hinging, da sie mir beim ersten Mal als zu teuer erschienen war. Es müssen so um die 30 oder 40 Euro gewesen sein, die ich für sie bezahlt habe. Ich wohnte gerade in einer großen Wohngemeinschaft in Berlin Schöneberg, in der unter anderem auch ein Clown lebte – der allerdings gerade nicht auftreten konnte, da er kürzlich vom Einrad gefallen war – und in meinem großen Zimmer gab es, außer einer Matratze, einem kleinen Teppich, einem Tisch und einem Stuhl nur meine karierte Reisetasche und meine neue Teekanne. Sie fasst 625 Milliliter, ist schwarz und besteht durch und durch aus Ton. Ihre Oberfläche ist matt, schimmert aber im Licht. Das Besondere an ihr ist, dass sie auf der linken Seite einen fast 7 Zentimeter langen und etwa 2 Zentimeter dicken Stiel besitzt. Erst als ich nun vier Jahre später diesen Text schreibe, finde ich heraus, dass solch ein Stiel Kannen für den japanischen Senchatee kennzeichnet. Leider habe ich diese Teekanne durch meine Unwissenheit mit allerlei Schwarztees verdorben. Sie ist allerdings ohnehin zu groß für eine gute Senchakanne – was darauf hinweist, dass sie ein Replikat für den europäischen Markt ist. Ich umfasse ihren Stiel mit dem Zeige- und Mittelfinger meiner rechten Hand – mein rechter Daumen liegt dabei vollständig oben auf dem Stiel – und gieße mir so Tee ein. Tülle und Stiel sind jeweils aus einem separaten Stück Ton angeformt. Ihre Oberflächen gehen jedoch übergangslos in die der Kanne über. Nur auf der Unterseite der Kanne sowie auf der des Deckels, dort, wo beide den Boden berühren, wenn sie abgestellt sind, ist ein Ring aus dem bräunlich weißem Ton zu sehen, aus dem wohl die gesamte Kanne besteht. Auf der Unterseite des Stiels sitzt, wie im Deckel, ein kleines Loch. Dieser Deckel sitzt nicht richtig – er ist zu klein –, und aus ihrer Tülle fließt der Tee unschön unruhig. Meine kleine schwarze Teekanne mit Stiel ist alles andere als eine gute Teekanne. Und trotzdem ist sie mir über die Jahre ans Herz gewachsen. Vielleicht auch deswegen, weil ich in ihr allerlei Tees zubereite, ohne darauf zu achten, ob Zitronensaft, Zucker oder Honig in sie gelangt. Mein anfängliches Unwissen über ihren eigentlichen Gebrauch hat mir ermöglicht, sie zu meiner Allzweckteekanne zu machen und so steht sie wortwörtlich immer griffbereit auf dem Küchenschrank.

Name:	—
Marke:	—
Größe:	625 ml
Maße:	17 × 18 × 11 cm
Gewicht:	465 g
Material:	Ton
Farbe:	schwarz
gekauft:	TeeGschwendner Kurfürstendamm 217 10719 Berlin Deutschland 52° 30' 09,8" N 13° 19' 40,1" E
Datum:	Frühling 2010
bezahlt:	ca. 35 Euro
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 253

Mein Buch »Icebreaker«

Ich habe nicht alle *James-Bond*-Filme gesehen und noch nie ein James-Bond-Buch gelesen, aber seit einem Novembertag im Jahr 2013 besitze ich zumindest die Taschenbuchausgabe von *Icebreaker*. Der volle Titel auf dem Umschlag des Buches lautet:

Ian Fleming's James Bond in Icebreaker by John Gardner

Es ist eine stark abgenutzte Ausgabe, die ich damals gewonnen habe. Alle Kanten des roten Buchdeckels sind abgewetzt, geknickt und eingerissen. Unter dem Rot scheint das fahle Weiß des weichen Papiers hervor. Die einhundertneunundvierzig Blätter meines Exemplares sind vergilbt und rau. In ihrer Mitte sind sie noch deutlich heller als an ihren Rändern. Die Originalausgabe des Textes erschien 1983 bei *Jonathan Cape* in London, England, als Hardcover. »James Bond« ist auf dem Buchdeckel in goldenen Lettern hochgeprägt. »Icebreaker« steht darunter in blauer Schrift, weiß umrandet. Ganz unten, links von einer stilisierten Schwarzweißzeichnung von James Bond, die ihn, mit Pistole in der rechten Hand, in gebückter Haltung zeigt, steht in schwarzen Buchstaben:

"JAMES BOND REMAINS
IRRESISTIBLE!"—TIME

Ich bin gespannt auf diese Spionageschichte, die wohl zu Teilen in Finnland spielt. Das Magazin *People* wird auf der Rückseite des Buches zitiert:

"IT'S A TREAT...WELCOME BACK OLD FRIEND!"

und darunter wieder das *Time Magazine*:

"LITERATURE'S MOST CELEBRATED SPY!"

Ein großer Strichcode prangt noch unten auf der Rückseite, und darunter steht die ISBN-Nummer des Buches.

Es war »Trivia Night« in der *Alligator Lounge* in Brooklyn, und ich spielte dieses Spiel, bei dem das Allgemeinwissen der Gäste abgefragt wird, mit ein paar Freunden im Team. Zu jedem Getränk, das an diesem Abend bestellt wurde, bekam man einen Gutschein für eine frische Pizza aus dem bareigenen Pizzaofen. Ich bereute nun, dass ich erst unmittelbar zuvor bei *Pizza Hut* in Manhattan Pizza gegessen hatte. Wir waren bei allen Fragerunden des Trivia-Spiels unterdurchschnittlich schlecht, und auch bei den Bonusrunden, bei denen Flughafennamen den richtigen Städten zugeordnet werden mussten, wusste ich persönlich keine einzige Antwort. Wir gewannen am Schluss aber in der Kategorie »Best Team Name«, und ich durfte blind in einen großen Stoffsack greifen, um uns einen Preis zu angeln. So kam mein Exemplar von *Icebreaker* in meinen Besitz, denn mein Team entschied, dass ich dieses alte, ramponierte Buch behalten durfte. Unser Team bestand aus sechs Menschen: zwei Ame-

Titel:	Icebreaker
Autor:	John Gardner
Verlag:	The Berkley Publishing Group, New York
Jahr:	1992
ISBN-Nr.	
Seiten:	293
Maße:	106 × 178 × 23 mm
Gewicht:	154 g
Material:	Papier
Farbe:	rot
gewonnen:	Alligator Lounge 600 Metropolitan Ave Brooklyn, NY 11211 USA 40° 42' 50,2" N 73° 56' 56,1" W
Datum:	11. November 2013
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 254

rikanerinnen, Cousinen, von denen ich die ältere noch von meiner ersten Reise in die USA kannte; einem Amerikaner, dem Freund der jüngeren Cousine, der Friseur war und der älteren Cousine noch am selben Tag die Haare geschnitten hatte; zwei deutschen Kommilitoninnen von mir und mir selbst. Unser Teamname war *Hipster Hitler*.

Meine Reisetasche

Name:	Double Deck Wheelie Sub
Marke:	Burton
Größe:	ca. 120 l
Maße:	95 × 37 × 40 cm
Gewicht:	6,8 kg (leer)
Material:	63 % Polyethylen-Schaum 25 % Polyethylen-Platte 5 % Polypropylen-Gewebe 5 % Ethylenvinylacetat-Schaum 2 % Zeltplane
Farbe:	rot, schwarz
bestellt nach:	4101 N Greenview IL 60613 Chicago USA 41° 57' 22,7" N 87° 40' 02,1" W
Datum:	Dezember 2007
bezahlt:	ca. 150 US-Dollar
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 255

Nach meinem Abitur flog ich im Herbst 2007 in die Vereinigten Staaten von Amerika. Als Gepäck hatte ich zwei Rucksäcke bei mir: meinen kleinen braunen *Burton Dayhiker* und einen großen, achtzig Liter fassenden Rucksack von *Vaude*. Damit kam ich auch gut zu-recht, bis es kurz vor Weihnachten an die Heimreise ging. Ich hatte in den knapp neunzig Tagen – länger durfte ich ohne Visum nicht bleiben – viel zu viele Dinge angesammelt, die nun unmöglich alle in meine beiden Rucksäcke passten. Es half nichts. Ich musste mir einen zweiten Koffer besorgen. Im Internet bestellte ich mir, an die Adresse in Chicago, wo ich zu dieser Zeit wohnte, meine rot-schwarz-karierte Reisetasche. Es ist die größte Reisetasche von Burton, die damals zu haben war. Sie fasst etwa 120 Liter, was, für meine damaligen Bedürf-nisse genügte. Eigentlich sind es zwei Taschen, die durch einen langen Reißverschluss in der Mitte verbunden sind. So kann ich am Flugha-fen aus einer Tasche, die über der zulässigen Gewichtsgrenze liegt, zwei Taschen machen, die jeweils darunter liegen. Eine intelligente Lösung eines häufigen Problems. Meine Reisetasche besitzt fünf Fä-cher und misst mit eingefahrenem Griff 95 mal 37 mal 40 Zentimeter. Ganz hinten auf ihrer Unterseite sind zwei Skateboardrollen ange-bracht. Im Gegensatz zu den meisten anderen Taschen und Koffern mit Rollen sind meine hochwertig, breit und relativ weich, und so schleiche ich leise und ohne den Eindruck von Hektik erklingen zu lassen über Fliesenfugen und rauen Teer, während meine Mitreisen-den mit ihren Koffern und Taschen einen Höllenlärm verursachen.

Mein Flug war einer der letzten, die Chicago vor den Weihnachts-tagen verlassen durfte, denn es tobte ein dunkler Schneesturm über der Stadt. Eigentlich hätte ich mit *British Airways* über London nach München fliegen sollen, aber durch das immer größer werdende Durcheinander am Flughafen von Chicago flog ich schließlich mit *Air France* über Paris. Meine natürlich bereits aufgegebene neue Rei-setasche flog – ich kann nicht sagen wie und warum – ohne mich nach Europa. Sie wurde einige Tage später, es war bereits nach Weihnach-ten, mit dem Taxi vom Münchner Flughafen zu mir nach Hause an den Bodensee gefahren.

Inzwischen war sie ein weiteres Mal in den USA: Sechs Jahre später war ich mit ihr in New York. In diesen sechs Jahren war meine Reise-tasche aber auch ohne mich gereist: Eine Freundin hatte sie mit nach China genommen und eine weitere mit nach Südafrika. Und als ich einen Sommer lang in Berlin gelebt hatte, war sie dort mein Schrank für all meine Dinge gewesen.

Meine rot-schwarz-karierte Reisetasche von Burton ist eines der zuverlässigsten Dinge, die ich besitze. Sie ist in einem solch hohen Maß durchdacht, dass ich mir keine andere wünsche. Selbst nach sie-ben Jahren und auch einer Reise auf den staubigen Straßen Indiens weist sie nur wenige Gebrauchsspuren auf. Lediglich an einigen Kan-ten ist ihr Stoffbezug etwas abgescheuert, und vorn, an einer Hal-

teschlaufe, ist ein schwarzer Faden locker. Hinter dieser Schlaufe, in einem engen Einschubfach, schaut ein Metallring hervor. Bis heute frage ich mich manchmal, wozu er gut ist. Ich hatte bisher noch nie Verwendung für ihn. Um nicht zu vergessen, wo meine Reisetasche schon überall gewesen ist, habe ich alle Länder, in denen sie bereits war, mit rotem Filzstift auf jeweils eines der roten Karos geschrieben. Das ist unauffällig aber leserlich. Ein großes Rätsel hat mir meine Reisetasche allerdings nach ihrer ersten Reise gestellt, und bis heute habe ich es nicht lüften können. Nach meiner Rückkehr aus Chicago lagen ganz unten in meiner Reisetasche, eingewickelt in ein Stück Papier, auf dem eine Nummer steht, mit der ich nichts anfangen kann, zwei kleine Schlüssel. Solche, wie man sie für ein kleines Schloss oder ein Schließfach verwendet. Sie liegen noch heute in meinem Zimmer in meinem Elternhaus, und hin und wieder denke ich an sie. Irgendwann werde ich mich daran machen, ihr Geheimnis zu lüften. Vielleicht sind sie die Schlüssel zu einer neuen Reise.

Mein Plakat von Keira Knightley

Name:	—
Marke:	—
Maße:	594 × 841 mm
Gewicht:	65 g
Material:	Papier, Druckfarbe
Farbe:	schwarz, weiß, grau
mitgenommen:	Rotonda della Besana Via Enrico Besana 12 20100 Mailand Italien 45° 27' 35,1" N 9° 12' 18,7" E
Datum:	April 2013
bezahlt:	gratis
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 256

Neben meinem Arbeitsplatz in der Universität steht ein Plakat, auf dem die britische Schauspielerin Keira Knightley abgebildet ist. Im Jahr 2012, als Keira siebenundzwanzig Jahre alt war, fotografierte der deutsche Modeschöpfer und Fotograf Karl Lagerfeld sie und über einhundert weitere Personen, die allesamt eine schwarze Strickjacke des Modeunternehmens Chanel trugen. Daraus entstand ein großer Bildband – den ich mir wegen seines Preises von etwa neunzig Euro bisher weder in Mailand noch in New York und auch nicht in Basel gekauft habe – sowie eine Ausstellung der Fotografien. Im April 2013 hatte ich in Mailand diese Ausstellung besucht, die den Namen *The Little Black Jacket* trug. Sie fand im *Rotonda della Besana* in der Via Enrico Besana Nummer 12 statt, einem ehemaligem Friedhof aus dem achtzehnten Jahrhundert, wo nun Veranstaltungen aller Art abgehalten werden. Über eine längere Zeit war diese Ausstellung auf der ganzen Welt zu sehen: Tokio, Taipeh, New York, Hongkong, London, Moskau, Sydney, Paris, Berlin, Seoul, Mailand, Dubai, Peking, Schanghai, São Paulo und Singapur.

Die Fotografien waren meist auf schweres, grobes Büttenpapier gedruckt, dessen Ränder nicht beschnitten waren. Ich weiß noch, wie mich die Tiefe des Schwarz auf ihnen beeindruckt hat. Unter den vielen bekannten Personen, die Lagerfeld für diese Serie fotografiert hat, befindet sich auch Keira Knightley. Sie trägt allerdings keine schwarze, sondern eine weiße Strickjacke über einem aufwändigen weißen Kleid. Dieses Kleid ist über und über mit floralen Verzierungen und Federn bestickt und reicht bis zum Boden. Dort ist Keiras rechter Fuß zu sehen. Sie trägt einen dünnen, eng anliegenden Stiefel, der ihren Zehen vorn eine Öffnung bietet. Hinter ihrem Rücken steigen große, halbtransparente Schleier empor, die sich bis in die oberen beiden Ecken des DIN A1-Plakats erstrecken und ihr eine engelhafte Gestalt verleihen, zu der auch ihre Pose beiträgt. Keira steht breitbeinig vor mir und blickt mich mit dunklen Augen durchdringend an. Ihre Arme liegen dabei seitlich an ihrem Körper. Ihre Wangenknochen sind deutlich zu sehen, und ihr Mund ist leicht geöffnet. Es ist ein Schwarzweißdruck, und zwei gutaussehende Herren in perfekt sitzenden schwarzen Anzügen rollten hunderte von Exemplaren dieses Plakats zusammen und übergaben sie Ausstellungsbesuchern wie mir, die bereit waren, die Viertelstunde zu warten, die es dauerte, bis man an der Reihe war. Es gab drei oder vier verschiedene Plakate, von denen ich das mit Keira am schönsten fand. Mit einem einfachen Gummiring zusammengehalten und in einem Schlauch aus dünner transparenter Kunststofffolie trug ich es nach Hause. Nun lehnt es, im gleichen Rahmen aus hellem Holz und Glas wie das Papier aus meinem Setzkasten, an der Wand neben meinem Schreibtisch. Ich habe mein Plakat von Keira Knightley immer sehr vorsichtig behandelt, da sich jeder Besucher nur ein einziges Exemplar nehmen durfte, und so liegt es nahezu unversehrt, leicht gewellt, hinter dem Glas

des Rahmens. Nur die linke untere Ecke meines Plakats ist für einen Bruchteil eines Millimeters gestoßen, und ich kann etwas von dem weißen Papier erkennen, auf das das Plakat gedruckt ist. Doch das tut der Schönheit der Abbildung keinen Abbruch.

Meine Bücher

»Zen And The Art Of Motorcycle Maintenance – An Inquiry Into Values« und

»Lila – An Inquiry Into Morals«

Den Titel *Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten* hatte ich, ich glaube durch meinem Vater, schon seit meinen Teenagerjahren im Kopf. Als ich mit der Schule fertig war, formte sich langsam der Plan in mir, dieses Buch irgendwann einmal zu lesen. Es sollte weitere fünf Jahre dauern, bis es so weit war, denn irgendwie ahnte ich, dass sich dieser Text nicht einfach mal so nebenbei liest. Ich wollte ihm den gebührenden Respekt zollen und mein Leben für eine kurze Zeit auf dieses Buch ausrichten. Noch als ich in den letzten Zügen meiner Bachelorthesis steckte, bestellte ich mir die englische Taschenbuchausgabe, denn ich wollte keine Übersetzung. Es ist eine billigst produzierte Ausgabe, gedruckt in den Vereinigten Staaten von Amerika, mit gräulichem, Recyclingpapier und dem entsprechenden Geruch. Mein Exemplar dieses Buches ist darüber hinaus abgewetzt und mitgenommen. Mitgenommen auch deshalb, weil ich es in Deutschland, in London, in Kuala Lumpur in Malaysia und in Neuseeland gelesen habe. Dies habe ich auch auf dem dritten Blatt mit schwarzem Kugelschreiber vermerkt. Der hellblau bedruckte Buchdeckel ist rundherum aufgestoßen, und das Grau seines Papiers tritt zum Vorschein. An ein paar Stellen ist er auch eingerissen, wobei sich mein Buch deswegen noch lange nicht in einem schlechten Zustand befindet. Vielmehr sieht man ihm einfach unsere Reise an. Und auch das *Time Magazine* meint auf dem Buchrücken:

" An
unforgettable trip."

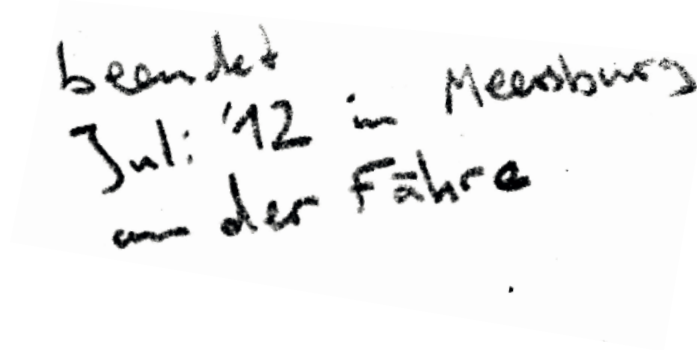
Als ich schließlich an einem kühlen März morgen in Neuseeland saß und die letzten Sätze von *Zen And The Art Of Motorcycle Maintenance* las, hatte dieses Buch, dieser 10,6 mal 17,2 mal 3,3 Zentimeter messende Block Papier, den ich gerade in meinen Händen hielt und den ich mit mir um die halbe Welt getragen habe, mein Leben verändert.

Als ich wieder daheim in Deutschland war und herausfand, dass Robert M. Pirsig 1991, siebzehn Jahre nach *Zen And The Art Of Motorcycle Maintenance*, ein zweites Buch veröffentlicht hatte, kaufte ich mir auch dieses umgehend. Ebenfalls als englischsprachige Taschenbuchausgabe. Es ist zwar keine Fortsetzung von *Zen*, aber knüpft thematisch durchaus daran.

Mein Exemplar von *Lila* ist 3 Millimeter höher und etwa 0,5 Millimeter breiter als mein Exemplar von *Zen*. Auch ist sein Umschlagpapier etwas dicker und türkis bedruckt. Die Ränder seines Umschlags sind etwas weniger abgenutzt als die meines *Zen*, aber auch seine Ecken sind abgestoßen, und unten, unter dem Q von *INQUIRY*, befindet sich eine Delle, als ob es einmal einen Schlag abbekommen hat oder an dieser Stelle längere Zeit gegen einen schmalen, festen Gegenstand gedrückt wurde. Irgendwann wird mir so etwas wohl mit ihm

Titel:	Zen And The Art Of Motorcycle Maintenance – An Inquiry Into Values/ Lila – An Inquiry Into Morals
Autor:	Robert M. Pirsig
Verlag:	Zen: Harper Torch, New York Lila: Bantam Books, New York
Jahr:	Zen: 1978 (1974) Lila: 1992 (1991)
ISBN-Nr.:	Zen: 979-0-06-058946-2 Lila: 0-553-29961-1
Seiten:	Zen: 540 Lila: 468
Maße:	Zen: 110 × 171 × 37 mm Lila: 108 × 174 × 37 mm
Gewicht:	Zen: 265 g Lila: 240 g
Material:	Papier
Farbe (Umschlag):	Zen: hellblau Lila: türkis
bestellt nach:	Fliederstraße 15 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 57,5" N 9° 42' 47,3" E
Datum:	Zen: Januar 2012 Lila: Sommer 2012
bezahlt:	je ca. 10 Euro
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 257

passiert sein. Ich habe es verschlungen – kein anderer mir bekannter Text bereitet seinen Leser über vierhundert Seiten lang dermaßen auf seinen Schlusssatz vor –, und auch dieses Buch hat mein Denken und damit mein Leben stark beeinflusst. Auf dem ersten Blatt habe ich oben mit Bleistift vermerkt:



beendet
Jul: '12 in Meersburg
an der Fähr

Wenn in einigen Monaten dieser Text, zusammen mit den neunundneunzig anderen, tatsächlich veröffentlicht und als meine Masterthesis anerkannt worden sein wird, werde ich wohl wieder für eine Zeit reisen gehen. Ich werde meine beiden Bücher von Robert Pirsig mit in meinen Rucksack stopfen, oben, in das Fach, an das ich schnell und bequem herankomme. Denn *Zen* und *Lila* habe ich bisher erst einmal gelesen und das erachte ich als deutlich zu wenig.

Meine Büroklammer

Name:	—
Marke:	—
Maße:	32 × 11 × 1 mm
Gewicht:	1 g
Material:	Metall
Farbe:	silber
Gefunden:	Rittergasse/ St. Alban-Graben 4051 Basel Schweiz 47° 33' 17,3" N 7° 35' 40,0" E
Datum:	2013
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 258

Auch wenn ich sie nicht häufig gebrauche, bin ich natürlich ein großer Freund der Büroklammern. Ich besitze sie meist eher zufällig – ich kann mich nicht daran erinnern, jemals selbst Büroklammern gekauft zu haben – und verwende sie nur, wenn sie sich mir anbieten. Meine Büroklammer, die ich in letzter Zeit oft verwende, ist eine gewöhnliche Büroklammer, weder besonders klein noch besonders groß. Sie misst 3,2 Zentimeter in der Länge und ist 1,1 Zentimeter breit. Eigentlich ist eine solche Büroklammer ein 13,5 Zentimeter langes Stück silberfarbenen Stahldrahts mit einem Durchmesser von 1 Millimeter. Dieses Stück Draht ist jedoch an acht Stellen derart gebogen, dass ein kleineres Rechteck in einem größeren Rechteck zu liegen kommt – eine eckige Spirale. Auf derselben Seite besitzen diese beiden Rechtecke jeweils eine Spitze wie ein Giebedach. Diese beiden Spitzen erleichtern es, Papiere zwischen diese beiden Drahtformen zu schieben. Die Spannung des Stahls drückt dann von beiden Seiten gegen die dazwischen befindlichen Papiere. Auf diese Weise klammert sich die Büroklammer an die Dinge.

Ich habe meine Büroklammer vor wenigen Tagen in Basel in der Schweiz auf der Straße gefunden. Eingesteckt habe ich sie, weil ich einen meiner Dozenten einmal gefragt hatte, warum die Büroklammer, die er gerade benutzte, rostig war, und er antwortete, dass er keine Büroklammer auf dem Boden liegen lässt, wenn er ihr über den Weg läuft. Dort, wo die Straße von der Wettsteinbrücke hinauf zum Münster führt, lag meine Büroklammer und glänzte in der Sonne. Es war kein regnerischer Tag, und so ist sie an keiner Stelle rostig. Jemand musste sie eben erst verloren oder weggeworfen haben. Gerade gebrauche ich sie als Lesezeichen. Sie steckt oben rechts auf der Seite 301 meines Exemplars von Ohan Pamuks Roman *Das Museum der Unschuld* und berührt auf dieser Seite folgende Wörter:

Verdruss, Als, Saudiye, still, sehnte, mein, allenfalls, als, Strafmaßnahme

Ihre beiden Enden sind – wahrscheinlich durch das Abtrennen dieses bestimmten Stücks Draht, aus dem meine Büroklammer besteht – leicht zusammengedrückt und weisen kleine Grate auf. Der Querschnitt des Drahtes ist an den beiden Enden meiner Klammer also kein Kreis. Das äußerste gerade Stück meiner Büroklammer läuft nicht ganz parallel zu den übrigen drei längeren geraden Stücken. Es steht in einem kleinen Winkel nach außen, so dass es das neben ihm gelegene gerade Stück nicht berührt. Die beiden anderen längeren geraden Stücke berühren sich. Wenn ich *Das Museum der Unschuld* zuschlage, so sehe ich von oben, wie sich das Blatt, auf dem sich vorn die Seite 301 befindet, durch meine Büroklammer schlängelt. Auf der Rückseite dieses Blattes, der Seite 302, berührt meine Klammer momentan folgende Wörter:

Ich weiß noch nicht, was mit meiner Büroklammer geschehen wird, nachdem ich *Das Museum der Unschuld* gelesen habe. Vielleicht werde ich sie einfach darin stecken lassen. Wahrscheinlich aber werde ich sie von dem Blatt abziehen, auf dem sie dann klemmt, und sie in das kleine Fach legen, das sich hinten in meinem Notizbuch befindet. Denn dort verwahre ich noch andere Büroklammern, die den Weg zu mir finden. Allesamt sind sie Fundstücke, und keine zwei gleichen sich. Eine zum Beispiel ist mit weißem Kunststoff überzogen. Eine andere ist deutlich aufgebogen. Mit ihr öffne ich gelegentlich den Verschluss meines Handy, um darin eine andere Simkarte einzulegen. Anschließend biege ich diese Büroklammer wieder zusammen und lege sie zurück in das Fach meines Notizbuchs. Ganz so gut klammert eine solche einmal aufgebogene Büroklammer allerdings nicht mehr, weshalb ich mich bemühe, immer dieselbe für diese Funktion zu gebrauchen. Meine Büroklammer, die mir momentan noch als Lesezeichen dient, werde ich wohl auch weiter dafür verwenden, Papiere zusammenzuhalten oder ein Blatt in einem Buch zu markieren. Dem Drang, sie zu verbiegen, werde ich widerstehen, damit sie auch weiter so gut klammert wie sie es gerade tut.

Mein Holzwürfel

Für eine Projektaufgabe in meinem ersten Studium habe ich vor einigen Jahren einen Holzwürfel gebaut. Das Projekt hieß *Held des Alltags*, und die Aufgabe bestand – vereinfacht dargestellt – darin, irgendetwas zu irgendetwas anderem zu machen. Mein *Held* war *Die ruhige Minute*, und ich fertigte den Würfel als einen Gegenstand, der jedem, der sich mit ihm auseinandersetzt, diese ruhige Minute beschert. Er ist komplett aus zwei Millimeter dickem Balsaholz gefertigt und misst 10 mal 10 mal 10 Zentimeter. In seiner Mitte – also auf einer Höhe von 5 Zentimetern – ist er geteilt und nur auf einer der vier Seiten, durch die diese Teilung schneidet, mit einem Scharnier aus dünnem Pauspapier verbunden. Um dieses Scharnier lässt sich mein Würfel aufklappen. In den beiden offenen Hälften des Würfels befindet sich jeweils ein weiteres Balsabrett, als deren Deckel. Auf ihren einander zugewandten Seiten besitzen sie jeweils eine Einbuchtung von etwa 7 Millimeter Tiefe, die dazu dient, die beiden Deckel mit jeweils einem Finger greifen und öffnen zu können. Auch sie sind mit einem Papierscharnier angeschlagen und lassen sich nach außen hin aufklappen. Unter ihnen befindet sich in beiden Würfelhälften ein 5 Millimeter tiefer Raum. Ihre Böden bilden wieder zwei Balsabretter. Der verbleibende Raum darunter – je Würfelhälfte 9,6 mal 9,6 mal 4,1 Zentimeter – bleibt für immer unerreichbar. Zugänglich wäre er nur durch die Zerstörung des Würfels, denn alle Verbindungen sind verleimt. In der linken Würfelhälfte liegt auf dem Boden ein weißes Papier. Es füllt die Bodenfläche komplett aus, und auf ihm steht, in schwarzer Schrift:

Whittard of Chelsea
Jasmine Tea
(eine horizontale Linie)
3–5 Minuten aufbrühen

Darauf liegt ein rechteckiger Teebeutel mit diesem Tee. In der linken Würfelhälfte liegt eine kleine Broschüre. Sie ist genauso groß, wie die Bodenfläche des Würfels und beinhaltet die Dokumentation dieses Projekts. Wenn ich die beiden Deckel der Würfelhälften wieder zu-klappe, kommt das etwas dunklere Holz des linken Brettchens zum Vorschein. Links außen, genau neben dem unteren Papierband, das als Scharnier dient, befindet sich die dunkelste Stelle. Kleine Kerben sind an diesen Deckeln ebenfalls zu erkennen. Sie stammen wohl von den Fingernägeln, die sie emporziehen wollten. Balsa ist ein sehr leichtes, aber auch ein sehr weiches Holz, das im Flugzeugmodellbau eine wichtige Rolle spielt und mir daher bekannt ist. Das Modellbauunternehmen Graupner aus Kirchheim unter Teck, von dem ich den größten Teil meines Balsaholzes bezog, betreibt eigene Balsaholzplantagen in Ecuador, und immer, wenn ich an dieses Holz denke, habe ich das Foto von Hans Graupner, dem Sohn des Firmengründers, vor Augen, das ihn auf einer dieser Plantagen zeigt und das in

Name:	—
Designer:	Simon Felix Tarantik
gebaut von:	Simon Felix Tarantik
Maße:	104 × 104 × 100 mm
Gewicht:	40 g
Material:	Balsaholz, Papier
Farbe:	hellbraun
gebaut:	Fliederstraße 15 88147 Achberg Deutschland 47° 36′ 57,5″ N 9° 42′ 47,3″ E
Datum:	Frühling 2009
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 259

einem Katalog des Unternehmens enthalten war, der einige Jahre lang wohl das von mir meistgelesene Buch gewesen ist.

Die sechs Seiten meines Holzwürfels sind ineinander verzahnt, und alle Kanten habe ich verschliffen. So ist er für seine Filigranheit relativ stabil. Das Geräusch, das entsteht, wenn ich ihn absetze, zeugt von dieser Eigenschaft. Vor allem aber liebe ich das Geräusch, das entsteht, wenn ich mit meinen Fingern über seine Seiten streiche. Es ist eine Mischung aus Wald- und Meeresrauschen, das tief aus dem Innern des Würfels zu kommen scheint. Es ergänzt die samtige Weichheit des Holzes auf eine Art und Weise, die ich immer wieder gern bemerke. Ein weiterer wichtiger Bestandteil meines Holzwürfels ist seine Hülle, die ich ebenfalls aus zwei Millimeter dickem Balsaholz gefertigt habe. Vier Brettchen sind – auf dieselbe Weise verzahnt wie die Seiten des Würfels – so verbunden, dass sie vier Seiten meines Würfels umfassen. Ich kann ihn von oben oder von unten in diesen viereckigen Rahmen schieben und bin jedesmal aufs Neue überrascht von der Präzision, die mir damals geglückt ist. Dieser Ring umschließt meinen Würfel auf eine Art, die hohe Konzentration und große Bedachtsamkeit erfordert, um ihn daraus zu befreien. Sich mit ihm auseinanderzusetzen ist daher nur in einer ruhigen Minute möglich.

Mein Stuhl

Name:	Freischwinger
Marke:	—
Maße:	550 × 600 × 805 mm
Gewicht:	7,7 kg
Material:	Metall, Leder, Kunststoff
Farbe:	schwarz, chrom
Datum:	ca. 2011
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 260

Mein Stuhl – ein Freischwinger –, den ich vor meinem Schreibtisch stehen habe, ist wohl weder eine Konstruktion von Mart Stam noch von Mies van der Rohe, sondern irgendein günstiges Replikat. Ich habe zwei solcher Stühle bei einer Praxisauflösung, bei der ich geholfen hatte, nicht mehr gebrauchte Möbel zu verladen, von meinem Vater geschenkt bekommen. Einen dieser beiden Stühle habe ich vor meinen Schreibtisch gestellt, und auch jetzt sitze ich auf ihm. Sein Gestell ist aus silberfarbenen glänzendem Stahlrohr, und seine Sitzfläche, seine Lehne und seine Armstützen sind aus schwarzem Leder. Ich gehe davon aus, dass es echtes Leder ist. Die vier Abschlüsse der beiden Rohre, die die Sitzfläche meines Stuhls tragen, sind türkis, wobei die Farbe an den oberen Abschlüssen etwa zur Hälfte und an den unteren Abschlüssen fast zur Gänze abgescheuert ist. Ich bezweifle, dass diese Farbe vom Hersteller aufgebracht wurde, denn in Kombination mit dem glänzenden Metall und dem schwarzen Leder wirkt dieses Türkis nach meinem Empfinden eher fehl am Platz. Die Höhe der Armlehnen meines Stuhls ist mit 62,5 Zentimetern höher als die Unterkante meines Schreibtisches mit 60,4 Zentimetern. Daher kann ich meinen Stuhl nur bis zum Beginn seiner Armlehnen an meinen Tisch heranrücken und ihn schon gar nicht unter ihn schieben – was mich durchaus stört. Am weitesten steht die Sitzfläche meines Stuhls vor, und so besitzt das rechte vordere Tischbein meines Schreibtisches auf der Innenseite dort eine kleine Kerbe, wo das Ende der Sitzfläche gegen es stößt, wenn ich ihn und mich so nah wie möglich an meinen Schreibtisch rücke. So sitze ich dann trotzdem noch recht weit weg von meinem Schreibtisch. Auch jetzt gerade liege ich eher in meinem Stuhl, als aufrecht in ihm zu sitzen. Das leichte Federn seiner Sitzfläche und Rückenlehne macht diese Haltung noch bequemer. Denn bequem ist er, mein Freischwinger. Im Gegensatz zu den unendlich vielen anderen Stühlen, die unnötigerweise die Welt bevölkern. Der Stuhl ist für mich eine Bestätigung dafür, dass es vielen Menschen, die neue Dinge schaffen, nicht darum geht, die Dinge verbessern zu wollen, denn selten sind diese neuen Stühle besser als die, die es schon gibt. Das macht den Stuhl oft eher zu einem Objekt der Mode als zu einem Gebrauchsgegenstand, was ich bedauere.

Auf der Unterseite des Gestells meines Stuhls befinden sich vier kleine Gleitelemente aus transparentem Kunststoff, damit nicht das Stahlrohr direkt auf dem Boden aufliegt. In meinem Zimmer ist das ein heller Holzboden. Links und rechts auf der Unterseite des Gestellrohrs befindet sich jeweils dieselbe eingestanzte Nummer:

A 10 87

Die vier Lederstücke – Sitzfläche, Lehne und zwei Armlehnen – sind mit einem dicken schwarzen Faden in 5-Millimeter-Stichen vernäht. Die Unterseite der Sitzfläche, dort, wo sich auch die zwei für diese Stuhlkonstruktion statisch so wichtigen Metallbögen befinden,

ist dreckig und leicht abgewetzt. Alle Stöße und Kratzer an meinem Freischwinger sind aber völlig normale Gebrauchsspuren, und somit ist mein Stuhl in einem recht guten Zustand. Ich sitze gern auf ihm, auch wenn das Ein- und Aussteigen unter meinen Schreibtisch in meinem kleinen Zimmer jedes Mal ein Moment ist, in dem ich die Umständlichkeit verfluche, zu der ich mich von meinem Stuhl hinreißen lasse.

Meine ägyptische Statue

Wie in jedem Haushalt meiner Freunde, die mit mir auf dieselbe Schule gingen, steht auch in meinem Elternhaus eine *ägyptische Statue*. Sie ist aus hellbraunem, fast gelblichem, wohl am ehesten mit »ockerfarben« zu beschreibendem Ton, steht auf einem rechteckigen Sockel und misst inklusive diesem 46 Zentimeter in der Höhe. In einer der mittleren Klassen haben alle Schüler im Unterricht eine solche ägyptische Statue gemacht. Das ist inzwischen etwa zwölf Jahre her, aber meine ägyptische Statue und die ähnlichen Exemplare, die meine Freunde gemacht haben, dienen uns noch immer als Erkennungszeichen dafür, dass wir alle auf dieselbe Schule gegangen sind. Sie stehen in unseren Elternhäusern als stille Wächter unserer gemeinsamen Schulzeit. Meine Statue wiegt 5 Kilogramm und stellt eine ägyptische Frau dar. Sie ist schlank und besitzt eine volle Haarpracht, die sich ihr bis auf das Schlüsselbein legt. Dazu trägt sie ein eng anliegendes, bodenlanges Kleid ohne Verzierungen. Ihr rechter Arm hängt gerade an ihrer Seite hinab, und unter ihrer Hüfte bildet ihre rechte Hand eine Faust. Darin befindet sich ein Loch von etwa 2 Millimetern Durchmesser. Parallel zu ihrer Blickachse könnte ich etwa ein Räucherstäbchen dort hineinstecken, aber ich bezweifle stark, dass ich dieses Loch in ihrer rechten Faust dafür angebracht habe. Wahrscheinlich war es einfach auf den Abbildungen verschiedener »echter« ägyptischer Statuen zu erkennen, die uns als Vorlagen für unsere Statuen dienten. Der linke Arm meiner ägyptischen Schönheit ist angewinkelt, so, dass ihre linke Hand auf ihrem Brustbein zu liegen kommt. Mit ebendieser Hand hält sie eine Art Stab, der eine lange Einkerbung in der Mitte besitzt und an den Seiten leicht verziert ist. Auch ihn habe ich wohl einfach der Vorlage nachempfunden. Ich habe auch versucht, den Faltenwurf ihres Kleides darzustellen. Auf der Innenseite ihres linken Arms habe ich dazu neun Linien angebracht, die Falten darstellen sollen. Schuhe trägt meine Statue keine, und so sind die zehn zugegebenermaßen zu spitzen Zehen gut zu erkennen. Dabei hat sie ihr linkes Bein leicht vorangestellt; ihren Rücken trägt sie dabei aber kerzengerade. Es ist also etwas länger als ihr rechtes Bein. Um ihren Hals habe ich vier Kreisebögen eingekerbt, um Halsketten darzustellen. Zusätzlich trägt meine ägyptische Statue an einem grünen Faden eine runde Scheibe aus Kunststoff als Schmuck, auf der eine bunte Blume abgebildet ist. Meine Mutter muss sie ihr irgendwann umgehängt haben. Seit einigen Jahren steht meine ägyptische Statue nämlich auf der Kommode im Wohnzimmer meiner Mutter, zwischen ihrem CD-Spieler und einem Stapel Bücher. Von dort blickt sie stur in unseren Garten und lässt sich durch nichts beirren.

Name:	—
gebaut von:	Simon Felix Tarantik
Maße:	105 × 465 × 165 mm
Gewicht:	4879 g
Material:	Ton
Farbe:	gelbbraun
gebaut:	Freie Waldorfschule Wangen e.V. Rudolf-Steiner-Straße 4 88239 Wangen im Allgäu Deutschland 47° 40' 46,3" N 9° 49' 22,9" E
Datum:	ca. 2002
bezahlt:	ca. 10 Euro
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 261

Meine Jacke

Ich ging davon aus, dass es im Frühling 2010, als ich nach Berlin zog, warm sein würde. Ich packte demnach keine Winterjacke in meine karierte Reisetasche und fror in der nun folgenden Zeit in der verregneten und kalten Hauptstadt so vor mich hin. Nach wenigen Tagen des Trotzes gab ich auf und machte mich auf die Suche nach einer Jacke, die mich vor der feuchten Kälte schützen sollte. Ich ging die Karl-Liebknecht-Straße hinunter, bis ich vor dem Skateboardgeschäft Titus stand. Dort, in der Hausnummer 9, wurde ich fündig. Für 60 Euro kaufte ich mir eine schwarze Jacke aus festem Stoff. Sie ist von *Volcom* und heißt *Oxford PLS Jacket*. Ich habe sie mir in Größe L gekauft, und sie passt mir sehr gut. Auf einem Einnäher unten in der Jacke steht, neben dem Namen der Jacke, noch die Adresse von Volcom:

VOLCOM INTL
IBELWEG 18
6300 ZUG
SWITZERLAND

Und darunter:

#A1511052

und auf einem anderen Einnäher direkt daneben:

MADE IN CHINA

Technisch ist meine Oxford-Jacke keine Besonderheit. Mir passt ihr Schnitt lediglich sehr gut, und sie ist sehr schlicht. Ihr äußerer anthrazitfarbener Stoff ist nur mit sehr dezenten orthogonalen grauen Streifen verziert, was, wenn es etwas dunkler ist, kaum auffällt. Vorn kann ich meine Jacke mittels eines Reißverschlusses von *YKK* nach unten öffnen und nach oben schließen. Fast bis zu meinem Kinn. Über dem oberen Ende des Reißverschlusses besitzt sie einen etwa 6 Zentimeter hohen Kragen, den ich vorn mittels zweier Knöpfe aus schwarzem Kunststoff schließen kann. Manchmal, wenn es kalt ist und ich keinen Schal trage, tue ich das. Unten am Bund besitzt meine Jacke ein 10 Zentimeter hohes Stück aus weicherem Stoff, das sich um meine Hüften legt. Weiter besitzt sie drei Taschen: zwei vorn, an den Stellen, an denen ich meine Hände auf meinen Bauch legen würde, und eine Innentasche auf der linken Seite, kurz hinter dem Reißverschluss. Die Innentasche ist mittig mit einem Druckknopf verschließbar, auf dessen Unterseite sechs fünfstrahlige Sterne eingraviert sind. Seit ich diese Jacke besitze, bewahre ich in dieser Tasche die kleine Tüte aus transparentem Kunststoff auf, in der sich ein schwarzer Ersatzknopf für den Kragen befindet. Hinten, auf der rechten Schulter, befindet sich ein kleiner 30 mal 8 Millimeter großer Aufnäher. Darauf ist in Weiß erst das Zeichen von Volcom und dann der Schriftzug »Volcom« eingestickt. Außen besitzt meine Oxford-Jacke ansonsten keine weiteren Verzierungen.

Name:	Oxford PLS Jacket
Marke:	Volcom
Größe:	large
Maße:	1540 × 780 × 75 mm
Gewicht:	717 g
Material:	Stoff, Metall
Farbe:	schwarz, bunt
gekauft:	Titus
	Karl-Liebknecht-Straße 9
	10178 Berlin
	Deutschland
	52° 31' 15,6" N
	13° 24' 21,7" E
Datum:	April 2010
bezahlt:	ca. 60 Euro
Bedeutung:	Ding der Idce
Abbildung:	Seite 262

Aber innen! Ihr gesamtes Innenfutter ist mit einer grellbunten Fotocollage bedruckt – einem regelrechten Wimmelbild. Lila Monsterhände halten darauf eine von Blitzen durchzuckte Kristallkugel; ein Hund mit Latzhose und rotem T-Shirt präsentiert eine Erdschale, in der drei Edelweiß wachsen; die Beine einer Dame, die in einer engen, schwarz-gelb-karierten Hose stecken; eine andere Frau, die einen riesigen Totenschädel als Kopf trägt, dessen Augen zwei junge Kinderköpfe sind, und die sich zwei Zapfhähne einer Tankstelle an die Ohren hält; tropische Vögel mit Armen oder Tierschädeln mit langen Hörnern; zwei Eisbären, die zwei Frauenhänden die Daumen abbeißen; zwei Frikadellen mit Augen und Mündern und einem halben Apfel als Hut.

Wenn ich diese Jacke trage, dann sieht von außen niemand, was sich in ihrem Innern abspielt. Und jedesmal, wenn ich sie mir überstreife und dabei einen Blick auf das bunte Treiben werfe, freue ich mich darüber, dieses psychedelische Chaos von außen unsichtbar an meinem Körper durch die Welt zu tragen. So wie mich der Stoff meiner Jacke vor Kälte und Nässe schützt, schützt mich diese Bilderwelt gewiss vor allerlei Geistern und Dämonen.

Meine Landkarte

Wenn ich mich auf einem Weg von A nach B zurechtfinden will, benutze ich seit einigen Jahren fast nur noch digitale Landkarten wie die der Unternehmen *Google* oder *Apple*. Dennoch habe ich mir erst kürzlich eine Landkarte gekauft. Sie hängt in meinem kleinen Zimmer hochkant an der Tür meines Wandschranks. Sie ist dort Zierde, und ich gebrauche sie nicht, um mich in dem auf ihr abgebildeten Teil der Erde zurechtzufinden. Die Detailliertheit und die in dieser Grafik nahezu nicht vorhandene Willkür habe ich einfach gerne um mich. Meine Landkarte ist eine *Carta nazionale della Svizzera Foglio 1251* im Maßstab 1:25.000 und zeigt das Val Bedretto, ein Tal im Tessin in der Schweiz. Sie besteht aus einem etwas dickeren, inzwischen gelblichen Papier und lässt sich in sieben Faltungen auf das Format 12,9 mal 19 Zentimeter zusammenfallen. Ausgebreitet misst sie 77,8 mal 56,8 Zentimeter. Auf ihrem Deckblatt steht, neben einer verkleinerten und vereinfachten Darstellung der Karte, in brauner Farbe gedruckt:

Servizio topografico federale Wabern-Berna

Ihr ursprünglicher Preis – 3,50 Franken – ist mit einer braunen Fläche überdruckt. Daneben steht in Braun gestempelt:

4,30

Auf der anderen Seite, der eigentlichen Karte, ist das Bedretto-Tal kartiert. Entlang des Flusses Ticino verläuft ein grünes Band quer über die Karte. Darüber und darunter dominieren Beige und Grau, in denen die angrenzenden Bergmassive dargestellt sind. Hellblau sind die Seen und Flüsse eingezeichnet. Schwarze Höhenlinien ziehen sich dabei über die gesamte Karte. Auf meinem Exemplar sind von Hand drei rote Kreuze eingezeichnet. Sie markieren die Hütte *Capana Cristallina*, die *Rotondohütte* und die Hütte *Capana Corno Gries*. Nicht ich habe sie eingezeichnet. Überhaupt bin ich weder jemals in diesem Teil der Schweiz gewesen noch zieht es mich dort hin. Ich genieße es einfach, von Zeit zu Zeit auf dieses wunderbare Beispiel vollendeter Gebrauchsgrafik zu blicken.

Name:	Carta nazionale della Svizzera Foglio 1251
Marke:	Ufficio federale di topografia (swisstopo)
Maße:	778 × 568 mm (aufgefaltet)
Gewicht:	44 g
Material:	Papier
Farbe:	bunt
gekauft:	Brockenstube Auf dem Wolf Auf dem Wolf 30 4052 Basel Schweiz 47° 32' 26,4" N 7° 36' 52,8" E
Datum:	Frühling 2013
bezahlt:	5 Franken
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 263

Mein Gürtel

Ein Gürtel, vom dem ich inzwischen zwei Exemplare besitze, ist mein Ledergürtel von der schwedischen Modekaufhauskette *H & M*. In Konstanz am Bodensee kaufte ich ihn in der Länge 90 Zentimeter, der zweitkürzesten Ausführung der fünf verfügbaren Längen, in denen er zu haben ist, da die kürzeste, 85 Zentimeter, dort nicht mehr vorrätig war. Die kürzeste Version, kaufte ich mir dann ein paar Jahre später in Lindau, auf der anderen Seite des Bodensees. Ich bin sehr schmal und trage den längeren der beiden Gürtel immer auf dem letzten Loch. Bei der kürzeren Variante benutze ich, je nach vorangegangener Mahlzeit, das letzte oder vorletzte Loch. Es ist ein einfacher Gürtel aus braunem Leder. Er besitzt eine rechteckige Metallschließe mit abgerundeten Ecken, einem Dorn und fünf Löcher dafür. Er ist 4 Zentimeter breit, und die 85 Zentimeter lange Version wiegt 188 Gramm.

Als ich den längeren gerade neu hatte, traf ich mich mit einigen Kommilitonen, um nach Italien zu fahren. Ich bekam umgehend ein Kompliment für meinen Gürtel. Sofort und unsinnigerweise entschuldigte ich mich dafür und meinte, er sei ja nichts Besonderes und habe nur 15 Euro gekostet. Um genau zu sein waren es 14,95 Euro, aber ich mag diese kleingeldfordernden Beträge nicht. Nur durch sie hantiere ich mit fast wertlosen Münzen, die meine Geldbeutel so schwer machen, dass sie mir meine Hose in die Knie ziehen, wogegen nur ein guter Gürtel hilft. Es ist merkwürdig, dass ich mich für teure und gute Kleidung eher entschuldige als sie stolz zu präsentieren und dazu zu stehen. Ganz wie bei Lebensmitteln. Selten prahle ich damit, viel Geld für Lebensmittel ausgegeben zu haben. Wobei 15 Euro für meinen Gürtel wirklich nicht viel sind. Zusammen mit meinen anderen Gürteln hängt nun meist der längere in der Tür meines Wand-schranks. Den kürzeren trage ich fast täglich.

Name:	Herren Ledergürtel
Marke:	H & M
Größe:	85 cm/90 cm
Maße:	
85:	1054 × 59 × 20 mm
90:	1070 × 60 × 13 mm
Gewicht:	
85:	188 g
90:	191 g
Material:	Leder, Metall
Farbe:	dunkelbraun
gekauft:	
85:	H & M
	Bodanstraße 1
	78462 Konstanz
	Deutschland
	47° 39' 26,7" N
	9° 10' 35,3" E
90:	H & M
	Kemptner Straße 1
	88131 Lindau
	Deutschland
	47° 33' 14,2" N
	9° 42' 10,3" E
Datum:	2011
bezahlt:	je 14,95 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 264

Mein Milchkännchen

Zu Weihnachten 2009 bekam ich von meiner Mutter ein Teeservice aus weißem Porzellan. Es ist von dem 1887 gegründeten deutschen Unternehmen *Arzberg*, das damit genau 100 Jahre älter ist als ich. Eben habe ich erfahren, dass es 2013 Insolvenz angemeldet hat. Zu dem Service gehört auch mein flaches Milchkännchen. Es ist aus einem Stück geformt und fasst 150 Milliliter. Kugelrund schwingt sich seine bauchige Wand auf und schließt sich dabei auf der Oberseite meines Kännchens fast wieder. Eine runde, 5 Zentimeter durchmessende Öffnung bleibt dabei auf der Oberseite frei. Nach vorn hin öffnet sich diese hin zur schmalen, 1 Zentimeter breiten Tülle, die etwa 2 Zentimeter aus der Kreisform des Kännchens hervortritt. Von oben betrachtet gleicht das Negativ dieser Form einem Tropfen. Ulrike Bögel gestaltete das Teeservice *Teaworld Tunis* 1984 und schrieb dazu:

Die japanische Teephilosophie war Ausgangspunkt zur Form Teaworld. In dem flachen Körper der Kanne drückt sich das Ruhende aus, etwas, was heute viele Menschen auch in Objekten des täglichen Lebens zu finden wünschen.

Flach ist das Milchkännchen dieser Serie wirklich, denn es ist gerade einmal 3,9 Millimeter hoch. Auf der Unterseite, innerhalb des sechs Zentimeter durchmessenden Standrings, steht in grüner Schrift, in einem liegenden Oval:

Arzberg

und darunter:

MADE IN GERMANY

Die Farbe des Porzellans ist kein strahlendes Weiß, jedoch spiegelnd; und Schatten, die auf die Oberfläche meines Milchkännchens fallen, verwandeln es in ein feines Grau. Es ist ein Weiß, das bescheiden hinter das tiefe, unendliche Weiß der Milch zurücktritt. Die 3 Millimeter starke Wand verleiht ihm eine Gediegenheit, die seine Form dennoch in der Eleganz zu halten vermag. Auf dem Boden meines Arzbergkännchens, hinten links, gibt es eine kleine Unebenheit in der Oberfläche, als wäre dort ein kleines Korn unter dem Porzellan. Von Milch bedeckt ist diese jedoch nicht sichtbar. Zu den wenigen Gelegenheiten, bei denen ich Tee mit Milch serviere – ich kann sie bis heute sicherlich an einer Hand abzählen –, nehme ich mein Kännchen von seinem Platz im Küchenschrank und freue mich, dass ich es besitze.

Name:	Milchkännchen, Teaworld Tunis
Marke:	Arzberg
Größe:	125 ml
Maße:	96 × 116 × 39 mm
Gewicht:	125 g
Material:	Porzellan
Farbe:	weiß
bekommen:	Fliederstraße 15 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 57,5" N 9° 42' 47,3" E
Datum:	24. Dezember 2009
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	Ding der Idce
Abbildung:	Seite 265

Meine Dampfgekörbchen

Mein Vater hatte die drei runden Dampfgekörbchen aus Holz selbst vor vielen Jahren geschenkt bekommen, bevor er sie an mich weitergab. Nun gehören sie mir, und ich benutze sie in unregelmäßigen Abständen. Jedes Mal, wenn ich die drei 15 Zentimeter durchmessenden Körbchen auf einen mit Wasser gefüllten Topf setze, um mir darin schonend Gemüse zu garen, fühle ich mich ein wenig wie Tengo aus Haruki Murakamis Roman *1Q84*. Auch er kocht meist für sich allein, tut dies mit großem Bedacht und bereitet stets einfache, gesunde Mahlzeiten zu. Jedes der drei Körbchen ist etwa 6,4 Zentimeter hoch, und seine Wand, die aus fünf umeinandergelegten dünnen Schichten Holz besteht, ist etwa 1 Zentimeter dick. Zusammengehalten werden sie lediglich durch acht kleine Holzdübel, die plan in die Wände eingearbeitet sind. Nur ganz am Ende der äußersten Schicht, die die Außenwand bildet, befindet sich ein Metalledraht, der dieses Ende daran hindert, sich allzuweit nach außen aufzubiegen. Auf dieser Wand steht dann das zweite Körbchen und darauf das dritte, auf dem der Deckel sitzt. Auch er besitzt eine Wand aus fünf Lagen Holz, ist jedoch nur 3 Zentimeter hoch, und die Fläche, die seine Wand einschließt, ist orthogonal verflochten. Nach oben ist diese Decke leicht gewölbt, und so sitzt mein Deckel auf meinem obersten Körbchen wie die Kuppel eines Turms. Das verleiht diesem Körbchenstapel etwas von einem Bauwerk, wofür ich es auch unbedingt halte. Die Böden meiner Körbchen werden durch zwei Streben gestützt und sind mit jeweils zehn Streifen aus Holz ausgelegt, zwischen denen sich breite Lücken befinden, damit der heiße Dampf durch die Etagen emporsteigen kann.

Einmal, vor einigen Jahren, habe ich den Aufwand betrieben, kleine gefüllte Teigtaschen in meinen Körbchen zuzubereiten. Für die relativ geringe Anzahl, die ich als einzelne Person für eine Mahlzeit benötige, erscheint mir die Mühe jedoch zu groß. So blieb es bisher bei diesem einen Mal; und meistens gare ich grob geschnittene Zucchinistücke in meinen Dampfgekörbchen. Fisch, so habe ich gelesen, lasse sich darin ebenfalls wunderbar zubereiten was ich ausprobieren will. Denn auch wenn meine Körbchen und ihr Deckel wohl schon viele Jahre alt sind, hier und da feine Holzfasern absteigen und sich ihr Holz dunkel färbt, werde ich sie wohl noch lange benutzen. Vielleicht schenke ich sie einmal meinem Sohn, wenn er von zu Hause auszieht.

Name:	—
Marke:	—
Maße:	
Deckel:	Ø 150 mm × 45 mm
Körbchen:	Ø 150 mm × 64 mm
Gewicht:	
Deckel:	65 g
Körbchen:	74 g, 86 g, 87 g
Material:	Holz, Metall
Farbe:	hellbraun
bekommen:	Luisenstraße 22 78464 Konstanz Deutschland 47° 40' 17,1" N 9° 11' 06,6" E
Datum:	ca. 2009
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 266

Mein Spätzlehobel

Einmal beschloss ich, mir ein paar grundlegende Rezepte meiner Mutter anzueignen, damit ich, auf mich alleine gestellt, nicht auf gutes Essen verzichten musste. Da die Kässpätzle meiner Mutter im gesamten Bekanntenkreis als herausragend gelten und eines der Gerichte sind, die mich am meisten an daheim erinnern, bat ich sie um einen Spätzlehobel. Prompt schenkte sie mir ihren und besorgte sich selbst einen neuen. Mein Spätzlehobel ist ein 25 Zentimeter langes und 11 Zentimeter breites Blech, mit sechsundneunzig 7 Millimeter großen Löchern. Die Seiten des Blechs sind zweifach rechtwinklig nach innen gebogen. In diesen Führungsschienen schiebe ich den Teigbehälter aus weißem Kunststoff hin und her, der über das gelochte Blech fährt. Die Teigstückchen, die dabei durch die Löcher in kochendes Wasser fallen, sind die Spätzle. Der Teigbehälter ist fast 7 Zentimeter hoch, und seine obere Öffnung misst 8 mal 7 Zentimeter. Nach unten hin verjüngt sie sich der Behälter etwas. Auf der einen Seite steht darauf hochgeprägt:

SONNTAG

und auf der anderen Seite:

D.B.P. Made in W-Germany

Auf der einen Seite des Blechs ist ein runder Griff aus rotem Kunststoff angebracht. Ihn halte ich dabei mit meiner linken Hand, während ich mit meiner rechten den Teigbehälter hin- und herschiebe. Auf der gegenüberliegenden Seite des Blechs befindet sich eine kleine halbrunde Stanzung, die rechtwinklig nach unten gebogen ist. So bildet sie einen Haken, den ich beim Spätzleschaben an den Rand des Topfes, in dem das Wasser kocht und in den ich die Spätzle hinein-hoble, einhake. Inzwischen gelingen mir meine Kässpätzle sogar, so dass nun auch ich – zumindest in meiner Wohngemeinschaft – einen Ruf zu vertreten habe. Ganz so gut wie die von meiner Mutter sind sie aber selbstverständlich nicht.

Name:	—
Marke:	Sonntag
Maße:	325 × 110 × 78 mm
Gewicht:	282 g
Material:	Metall, Kunststoff
Farbe:	silber, weiß, rot
bekommen:	Fliederstraße 15 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 57,5" N 9° 42' 47,3" E
Datum:	Herbst 2012
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 267

Mein Buch
»Verordnung wegen Feuers-Gefahr in der Stadt
vor den Thoren und in den zunächst gelegenen
Gemeinden«

Das älteste Ding, das ich besitze, habe ich mir erst kürzlich gekauft. Es handelt sich um ein kleines Büchlein im Format 9,3 mal 16 mal 0,3 Zentimeter und trägt den wundervollen, auf dem Deckblatt in einer Frakturschrift gesetzten Titel:

Titel:	Verordnung wegen Feuers-Gefahr in der Stadt vor den Thoren und in den zunächst gelegenen Gemeinden.
Herausgeber:	Bürgermeister und Rath des Kantons Basel
Drucker:	Johannes Schweighauser
Jahr:	1817
Seiten:	32
Maße:	93 × 160 × 3 mm
Gewicht:	30 g
Material:	Papier
Farbe:	grau, schwarz
gekauft:	Brockenstube Auf dem Wolf Auf dem Wolf 30 4052 Basel Schweiz 47° 32' 26,4" N 7° 36' 52,8" E
Datum:	Frühling 2013
bezahlt:	5 Franken
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 268

Verordnung
wegen
Feuers-Gefahr in der Stadt
vor den Thoren
und
in den zunächst gelegenen Gemeinden.

Darunter ist das Stadtwappen der Schweizer Stadt Basel abgebildet, der Baslerstab. Unter ihm befindet sich eine horizontale, schräg schraffierte Linie, unter der steht:

Basel
gedruckt, bei Johannes Schweighauser,
1817.

Dieses Büchlein ist also einhundertsevenundneunzig Jahre alt, was ich durchaus bemerkenswert finde. Eingerahmt wird dieses Deckblatt von einem einfachen, rechtwinklig angeordneten Ornamentband. Außer dem Einband besitzt mein Exemplar dieses Büchchens sechzehn Blätter. Ich habe es allein seines Alters wegen im selben Antiquariat, in dem ich auch meine Tischleuchte und meine Landkarte des Val Bedretto erstanden habe, für fünf Franken gekauft. Seitdem liegt es in meinem Glasschrank. Inzwischen müsste fast ein Jahr vergangen sein, und ich habe noch nie ernsthaft in diesem Buch gelesen, was ich nun jedoch umgehend nachhole. Als Beispiel greife ich den Paragraphen Nummer 32 heraus, der da lautet:

Bei ausgebrochenem Brand sollen die sogenannten Feuerglocken gezogen, und so lange
Flammen gesehen werden, gestürmt werden.

Eine wie mir scheint äußerst angemessene Anweisung. Mehrheitlich befassen sich die anderen siebzig Paragraphen damit, wann und wo sich wer im Falle eines Feuers einzufinden hat. Bemerkenswert erscheint mir darüber hinaus, dass diese Verordnung wohl – so steht es zumindest ganz am Ende, auf Seite 30 – am 24. Dezember 1817 vom Kanzler des Kantons Basel erlassen wurde. Also an Weihnachten. Für sein Alter befindet sich mein Exemplar der Verordnung wegen Feuers-Gefahr in der Stadt noch in einem sehr guten Zustand. Das Papier ist zwar etwas vergilbt, aber alle Buchstaben sind deutlich zu erkennen. Wenn ich mit meinem Finger über die Seiten fahre, spüre ich deutlich die Vertiefungen, die die Bleiletern in die Seiten gedrückt haben. Seit einhundersiebenundneunzig Jahren stehen sie dort.

Mein Teebesen

Eigentlich müsste mein Vater diese Geschichte erzählen, denn er hatte vor vielen Jahren in einem Schaufenster einmal einen Teebesen aus Bambus gesehen. Er war sofort fasziniert von diesem filigranen Ding, und vor ein paar Jahren schenkte er mir, zusammen mit meiner Teekanne aus Gusseisen, einen solchen Teebesen zu Weihnachten. Er befindet sich in einem Zylinder aus transparentem Kunststoff, dessen Deckel ich leicht abnehmen kann. Außen auf diesem Zylinder klebt ein goldfarbener Aufkleber, auf dem vier japanische Schriftzeichen stehen, die ich leider nicht lesen kann. Mein Teebesen ist aus einem Stück Bambusholz gefertigt, das etwa 2,6 Zentimeter durchmisst und von unten bis zu einer Höhe von etwa 4 Zentimetern in einem fast runden Stück verläuft. Auf 3,3 Zentimetern Höhe befindet sich ein Wachstumsknoten. Ab dieser Höhe ist mein Besen in einhundertneunundfünfzig feine, 0,5 Millimeter breite Borsten gespalten. Ein schwarzer Faden, der an ihrer Basis mehrfach zwischen ihnen hindurchgeflochten ist, trennt sie in achtzig äußere und neunundsiebzig innere Halme. Der Kreis, den die äußeren Halme bilden, verbreitert sich nach oben hin bis zu einem Durchmesser von sechs Zentimetern. Die inneren Halme steigen gerade auf. Gemeinsam ist ihnen allen, dass ihre oberen Enden in einem Bogen um etwa neunzig Grad nach innen gerichtet sind. Alles in allem misst die Höhe meines Teebesens 11,1 Zentimeter. Blicke ich von unten in den hohlen Bambus, erkenne ich die schwarz eingestempelte Nummer 603 auf der Fläche, die der Wachstumsknoten im Innern des Bambus bildet. Mein Teebesen ist für mich der Inbegriff leiser, filigraner Schönheit. Es hat lange gedauert, bis ich ihn das erste Mal mit Flüssigem in Kontakt brachte. Ich besaß ihn schon ein paar Jahre, in denen ich ihn aber nicht gebrauchte, sondern nur gern ansah. Als ich ihn dann eines Tages in Wasser hielt, um ihn zum ersten Mal vorsichtig wahrer Feuchtigkeit auszusetzen, bogen sich dabei seine Halme langsam auf, wie die Knospe einer Blume. Noch heute haben sie sich nicht mehr ganz zusammengezogen, und so ist mein Teebesen nun ein paar Millimeter zu hoch für seinen transparenten Kunststoffzylinder. Der eigentliche Sinn meines Teebesens ist es, japanischen Matcha-Tee schaumig zu schlagen, was ich aber erst einmal versucht habe. Ich freue mich allerdings sehr über die Möglichkeit, es öfter tun zu können, die mir mein Teebesen bietet.

Vor einiger Zeit, als ich meinen Vater nach diesem Besen fragte, schrieb er mir in einer E-Mail, was ich hier in Auszügen wiedergeben will.

Name:	—
Marke:	—
Maße:	
	Höhe: 111 mm
	Ø unten: 26 mm
	Ø oben: 60 mm
Gewicht:	13 g
Material:	Holz, Textil
Farbe:	hellbraun, schwarz
bekommen:	Fliederstraße 15
	88147 Achberg
	Deutschland
	47° 36' 57,5" N
	9° 42' 47,3" E
Datum:	24. Dezember 2008
bezahlt:	Geschenk
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 269

Wie du weißt, fuhr Dein Urgroßvater, bei dem ich ja aufgewachsen bin, gerade in Deinem Alter jetzt für »seinen Kaiser« zur See. Als Heizer auf einem Schlachtschiff. Und damit kam er bis nach China und Japan. Schanghai, Nanking, auch Papua-Neuguinea und zum Fudschijama. Japanische Tempel und Geishas begleiten mich also von Kindheit an. Es war auch das herausragende Ereignis im Leben meines Großvaters. Im Wohnzimmerschrank, der klassischerweise in der Mitte eine Glasvitrine hatte, war u.a. eben auch ein japanisches Teeservice ausgestellt mit Kanne, Untertassen, Zuckerdose, Milchkännchen.

Es wurde nie benutzt.

Mir war aber von Anfang an klar, dass es sich hier um feinstes Porzellan handelte. Und so war es auch. Heute glaube ich, es war Touristenware. Aber man muss wissen, dass es in meiner Kindheit noch keinen »Chinesen« an der Ecke gab, und japanische Teetassen gab es nirgends. Dieses Service war hauchzart bemalt mit angedeuteten japanischen Landschaften.

Ich habe später für mich den Zen-Buddhismus kennengelernt – und wenn ich je noch einen Weg gehen sollte, dann diesen.

Ich beobachte Dein Interesse am Teetrinken und an Japan mit Aufmerksamkeit.

Im Gartenhäuschen meiner Großeltern war auch ein japanischer oder chinesischer Sonnenschirm. Der wurde auch benutzt. Mein Großvater hatte eine spezielle Konstruktion dafür gemacht. So Sonnenschirme wie heute gab es eigentlich nicht, oder es war sehr modern. Aber unser Sonnenschirm war schon was Besonderes. An dem Schirm war alles aus Holz. Dünne Stäbchen, durchbohrt und mit Fäden verbunden. Das Aufspannen konnte in zwei unterschiedlichen Stufen arretiert werden. Bespannt war er mit geöltem oder lackiertem Papier. Es gab ein spezielles Geräusch, wenn man ihn aufspannte, denn das Papier klebte immer leicht aneinander. Andererseits faltete er sich exakt zu, und zusammengehalten wurde der Schirm dann von einem entsprechend großen, lackierten dünnen Holzreif, der bis zu seinem Bauch

geschoben wurde, bis er dort leicht festklemmte. Ich glaube, das war in meiner Kindheit der Beginn für meine Faszination für solch filigrane Konstruktionen. Ich weiß nicht mehr, wann ich zum ersten Mal in einem Schaufenster einen solchen Pinsel gesehen habe. Immer wenn ich einen entdeckte, ruhte mein Blick gerne darauf. Du gabst mir Gelegenheit, einen zu kaufen. Design, Handwerk, Gebrauch, Funktion und Form kommen vollendet zusammen. Daraus entsteht Schönheit, Ästhetik. Ich stelle mir bei dem Pinsel auch immer seinen Schatten bzw. ein Schattenspiel damit vor. Ich dachte, so etwas solltest Du haben. Von so etwas solltest Du umgeben sein. Dass man damit speziellen Tee schaumig schlagen kann, habe ich erst später erfahren. Zuerst konnte ich mir den Gebrauch dieses geschnitzten Gedichts nicht erklären. Teil der Faszination ist ja wohl auch, dass er in der Form total einem Farbpinsel entspricht, aber auf den ersten Blick ist klar, dass man ihn nicht als solchen gebrauchen kann. Damit kann man weder malen noch Rouge auftragen. Damit kann man eben nichts auftragen! Heute weiß ich, dass damit Matcha-Tee geschlagen wird und das Ganze wohl auch mit der Teezeremonie zu tun hat. Ich habe den Teebesen immer assoziiert mit diesen chinesischen Ramschgeschäften in den Bahnhofsvierteln der Städte. Seine Erstaunlichkeit wird hier erst richtig deutlich. Inmitten von Elektronikschrott und Instantsuppen und Kitschbuddhas kündet er, selbst wenn er verletzt sein sollte, abgebrochen, von einem perfekten Zusammenspiel von Form und Funktion, das Schönheit gebiert und das hervorkommt aus der sinnhaften Tätigkeit von uns Menschen.

Paps

Meine Postkarte

Meine Tante, die ältere Schwester meiner Mutter, schickt mir von jeder Reise, die sie unternimmt, eine Postkarte. Eine – die neueste, der Poststempel ist vom 13.12.13 – erreichte mich aus dem asiatischen Land Bhutan. Es ist ein rechteckiges Stück festes Papier im Format 15,1 mal 10 Zentimeter, was in etwa dem für Postkarten üblichen Format DIN A6, also 14,8 mal 10,5 Zentimetern entspricht. Auf der Vorderseite ist ein farbiges Foto einer gewaltigen goldfarbenen Budhastatue abgedruckt. Im Hintergrund sieht man einen mit Nadelbäumen bewaldeten Hügel. Der Buddha befindet sich in der rechten Hälfte der Karte. Die gesamte linke Hälfte sowie der äußerste, rechte Rand sind mit einer leicht verschwommenen Fotografie von bhutanischen Texten und Illustrationen ausgefüllt. Rechts oben steht in schwarzer Schrift:

Bhutan
Happiness is a place

Die äußersten drei Millimeter dieser Seite der Postkarte bilden einen weißen Rahmen. Die gesamte Fotocollage wiederum wird von einem haarfeinen goldfarbenen Rahmen umzogen. Durch den weiten Transport – etwa zehntausend Kilometer – und wahrscheinlich aufgrund von Schwankungen der Luftfeuchtigkeit liegt diese Postkarte nun etwas verbogen und gewellt vor mir. Auch sind ihre unteren beiden Ecken aufgestoßen. Die Rückseite meiner Postkarte ist weiß. Ganz links am Rand befinden sich noch drei kurze schwarze Striche, bei denen es sich wohl um knapp verfehltte Schnittmarken handelt. Ein kleines Stück rechts der Mitte trennt eine vertikale gestrichelte Linie die Rückseite der Karte in das Textfeld links und das Adressfeld rechts. Entlang dieser Linie steht von unten nach oben gedruckt:

Buddha Dodenma, Thimphu. © Centre for Creative Design, 2013

Rechts daneben befinden sich vier schmale horizontale Linien, auf die meine Tante meine Schweizer Adresse geschrieben hat. Sie hat die gesamte Postkarte mit einem Kugelschreiber mit schwarzer Tinte beschrieben, die inzwischen allerdings sehr grau wirkt. Unter dem Adressfeld befindet sich noch gedruckter Text:

A 169 foot tall statue of Buddha. A reminder of the dharma in
the changing faces of the world.

Die obligatorische Briefmarke klebt ganz rechts oben in der Ecke über dem Adressfeld. Sie misst 2,3 mal 4,5 Zentimeter. Auf ihr sind der Rumpf und die Beine eines knienden Menschen abgebildet, dessen Kopf jedoch durch den linken Rand der Marke abgeschnitten wird. Der Hintergrund der Marke ist safrangelb, und die gesamte Abbildung sieht wie ein Aquarellbild aus. Oben auf der Marke steht in Schwarz *Bhutan*. Dahinter befinden sich drei vermutlich bhutanische Schriftzeichen, die wohl ebenfalls den Landesnamen bedeuten.

Name:	—
Marke:	Centre for Creative Design
Maße:	151 × 100 × 0,5 mm
Gewicht:	4 g
Material:	Papier, Tinte
Farbe:	bunt
versandt von:	Bhutan ca. 27° 28' 25" N 89° 38' 19" E
versandt nach:	Hirzbodenweg 47 4052 Basel Schweiz 47° 32' 59,3" N 7° 36' 29,6" E
Datum:	1. November 2013
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 270

Unten rechts ist der Wert dieser Briefmarke aufgedruckt: 25 nu, also fünfundzwanzig Ngultrum, die bhutanische Währung. Das sind umgerechnet etwa 30 Eurocent oder 35 Schweizer Rappen. Günstig im Vergleich zu den 75 Eurocent, die in Deutschland für eine international verschickte Postkarte anfallen. Der runde Poststempel, auf dem ich neben dem Datum noch die Buchstaben PARO erkennen kann, bedeckt das linke untere Viertel der Briefmarke sowie meinen von meiner Tante geschriebenen Nachnamen. Im linken Textfeld schreibt sie:

26. Nov.

Lieber Felix,
eine aufregende und
interessante Reise
durch ein fast
unbekanntes Land.

Viele Grüße,

Pegeliken

Meine Badehose

Da ich für meine Größe sehr schmale Hüften habe, sind mir Hosen, die lang genug für meine Beine sind, gewöhnlich viel zu weit. Daher habe ich meine braune Badehose von *Billabong* links und rechts etwa drei Zentimeter enger nähen lassen. Über eine Höhe von sechs Zentimetern ist nun auf beiden Seiten eine eineinhalb Zentimeter breite Falte nach innen geschlagen und mit einem weißen Faden vielfach vernäht. Jetzt passt mir meine Badehose wie angegossen. Ich habe sie im Oktober 2007 in Chicago in den USA in einem Skate- und Surfgeschäft gekauft, in das mich die Mutter einer Freundin fuhr, da ich mich selbst nicht auskannte. Ich war auf die sommerlichen Temperaturen, die es damals dort in diesem Monat hatte, nicht vorbereitet gewesen. Ich hatte überhaupt keine kurzen Hosen dabei, weswegen ich einen Monat später, in einer kleinen Wohnung in Los Angeles, die Beine einer meiner allerersten *Black Smith*-Jeans abschnitt. In der Zwischenzeit trug ich meine Badehose von Billabong. Sie ist 60 Zentimeter lang und reicht mir bis über meine Knie. Sie besteht aus 100 Prozent Polyester und ist mit einem Karomuster bedruckt. Über die nicht-schwarzen Karos laufen horizontale Nadelstreifen. Auf dem Einnäher hinten im Bund – über dem sich ein ornamentenreicher Druck des Billabong-Zeichens befindet – steht:

RN# 99064
CA# 37753
100 % POLYESTER
CUT# 70979
STYLE# M1027JUS
MADE IN CHINA
SIZE 32

Auf der Rückseite des weißen Einnähers steht, unter vier entsprechenden Zeichen:

MACHINE WASH COLD
DO NOT BLEACH
TUMBLE DRY LOW,
COOL IRON
LAVER À L'EAU FROIDE
NE PAS BLANCHIRE
SÉCHER À LA MACHINE
CYCLE DOUX
REPASSER À FROID

Dahinter, auf der Außenseite des Bunds, ist der Billabong-Schriftzug in Weiß, ebenso wie auf dem linken Hosenbein eingestickt. Über dem Schriftzug auf dem Hosenbein befindet sich außerdem das eingestickte Zeichen von Billabong, das, ähnlich wie beim Druck im Bund, unter einer Krone prangt und von floralen Ornamenten umgeben ist. Dieselbe Anordnung, nur verkleinert und ganz in Weiß,

Name:	—
Marke:	Billabong
Größe:	32
Maße:	620 × 550 × 55 mm
Gewicht:	226 g (trocken)
Material:	Polyester
Farbe:	braun
gekauft:	Chicago, Illinois USA ca. 41° 52' 32" N 87° 37' 08" W
Datum:	Oktober 2007
bezahlt:	ca. 40 US-Dollar
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 271

ist auf die Lasche der Tasche gestickt, die sich am rechten Hosenbein befindet. Diese Lasche liegt, mit Klettband geschlossen, über der Taschenöffnung. Die Tasche ist groß genug für einen Geldbeutel oder Ähnliches, läuft unten spitz zu und besitzt dort zwei braune Ösen, damit Wasser austreten kann. Ausgekleidet ist sie mit einem weißen Netzstoff. Oben an dieser Tasche ist eine 11 Zentimeter lange Schlaufe eines weißen Gummizuges angenäht. Daran hing, als ich meine Badehose kaufte, ein Surfkamm aus Kunststoff, der zum Aufräumen des Wachses dient, das den Füßen auf einem Surfbrett Halt gibt. In ihn ist auch ein Flaschenöffner eingearbeitet. Diesen gebrauche ich häufiger als den Surfkamm, da ich leider nicht surfe.

Meine Lupe

Zu meinem Typografenequipment gehört eine Lupe, die ich mir während meines Kommunikationsdesignstudiums gekauft habe. Es handelt sich um eine runde Messlupe mit aplanatischer Optik. Das bedeutet, dass die beiden planconvexen Linsen meiner Lupe so verbaut sind, dass ihre gekrümmten Seiten einander zugewandt sind. Dies gewährleistet eine nahezu verzerrungsfreie Darstellung bis in den Randbereich. Die Linsen bestehen aus Silikatglas, also reinem SiO_2 . Ich habe damals im April 2011 zwei solcher Lupen bei *lupen-shop.de* bestellt, eine für einen Kommilitonen, die andere für mich. Meine Lupe hat mich 34,67 Euro gekostet. Inzwischen kostet sie bei diesem Händler 37,50 Euro. Zu meiner Freude wurde sie in einer kleinen runden Kunstledertasche geliefert, in der sie gut geschützt ist und in der ich sie seitdem aufbewahre. Wenn ich sie aus dieser Tasche herausnehme, dann nur, um mir ihr etwas zu kontrollieren oder zu messen. Danach verstaue ich sie wieder umgehend. Auf der Unterseite meiner Lupe befindet sich – und daher rührt ihr Name – eine Messskala von 30 Millimetern Länge, eingeteilt in 0,1 Millimeterschritte. Diese Skala könnte ich wechseln und, zum Beispiel, eine Multiskala einlegen, auf der auch Kreisbögen und Winkel eingezeichnet sind. Eine solche *Multiskala* kostet allerdings 33 Euro, und da mir bis jetzt die Messskala ausreichte, verschiebe ich diese Anschaffung immer wieder. Die Lupe besteht aus einem Zylinder aus transparentem Kunststoff, der die Linsen hält, und der oben und unten von einer Fassung aus schwarzem Kunststoff abgeschlossen wird. Auf einer Seite der oberen Fassung befindet sich unten an der Kante sowie etwas höher an der sonst glatten Seitenfläche eine Schramme. Die wichtigsten Funktionen – das achtfache Vergrößern und das Messen – werden dadurch jedoch nicht beeinträchtigt. Meine Messlupe ist damit das präziseste Instrument, das ich besitze, und da ich mit ihrer Hilfe so genau messen kann, bemühe ich mich auch, mit dieser Genauigkeit zu arbeiten.

Name:	Messlupe »Vario-Skalen« Fix-Fokus Aplanat Glaslinse
Marke:	—
Maße:	Höhe: 50 mm Ø unten: 41 mm Ø oben: 53 mm
Gewicht:	48 g
Material:	Glas, Kunststoff
Farbe:	schwarz, transparent
bestellt nach:	Luisenstraße 22 78464 Konstanz Deutschland 47° 40' 17,1" N 9° 11' 06,6" E
Datum:	April 2011
bezahlt:	34,67 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 272

Meine Schuhe

Seit kurzem besitze ich ein Paar *Lunar Flyknit Chukka* Schuhe von *Nike* in der Farbe rot-orange und der US-amerikanischen Größe 8,5. Das entspricht der Europäischen Größe 42 oder 26,5 Zentimetern, was im Einnäher in der Zunge vermerkt ist. Bei keinem anderen Schuh habe ich so lange mit der Kaufentscheidung gerungen wie bei diesem Paar. Immerhin haben sie mich, inklusive Steuern, 185 Dollar gekostet. Ich habe sie im Nike-Geschäft in der siebenundfünfzigsten Straße in New York gekauft und mit ihnen an den Füßen amerikanischen Boden verlassen sowie wenige Stunden später deutschen betreten. Das Besondere an diesem Schuh ist die Fertigungsweise seines Obermaterials. Es ist aus Kunststoff und in einem Stück gewebt. Das macht es extrem leicht und gleichzeitig sehr stabil und flexibel. Tatsächlich wiegen meine beiden Schuhe jeweils nur 180 Gramm. Links und rechts auf den Seiten meiner beiden Schuhe, die mir bis zum Knöchel reichen, ist in Schwarz das Zeichen von Nike aufgedruckt – der Swoosh. Ebenfalls schwarz sind die Zungen und die Schnürsenkel meiner Schuhe. Auf der Rückseite der Zungen steht, unter dem Zeichen von Nike und über einem Barcode, auf einem Einnäher:

Name: Lunar Flyknit Chukka
Marke: Nike
Größe: US 8.5/EU 42/26,5 cm
Maße: je 275 × 105 × 133 mm
Gewicht: je 180 g
Material: Kunststoff
Farbe: orange, rot, weiß, schwarz
gekauft: Niketown
6 E 57th St
New York, NY 10022
USA
40° 45' 45,1" N
73° 58' 23,8" W
Datum: 15. Februar 2014
bezahlt: 185 US-Dollar
Bedeutung: Ding der Idee
Abbildung: Seite 273

KW
nikebetterworld.com
US 8.5 UK 7.5 EUR 42 CM 26.5
08/14/13 554969-600 09/0413
MADE IN VIETNAM
FABRIQUE AU VIETNAM

Die Sohle dieser Schuhe ist aus einem weichen, weißen Kunststoff mit schwarzen Sprengeln, und auf der Innenseite steht »Lunarlon«. Ich hatte noch nie leichtere Schuhe und auch keine, die mir besser gepasst haben als mein Exemplar der Nike Lunar Flyknit Chukka. Ich freue mich schon jetzt auf ihre verbesserten Nachfolger, denn der Sportartikelhersteller Nike wirbt mit seiner Haltung, bessere Dinge machen zu wollen und diese immer wieder zu verbessern. Somit Schuhe immer leichter und leichter zu machen, weil ein leichter Schuh ein schnellerer Schuh und damit ein besserer Schuh ist. Nicht viele Unternehmen behaupten, ihre Produkte immer besser und besser machen zu wollen, was mich überaus traurig stimmt. Dass der Amerikaner Tim Cook neben seiner Tätigkeit als CEO des Unternehmens *Apple* auch bei Nike im Aufsichtsrat sitzt, erklärt vielleicht, warum gerade diese beiden Unternehmen eine solche Haltung vertreten. So viele Dinge könnten so unglaublich gut sein, wenn nur den Menschen, die sie herstellen, mehr daran liegen sie zu verbessern. Vor allem gäbe es nie wieder schlechtere Dinge – und das ist für mich der Inbegriff einer besseren Welt. Auch deswegen habe ich mir dieses Paar Schuhe gekauft. Um die Haltung, die Dinge besser machen zu wollen, zu besitzen und an meinen Füßen zu tragen. Meine Nike Flyknit-Schuhe bedeuten für mich eine bessere Welt.

Meine Yo-Yos

Nach wie vor bin ich der festen Überzeugung, den Yo-Yo-Boom Ende der neunzehnhundertneunziger Jahre ausgelöst zu haben. Ich war damals in der Schule der Erste, der in den Pausen Yo-Yo spielte, und viele meiner Schulkameraden taten es mir in den nächsten Wochen und Jahren gleich. Wir spielten so viel Yo-Yo, dass die Lehrer es uns sogar von Zeit zu Zeit und sehr willkürlich verboten. Warum ich mir damals mein erstes Yo-Yo wünschte, daran kann ich mich allerdings nicht mehr erinnern. Wahrscheinlich habe ich jemanden anderen mit seinem Yo-Yo tolle Tricks vollführen sehen und wollte es ihm gleichtun. Demnach war wohl doch nicht ich es, der den Boom auslöste. Wahrscheinlich war es in dem Geschäft *Drachengrube* im schwäbischen Ravensburg, wo ich von meiner Mutter mein Yo-Yo *Brain* des US-amerikanischen Unternehmens *Yomega* bekam. Es ist ein 59 Gramm schweres Einsteiger-Yo-Yo aus Kunststoff mit Fliehkraftkupplung. Zwei 1,5 Zentimeter dicke Scheiben mit einem Durchmesser von 58,7 Millimeter aus transparentem Kunststoff sind mittig über eine Metallachse verbunden. Zwischen den beiden Scheiben bleibt dabei eine etwa 3 Millimeter breite Lücke. Hier ist die Achse mit weißem Kunststoff ummantelt. Um diese Ummantelung läuft die etwa 110 Zentimeter lange Schnur. Es ist eine spezielle Yo-Yo-Schnur. Besonders an Yo-Yo-Schnüren ist, dass beide Enden der Schnur oben zusammenlaufen. Am unteren Ende bilden sie also eine Schlaufe, die ich zweifach um die Kunststoffummantelung der Metallachse meines *Brain* geschlungen habe. Die Schnur sitzt recht fest in einer rund um die Ummantelung laufenden Kerbe. So kann ich mit meinem Brain leicht ein einfaches Auf-und-Ab spielen. So, wie man das gewöhnliche Yo-Yo-Spielen vielleicht im Kopf hat. Die Fliehkraftkupplung gewährleistet allerdings, dass die Achse des Brain von den beiden Kunststoffscheiben freigegeben wird, wenn ich meines kräftig genug nach unten werfe. Es dreht sich dann so lange am Ende der Schnur im Freilauf, bis die Kupplung die Achse wieder einschließt und sich mein Yo-Yo an seiner Schnur zurück nach oben in meine linke Hand wickelt. Diese Kupplung befindet sich in einer der beiden Scheiben und besteht aus zwei Metallfedern, zwei Metallkugeln und zwei Hebeln aus rotem beziehungsweise blauem Kunststoff. Die beiden Kugeln, die durch die Fliehkraft nach außen gedrückt werden, bewegen die beiden Kunststoffteile weg von der Achse. So öffnet sich die Kupplung, und die Achse wird freigängig. Die beiden Federn sorgen dafür, dass sie sich, beim Schwächerwerden der Fliehkraft, wieder schließt und die Achse blockiert. Wenn sich das Yo-Yo so am Ende der Schnur dreht, nennt man diese Figur einen *Sleeper*. In dieser Zeit – bei meinem Brain sind es etwa zehn Sekunden – kann ich alle möglichen Tricks mit der Schnur und dem Yo-Yo vollführen. Ich kann mich noch an die Figuren *Eiffelturm*, *Walk The Dog*, und *Rock The Baby* erinnern. Sie habe ich nach etwas Übung in der Drachengrube vorgeführt und dafür einen silbernen

Name:	Brain, Viper
Marke:	Yomega, Henrys
Maße:	Brain: Ø 58 mm, Breite: 34 mm Viper: Ø 66 mm, Breite: 34 mm
Gewicht:	Brain: 56 g (exkl. Schnur) Viper: 48 g (exkl. Schnur)
Material:	Kunststoff, Metall
Farbe:	Brain: rot, blau, schwarz, transparent Viper: giftgrün
bekommen:	Brain: Drachengrube Untere Breite Straße 28 88212 Ravensburg Deutschland 47° 46' 57,3" N 9° 36' 37,4" E
gekauft:	Viper: Spielwaren Gelle Bindstraße 33 88239 Wangen im Allgäu Deutschland 47° 41' 09,5" N 9° 50' 07,2" E
Datum:	ca. 1998/1999
bezahlt:	Brain: Geschenk Viper: ca. 50 D-Mark
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 274

Aufkleber erhalten. Eine Art Urkunde, dass ich das erste Level des Yo-Yo-Spiels erreicht habe. Die Figuren, die für den goldenen Aufkleber notwendig sind, habe ich leider noch nicht gelernt. Auf der Scheibe meines Brains, in der die Kupplung nicht sitzt, steht außen in Schwarz aufgedruckt:

YOMEGA HIGH PERFORMANCE YO-YOS

FALL RIVER MA

PATENT NO. 4332102

Die Buchstaben und Ziffern sind ausgebleichen und Teile von ihnen fehlen, da der Kunststoff unter ihnen verschrammt ist. Ob die Null nicht etwa doch eine Sechs ist, fällt mir schwer zu erkennen, da eine Schramme quer darüberläuft. Beim Yo-Yo-Spielen passiert es mir immer wieder, dass mein Yo-Yo den Boden berührt oder die Schnur reißt. So kommt es unsanft mit anderen Dingen in Berührung, und Schrammen und Macken sind unvermeidbar.

Als ich mit dem Yo-Yo-Spielen begonnen hatte und nach einigen Monaten etwas besser war, wurde die Fliehkraftkupplung meines Brain allerdings zu einem Nachteil. Durch sie sind Sleeper nur für eine begrenzte Zeit möglich, da das Yo-Yo unweigerlich in meine Hand zurückkehrt, wenn es sich nicht mehr schnell genug dreht, um die Kupplung offen zu halten. Yo-Yos für bessere Spieler besitzen keine Fliehkraftkupplung, sondern eine kugelgelagerte Achse. So sind längere Sleeper möglich; allerdings kehrt ein solches Yo-Yo nicht von alleine zurück in die Hand, sondern dreht sich, bis es keinen Schwung mehr hat, am Ende der Schnur. Solche Yo-Yos muss man mit einem kleinen Ruck aktiv zurück in die Hand befehlen. Ich wusste, dass das *Viper* des deutschen Herstellers *Henrys* der letzte Schrei war, und ich kaufte es mir für etwa 50 D-Mark, was etwa 25 Euro entspricht und für mich damals viel Geld war. Mein *Viper* ist giftgrün, und eine stilisierte Schlange ist außen in den beiden Kunststoffscheiben hochgeprägt. Diese beiden Scheiben messen 66 Millimeter im Durchmesser und sind im Querschnitt wie Schmetterlingsflügel geformt. Durch diese Form eignet sich mein *Viper* besonders gut für Schnurtricks. Dabei wird das Yo-Yo durch die Luft geworfen und auf der zwischen beiden Händen gespannten Schnur aufgefangen. Der weiche Kunststoff meines *Viper* ist etwas ausgebleichen, und auf den Innenseiten der beiden Scheiben verlaufen unzählige feine Striemen. Sie stammen von den Schnüren, die daran entlanggerieben sind. Auf seiner Achse aus Aluminium – mein *Viper* ist 55 Gramm leicht – dreht sich ein Kugellager, um dessen polierte Außenseite die beiden Schlaufen der Yo-Yo-Schnur laufen. Durch diesen widerstandsarmen Freilauf sind so noch längere Sleeper und dardurch ganz andere Figuren möglich als mit meinem Brain. Allerdings fehlt mir seit Anfang der zweitausender Jahre die tägliche Übung, um die Möglichkeiten auszuspielen, die mir mein *Viper* bietet.

Meine Lawinenschaufel

Als ich am Ende meiner Schulzeit in einem Geschäft für Snowboard- und Skateboardartikel arbeitete, bekam ich dort das gesamte Sortiment zwanzig Prozent günstiger. Dadurch gab ich in diesem Geschäft fast mehr Geld aus, als ich dort durch meine Arbeit verdiente. Eines der Dinge, die ich mir während dieser Zeit gekauft habe, ist meine Lawinenschaufel des Herstellers *Ortovox*. Sie besteht aus einem 21,8 mal 28 Zentimeter großen Schaufelblatt aus rauchig-grauem, transparentem Kunststoff und einem zweiteiligen Teleskopstiel aus Aluminium. Die beiden Teile des 2,5 Zentimeter dicken Stielrohrs lassen sich ineinanderschieben und durch kleine Metallstifte in zwei Positionen arretieren. Mittels eines dritten Stifts kann ich auch das Schaufelblatt am unteren Ende des Stiels abnehmen und die Schaufel so besser in einem kleinen Rucksack verpacken. Eingefahren misst der Stiel meiner Lawinenschaufel 44 Zentimeter, ausgefahren 70 Zentimeter und inklusive Schaufelblatt misst sie 60, beziehungsweise 86 Zentimeter. Am oberen Ende des Stiels befindet sich ein 10,5 Zentimeter langes rundes Querstück aus demselben Kunststoff, aus dem auch das Schaufelblatt besteht. Es ermöglicht mir einen festeren Halt der Schaufel. So kann ich mit ihr mehr Kraft ausüben und schwerere Stücke Schnee bewegen. Denn nur dafür ist meine Lawinenschaufel gemacht: um Schnee zu bewegen. Hinten und an den seitlichen Rändern ist das Schaufelblatt um etwa 3 Zentimeter nach oben gebogen, und auf der Oberseite laufen, parallel zur Längsachse der Schaufel, acht erhabene Linien. Auf der Rückseite befinden sich an den entsprechenden Stellen Vertiefungen. Sie, sowie die oberen, erhabenen Linien lassen den Schnee leichter von der Schaufel rutschen, beziehungsweise die Schaufel leichter in den Schnee stechen. Zum Glück musste ich sie noch nie dafür einsetzen, jemanden aus einer Lawine zu befreien – was gerne so bleiben kann. Viel öfter habe ich sie für das Bauen von Schanzen und Hindernissen aus Schnee gebraucht, die meine Freunde und ich uns für das Snowboardfahren bauen. Es erstaunt mich jedes Mal aufs Neue, welche Volumina an Material wir dann in nur wenigen Stunden bewegen, und welche Größe, Festigkeit und Präzision der Baustoff Schnee zulässt. Auch die enorme Größe des Raums, die wir uns durch das Bauen und Befahren solcher Skulpturen aneignen, verblüfft mich ein ums andere Mal. Allein durch meine Lawinenschaufel kann ich mich für ein paar Stunden zum Architekten machen und Formen in die Welt setzen, die mit keinem anderen Material und mit keinem anderen Werkzeug als meiner Lawinenschaufel möglich wären.

In der Mitte des Schaufelblatts sowie hinten und vorne befinden sich je zwei Löcher mit einem Durchmesser von etwa 1,5 Zentimetern. Durch die mittleren zwei habe ich mehrfach mehrere weiße Gummischnüre geschlungen und verknotet. Eigentlich sind sie dafür gedacht, die Liftkarten von Wintersportgebieten an der Kleidung zu befestigen. Ich nutze sie jedoch an meiner Schaufel dafür, durch

Name:	—
Marke:	Ortovox
Maße:	218 × 867 × 88 mm
Gewicht:	574 g
Material:	Kunststoff, Aluminium
Farbe:	grau, silber, rot
gekauft:	TOMS Boardershop Bregenzer Straße 103 88131 Lindau Deutschland 47° 33' 00,1" N 9° 43' 21,5" E
Datum:	ca. 2006
bezahlt:	ca. 40 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 275

die dadurch entstehende Schlaufe das Schaufelblatt außen an meinem *Dayhiker*-Rucksack zu befestigen. So muss ich sie nicht in den Rucksack stecken, sondern kann sie einfach außen anbringen. Auf dem mittleren Teil des Stiels steht in schwarzer Schrift *Ortovox* neben dem entsprechenden Zeichen. Darunter steht *www.ortovox.com*. Rechts daneben befindet sich ein rotes Zeichen, das ich nicht kenne und als ein P und ein B in einem Kreis lese. Klein daneben, um neunzig Grad nach links gedreht, steht: A 5. Der relativ weiche Aluminiumstiel meiner Lawinenschaufel ist mit Schrammen übersät. Die längste verläuft fast über seine gesamte Länge auf seiner Vorderseite und schneidet das rote Zeichen sowie die hinteren drei Buchstaben von *Ortovox*. Eine weitere Macke weist das hintere Glied des Stiels an der Stelle auf, an der das hintere Ende des vorderen Stielglieds die Hebelkräfte ausübt, die beim Schaufeln entstehen. Um das Stielrohr verläuft an dieser Stelle ein dunkler Ring, und vor allem auf der Unterseite befinden sich viele kleine Schrammen und Einkerbungen. Genau hier drückt die untere Kante des vorderen Stielrohrs gegen das hintere, wenn mehrere Kilogramm Schnee auf dem Schaufelblatt lasten. Die anderen Spuren der Zeit sind mehrheitlich kleine Macken, die wohl von der Berührung mit härteren Gegenständen stammen. Nichts davon beeinträchtigt die Festigkeit meiner Schaufel in einem relevanten Ausmaß. Durch sie wird meine Lawinenschaufel höchstens unmerklich leichter. Inklusive Gummibändern und einem halb abgerissenen Aufkleber des Geschäfts, in dem ich damals arbeitete und diese Schaufel gekauft habe, wiegt sie 547 Gramm. Morgen früh werde ich sie, zusammen mit meiner restlichen Snowboard-Ausrüstung, in meinen *Mazda* packen und für zwei Tage in die Berge verschwinden. Hoffentlich brauche ich meine Lawinenschaufel auch dieses Mal nur, um phantastische Formen aus Schnee zu bauen.

Mein Rennrad von Wilier

Warum ich ein *Mortirolo*-Rennrad von *Wilier* besitze, hängt mit meinem ersten Rennrad, meinem blauen von *Epple* zusammen. Mit ihm fuhr ich vor zwei Jahren, auf einer schmalen und wenig befahrenen Straße, einen langgezogenen Hügel hinauf. Vom Tal der Leiblach führte mich dieser Weg nach einer Rundfahrt zurück nach Hause. Ich war allein auf der Straße und fuhr in der wundervollen monotonen Anstrengung des Rennradfahrens vor mich hin. So holte ich allmählich zu einem anderen Fahrer auf, der auf dieser Straße irgendwann vor mir auftauchte. Langsam holte ich ihn ein und fuhr an ihm vorbei, ohne mich umzudrehen. Nach wenigen Minuten allerdings zog wiederum er an mir vorbei, und dieses Spiel ging so ein paar mal hin und her. Auf diese Weise führen wir die letzte Hälfte des Anstiegs gemeinsam und begannen, oben angekommen, ein Gespräch. Es stellte sich heraus, dass der ältere Herr, der ein außerordentlich trainierter Rennradfahrer war, schon viele Jahre schräg gegenüber von mir wohnte. Warum wir uns noch nie gesehen hatten, ist mir bis heute ein Rätsel. Natürlich sprachen wir über mein altes Rennrad von *Epple*, denn es fällt als Oldtimer unter den Rennrädern durchaus auf, und er fragte mich, ob ich denn nicht ein neues Rad gebrauchen könnte; er habe gerade eines abzugeben. Ich war hin- und hergerissen, kenne ich mich mit Rennrädern doch nicht gut aus. Meine anderen Nachbarn und ein guter Freund, der früher selbst aktiv Rennrad gefahren war, bestätigten mir allerdings, dass es sich bei dem betreffenden Rad um ein sehr gutes handelte, für das die eintausend Euro, für die es zum Verkauf stand, ein guter Preis waren. So kam ich zu meinem *Mortirolo* des italienischen Herstellers *Wilier*.

Sein hellgrün lackierter Rahmen besteht aus einer Scandium-Aluminium-Legierung, was ihn sehr leicht macht. Mein *Mortirolo* wiegt komplett 8,8 Kilogramm. Sein Rahmen besitzt wenige kleine Macken im Lack, und ich bemühe mich, dass es nicht mehr werden. Das obere Rohr des Rahmens ist im ersten Viertel etwas dicker als in den hinteren drei. Dies verleiht meinem Rennrad eine markante Silhouette, die es sehr schön macht. Die Schaltung, die Bremsen und die Pedale stammen von dem japanischen Hersteller *Shimano* und sind allesamt Exemplare der Modellreihe *Dura-Ace*. Die Gabel, in der das Vorderrad läuft, besteht aus Karbon und ist von *Mizuno*. An ihrem rechten Arm habe ich mit zwei schwarzen Gummiringen den Sensor meines Tachos befestigt. Die Halterung für den Tacho selbst sitzt auf dem Lenkervorbau und damit genau auf der Längsachse meines Rads. So kann sich mein Blick nicht an der Asymmetrie eines rechts oder links montierten Tachos verfangen. Das ist mir sehr wichtig und erleichtert mir das ablenkungsfreie Fahren sehr. Der Sattel, den ich von meinem *Epple*-Rennrad übernommen habe, heißt *Affinity 1* und stammt vom Hersteller *Bontrager*. Ich habe ihn günstig in einem Fahrradgeschäft in Konstanz bekommen. An den Innenseiten des unteren und des hinteren Rahmenrohrs sind zwei blaue Flaschenhalter montiert, von

Name:	Mortirolo
Marke:	Wilier
Rahmenhöhe:	56 cm
Maße:	1680 × 990 × 445 mm
Gewicht:	8,8 kg
Material:	Scandium-Aluminium, Karbon, Kunststoff, Metall
Farbe:	hellgrün, gelb, chrom, blau, schwarz, silber
gekauft:	auf der Fliederstraße 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 57,8" N 9° 42' 45,9" E
Datum:	2012
bezahlt:	1000 Euro (Geschenk)
Bedeutung:	besonderes Ding
Abbildung:	Seite 276

denen ich meist nur den vorderen benutze. Wenn es weiter so warm bleibt – immerhin haben wir noch Februar –, wird es wohl nicht mehr lange dauern, bis ich eine Flasche fülle, meinen Tacho montiere und endlich wieder eine Runde Rennrad fahre. Die Laufräder sind zwei *Ambrosio Balance*, auf denen gelbe Mäntel von *Michelin* montiert sind. Dieses Gelb passt sehr gut zu dem Grün des Rahmens. Trotzdem werde ich früher oder später schwarze Mäntel aufziehen, denn sie sind aufgrund ihrer Gummimischung etwas schneller, und das Rennradfahren duldet keinen einzigen Kompromiss. Das stete Maximum an technischer Perfektion ist wichtig, damit mir beim Fahren nur mein eigener Körper und mein Geist die Grenzen setzen.

Meine Flip-Flops

Wahrscheinlich habe ich das Modell meiner Flip-Flops zum ersten Mal in einem Snowboard-Magazin gesehen. Sobald ich wusste, dass es sie gab, wollte ich sie unbedingt haben. Es handelt sich bei meinen Flip-Flops – also Sandalen mit Zehensteg – um ein Paar des Modells *Mike Fanning* der Surfmarke *Reef*. Sie bestehen fast vollständig aus grünem Kunststoff und besitzen, im Gegensatz zu vielen anderen Flip-Flops, eine dicke, gepolsterte Sohle, wie sie sonst eher bei Turnschuhen zu finden ist. Die Riemen, die vom Ende der Zehenstege an die Seiten der Sohlen laufen, sind ebenfalls grün, besitzen aber je drei gelbe Stellen, und auch die Unterseiten der Sohlen sind gelb. Dort, auf den Unterseiten meiner Flip-Flops, befindet sich auch der Grund, warum ich sie unbedingt besitzen wollte. In einer weißen, schrägen Vertiefung, in der Mitte der Sohlen, ist an der tiefsten Stelle jeweils ein kleiner, 1 Zentimeter breiter, Metallhaken eingearbeitet. Er dient als Flaschenöffner. So komme ich im Sommer am Strand nie mehr in die Situation, eine Flasche nicht öffnen zu können. Ich muss nur mein Knie beugen, sodass die Sohle eines meiner Flip-Flops nach oben zeigt, den Flaschenkopf einhaken und eine kleine Hebelbewegung ausführen. Und auch, wenn ein Freund eine Flasche zu öffnen hat, kann ich einen meiner Flip-Flops durch eine ruckartige Vorwärtsbewegung eines meiner Füße – ähnlich der Schussbewegung beim Fußball – zu ihm hinüberwerfen. Er öffnet damit mühelos seine Flasche und wirft mir meinen Flip-Flop zurück. Eine sommerlichere, dem Baden und dem Strand angepasstere Weise, Getränke zu öffnen, kann ich mir nicht vorstellen. Vielleicht dachte das auch Mike Fanning, der australische Surfer und Namensgeber meiner Flip-Flops. Seine Unterschrift, sein Name und eine Silhouette, die ihn beim Surfen zeigt, sind in Weiß in die beiden inneren Riemen meiner Flip-Flops aufgedruckt. In einer Vertiefung vorn, auf der Unterseite der Sohle, steht außerdem hochgeprägt:

© REEF 2004

In diesem Jahr hatte Fanning noch keinen seiner bis heute drei Weltmeistertitel gewonnen. Ein oder zwei Jahre später habe ich mir meine Mike Fanning-Flip-Flops gekauft, und sie sind noch wunderbar in Schuss. Beim linken der beiden ist das obere Band des Zehenstegs angerissen und beide Flip-Flops sind von Erde, Wasser und auch Lagerfeuern in einer Weise verdreckt, dass ich es aufgegeben habe, sie völlig davon befreien zu wollen. Aber das macht nichts, denn wenn die Tage wärmer werden, ziehe ich sie jedes Mal gerne wieder an und gehe mit ihnen los an den Strand, um mit meinen Freunden Zeit zu verbringen.

Name:	Mike Fanning
Marke:	Reef
Größe:	ca. EU 43
Maße:	je ca. 294 × 130 × 70 mm
Gewicht:	l 239 g, r 226 g
Material:	Kunststoff, Metall
Farbe:	grün, gelb, weiß
bestellt nach:	Fliederstraße 15 88147 Achberg Deutschland 47° 36' 57,5" N 9° 42' 47,3" E
Datum:	2005/2006
bezahlt:	ca. 50 Euro
Bedeutung:	Ding der Idee
Abbildung:	Seite 277

Mein Computer

Mein erster eigener Computer war mein Laptop *MacBook Pro* von *Apple*, das ich 2006 von meinem Vater geschenkt bekam. Dieser Laptop war mir seitdem eine große Hilfe, und ich habe viel Zeit mit ihm verbracht. Die ersten drei Semester meines Studiums hindurch war fast ausschließlich er mein Arbeitscomputer, und noch heute nutze ich ihn – inzwischen überwiegend zum Schreiben. Es muss irgendwann im Frühling 2010 gewesen sein, dass sein Grafikchip begann, immer öfter wärmer zu werden als vorgesehen war, und mein Laptop dadurch von Zeit zu Zeit einfrohr oder abstürzte. Eine Präsentation bei der Architektur- und Designtagung *VLOW!* in Bregenz in Österreich lief auch deswegen nicht besonders gut. In diesem Frühling zog ich für mein Praxissemester nach Berlin und arbeitete dort an meinem Arbeitsplatz mit dem zur Verfügung gestellten *iMac*-Computer von *Apple*. Auf meinen Laptop war ich nun nicht mehr angewiesen, und ich hatte den Sommer über Zeit, mir Gedanken über seinen Nachfolger zu machen.

Seit meinem ersten Tag an der Universität fand ich es sonderbar, dass die meisten meiner Kommilitonen ständig vor aufgeklappten Laptopmonitoren saßen – sogar in Seminaren und Vorlesungen –, wobei sie meist doch nur unwichtige Dinge erledigten. Noch heute begreife ich einen Laptop im öffentlichen Umfeld vor allem als einen Schutzschild gegen Information, Wissen, soziale Interaktion und Kommunikation. Das wollte ich nicht. Daher entschloss ich mich für einen Desktop-Computer als Nachfolger meines Laptops. Für denselben Preis bietet mir mein iMac von *Apple* mehr Rechenleistung, mehr Speicherplatz und einen größeren Bildschirm als ein Laptop, und auch nach nun vier Jahren bin ich mit dieser Entscheidung völlig zufrieden. Nicht an jedem Ort arbeiten zu können, empfinde ich dabei als großen Vorteil. Wenn ich zu einer Vorlesung gehe, habe ich so jedes Mal keine andere Möglichkeit, als konzentriert teilzunehmen, und für den Fall, dass das Thema oder das Niveau nicht meinen Vorstellungen entsprechen, lese ich eben in einem Buch. Das ist immer noch unauffälliger, als hinter einer 15 Zoll großen Wand aus Aluminium zu sitzen. Mein iMac ist ein Exemplar des zweitausendzehner Modells und trägt die Modellnummer A1312. Er besitzt einen 27-Zoll-Monitor, hinter dem alle übrigen Bauteile angebracht sind. In ihm schlägt ein *Intel-Core-i5*-Prozessor mit 2,8 Gigahertz und nach und nach habe ich seinen Speicher auf 12 Gigabyte 1333-Megahertz-DDR3-RAM ausgebaut. Bestellt hatte ich ihn mit einer 2-Terabyte-Festplatte, statt einer 1 Terabyte großen und der Grafikkarte *ATI Radeon HD 6750* mit 1024 Megabyte Speicher. Jetzt – ich schreibe diesen Text gerade auf ebendiesem Computer – läuft das Betriebssystem *OS X 10.9.2 Mavericks* von *Apple* auf ihm. Um den Bildschirm, der von einer großen Glasscheibe abgedeckt wird, läuft ein 2,5 Zentimeter breiter Rahmen. Auf der Unterseite des Bildschirms schließt sich daran nochmal ein 6 Zentimeter hohes Stück an, in dessen Mitte

Name:	iMac
Marke:	Apple
Größe:	27 Zoll
Maße:	649 × 205 × 510 mm
Gewicht:	13,5 kg
Material:	Aluminium, Glas, Elektronik
Farbe:	schwarz, silber
bestellt nach:	Große Hamburger Straße 28 10115 Berlin Deutschland 52° 31' 30,2" N 13° 23' 57,0" E
Datum:	Juli 2010
bezahlt:	ca. 1500 Euro
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 278

schwarz das Zeichen von Apple eingelassen ist. Schwarz ist auch der Rahmen um den Bildschirm, aber der untere, breitere Teil besteht wie die Rückseite und der Standfuß meines iMac aus Aluminium und ist daher silberfarben – eine, für mich ablenkende und unnötige Tatsache. Im Berliner Geschäft *Modulor* habe ich mir deswegen – gleich nachdem ich meinen iMac vom Büro, in dem ich gearbeitet hatte und an dessen Adresse ich ihn daher hatte schicken lassen – mit einer Sackkarre quer durch Berlin-Mitte zu mir nach Hause geschoben hatte, schwarze Klebefolie gekauft und diesen Teil damit abgeklebt. Jetzt ist der Bildschirm meines Computers von einer völlig schwarzen Fläche umgeben, und nichts lenkt mich mehr ab. Leider hatte ich nicht bedacht, dass der Sensor für die Infrarotfernbedienung hinter dem eingelassenen Apple-Zeichen sitzt. Durch die darübergeklebte Folie kam keine Verbindung mehr zustande. Mit einem Skalpell habe ich deswegen an dieser Stelle einen, leider unförmigen, Kreis ausgeschnitten. Nun funktioniert meine kleine Fernbedienung wieder, und da das Zeichen von Apple schwarz ist, stört auch der Ausschnitt in der Folie kaum. Nur wenn die Sonne in spitzem Winkel auf meinen Computer fällt, was in meinem Zimmer in Basel ab dem späten Nachmittag der Fall ist, erkenne ich das etwas hellere Schwarz hinter dem Kreisausschnitt und erinnere mich an die Geschichte meines Computers.

Mein Baseballhandschuh

Als ich wegen des abgebrochenen Baseballschlägers, den ich im Frühling 2013 in New Yorker Central Park gefunden hatte, beschloss, aktiv Baseball zu spielen, benötigte ich unter anderem einen Baseballhandschuh. Ich besitze zwar einen aus braunem Leder von *Champion Sports*, von dem ich gar nicht mehr weiß, wie lange ich ihn schon mein Eigen nenne – ich wollte mit dieser Entscheidung aber alle Dinge abwerfen, die mich an all die Jahre erinnerten, in denen ich nie richtig Baseball gespielt hatte, und mir deswegen einen neuen Baseballhandschuh kaufen. Also ging ich am Vormittag des 15. Februar 2014 in das Geschäft *Modell's Sporting Goods* in 234 West, 42nd Street in New York, ganz in der Nähe des Times Square. Ich entschied mich für einen *Nike DIAMOND ELITE EDGE II* aus schwarzem Leder in der Größe 12.00 für 65,31 Dollar. Laut eingepprägtem Siegel wurde er in der Stadt Beaverton im US-Bundestaat Oregon entworfen. Ich werfe mit rechts, fange also mit links, und somit ist mein Baseballhandschuh auch für meine linke Hand geschnitten. Wenn ich ihn trage, steckt jeder meiner fünf Finger in einer übergroßen Hülle aus Leder, und zwischen Daumen und Zeigefinger ist ein Fangnetz eingenäht. Auch die übrigen Finger sind mit denen links und rechts von ihnen verbunden. So entsteht eine Art Lederschale, fast so groß wie eine Salatschüssel, die mit Streifen aus hellbraunem und schwarzem Leder vernäht ist. Die Knoten dieser Lederriemen sind auf der Außenseite meines Handschuhs gut sichtbar. Wenn ich ihn trage, befindet sich über meinem Handgelenk ein Lederstreifen, der um eine Kunststoffflasche geführt ist und den ich mit einem Klettverschluss befestigen kann. Mit ihm zurre ich meinen Handschuh um mein Handgelenk, damit er fester sitzt. Ohne einen Baseballhandschuh könnte das Spiel Baseball nicht in seiner bekannten Form gespielt werden, und auch für mich ist mein Baseballhandschuh schon nach den nur zwei Wochen, in denen ich ihn jetzt besitze, unverzichtbar für die Trainingseinheiten bei den *Therwil Flyers* geworden. Für diesem Verein spiele ich seit einigen Wochen. Die NLB, die zweite Schweizer Baseballliga, beginnt im Mai; und inzwischen habe ich meine ersten beiden offiziellen Spiele absolviert. Beide Male trug ich meinen schwarzen Baseballhandschuh und zum Glück fing ich meinen allerersten Flyball – einen hoch und weit geschlagenen Ball – im *right field*, so dass ich nun zuversichtlich in meine Baseballzukunft blicke.

Name:	Nike
Marke:	Diamond Elite Edge II
Größe:	12.00
Hand:	links
Maße:	29 × 19 × 14 mm
Gewicht:	470 g
Material:	Leder, Kunststoff
Farbe:	schwarz
gekauft:	Modell's Sporting Goods 234 West, 42nd Street New York, 10036 USA 40° 45' 23,8" N 73° 59' 19,1" W
Datum:	15. Februar 2014
bezahlt:	65,31 US-Dollar
Bedeutung:	Ding des Alltags
Abbildung:	Seite 279

Abbildungen



Meine Fahrradlichter

Meine beiden Fahrradlichter *Blinder 1 standard* von *Knog*, befestigt an meinem →Rennrad von *Epple*, das im Flur des Hauses steht, in dem ich wohne. Das rote Rücklicht habe ich für dieses Foto zur Kamera gedreht.

Beschreibung: Seite 1



Mein Füller

Mein Kolbenfüllhalter *Classic M200* von *Pelikan*. Mit ihm habe ich den Entwurf für die Beschreibung meiner
→Olivenholzkugel in mein →Notizbuch geschrieben. Links mein Tintenfass und rechts »Faust II«.

Beschreibung: Seite 3



Meine Tischleuchte

Meine Tischleuchte *Type 82* von *Solis*. Hinter ihr steht eine graue Pinnwand, wie sie um meinen Arbeitsplatz in der Hochschule stehen und vor ihr liegt »Picknick am Wegesrand« von Arkadi und Boris Strugazki.

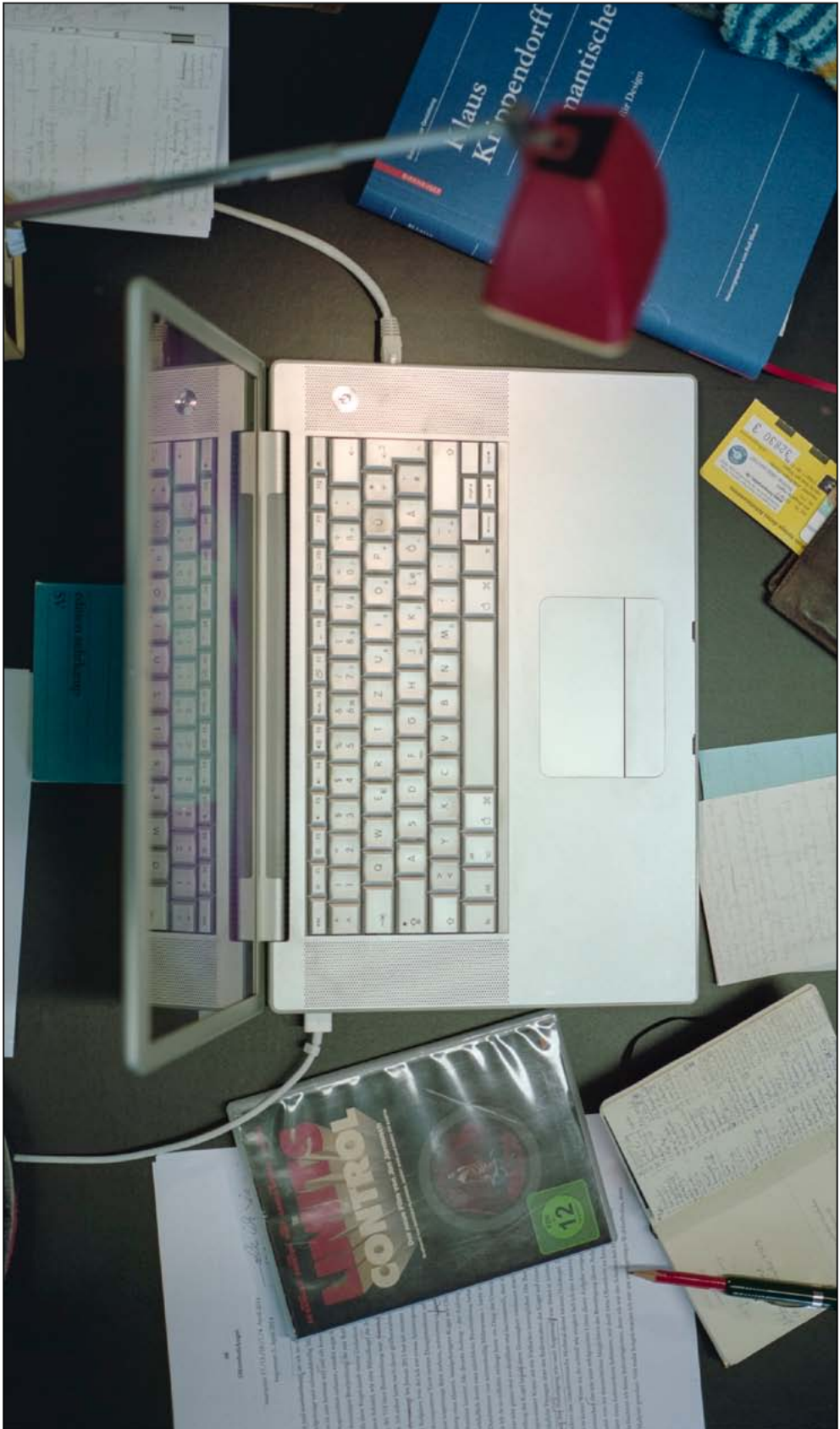
Beschreibung: Seite 4



Mein Plattenspieler

Mein Plattenspieler PS 550 S von Braun auf der Kommode im Wohnzimmer. Links die Platte *Gulag Orkestar* von *Beirut*, rechts *The Suburbs* von *Arcade Fire*. In der Kommode sind meine anderen Platten.

Beschreibung: Seite 6



Mein Laptop

Mein Laptop *MacBook Pro* von *Apple* auf meinem Schreibtisch in der Hochschule. Aus meinem →Geldbeutel schaut einer der Abholscheine für die entwickelten Negative für die Abbildungen in diesem Buch.

Beschreibung: Seite 8



Meine Tasse

Meine Tasse. Im Küchenschrank meiner Mutter steht sie immer in diesem Fach. Die »Less Is More«-Tasse neben ihr stammt aus dem Laden der *Villa Tugendhat*, einem Bau Mies van der Rohe in Tschechien und war ein Geschenk.

Beschreibung: Seite 10



Meine Jeans

Meine beiden Jeans von *Naked & Famous*. Ich trage sie auf dem Hirzbodenweg in Basel.

→Armbanduhr: *Nixon*, →Notizbuch: *Moleskine*, →Kugelschreiber: *Mitsubishi*.

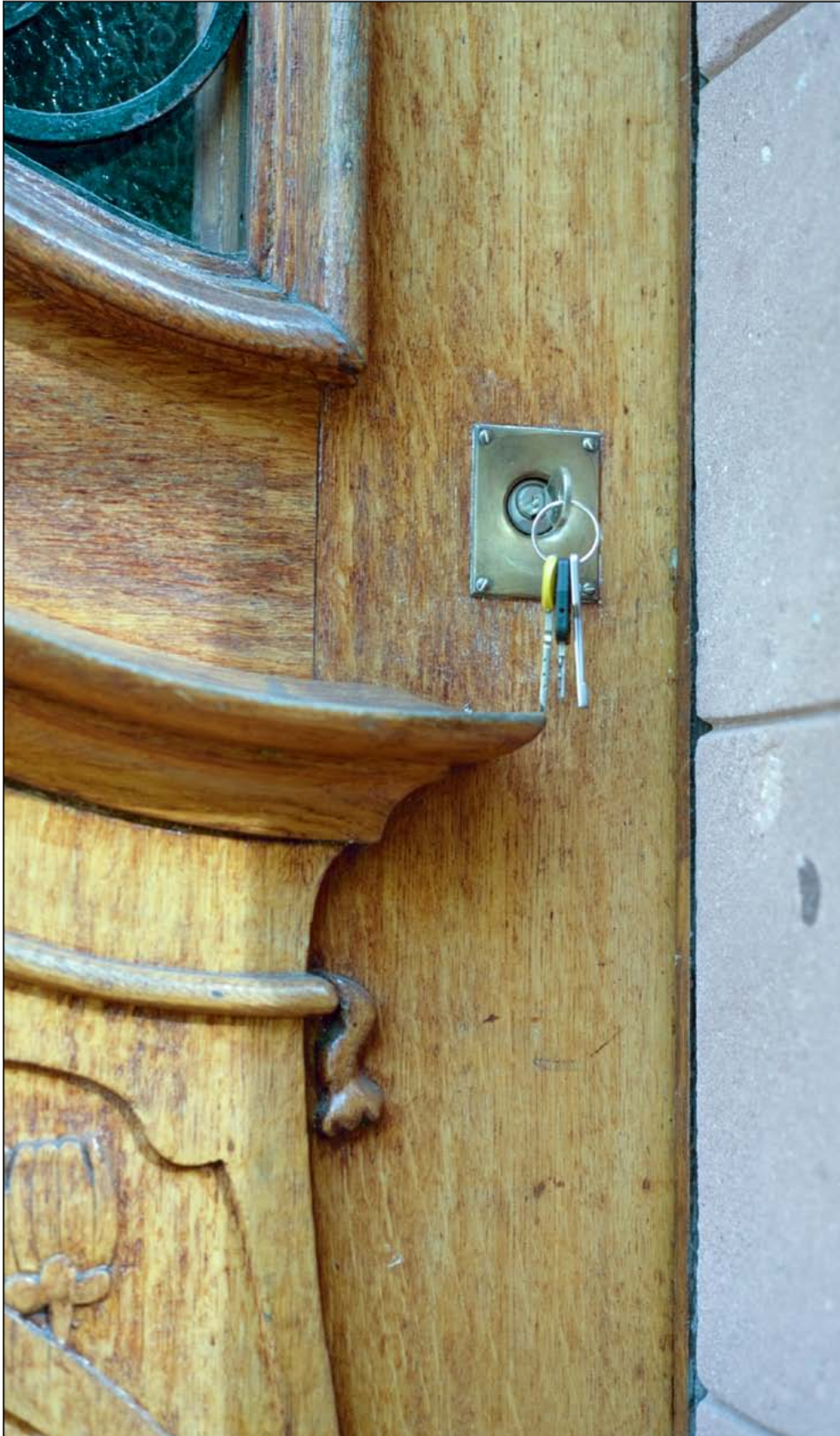
Beschreibung: Seite 12



Meine Armbanduhr

Meine goldene Armbanduhr *Player* von *Nixon*. Über ihr Ersatzglieder meiner schwarzen *Nixon Player*, die nicht gestohlen wurden. Darunter mein →Füller. Der Hintergrund ist das →Buch *Current State: Snowboarding*.

Beschreibung: Seite 14



Mein Schlüsselbund

Mein Schlüsselbund im Schloss der Haustüre von dem Haus, in dem ich wohne. An meinem gelben Schlüssel sind auf der Schmalseite die runden Einkerbungen zu erkennen.

Beschreibung: Seite 16



Meine Laufschuhe

Meine Laufschuhe *Air Zoom Elite 3* von *Nike*. Neben ihnen mein →Handy in meinem →Handyarmband mit meinen →Kopfhörern von *Philips*. Dahinter mein →Skateboard und meine →Schuhe.

Beschreibung: Seite 19



Mein iPad

Mein *iPad* von *Apple* mit dem offenen Programm → *Writer*. Vor ihm meine Bluetooth-Tastatur und im Hintergrund die Platte *4630 Bochum* von Herberg Grönemeyer. Darüber mein → Plakat von Bruce Nauman.

Beschreibung: Seite 21



Mein Handy

In der Mitte mein aktuelles *iPhone 5s* von *Apple*, mit geöffnetem Bild. Darauf links sein Designer Jonathan Ive und Apple-Co-Gründer Steve Jobs. Rechts unten das erste *iPhone*-Modell und darüber mein *iPhone 3GS*.

Beschreibung: Seite 22



Meine Kühltasche

Meine Kühltasche *Lill' Buddy Bag* von *Burton* im Regal in meinem Zimmer. Neben ihr die Ausgabe 7 des Männermode- und Philosophiemagazins *Dapper Dan*, die ich beinahe in Berlin verloren hätte.

Beschreibung: Seite 25



Mein iPod

Mein *iPod* von *Apple* auf der Kommode meiner Mutter, auf der auch meine →ägyptische Statue steht.

Rechts seine kubische Verpackung, die mir als Inspiration für meinen →Holzwürfel diente.

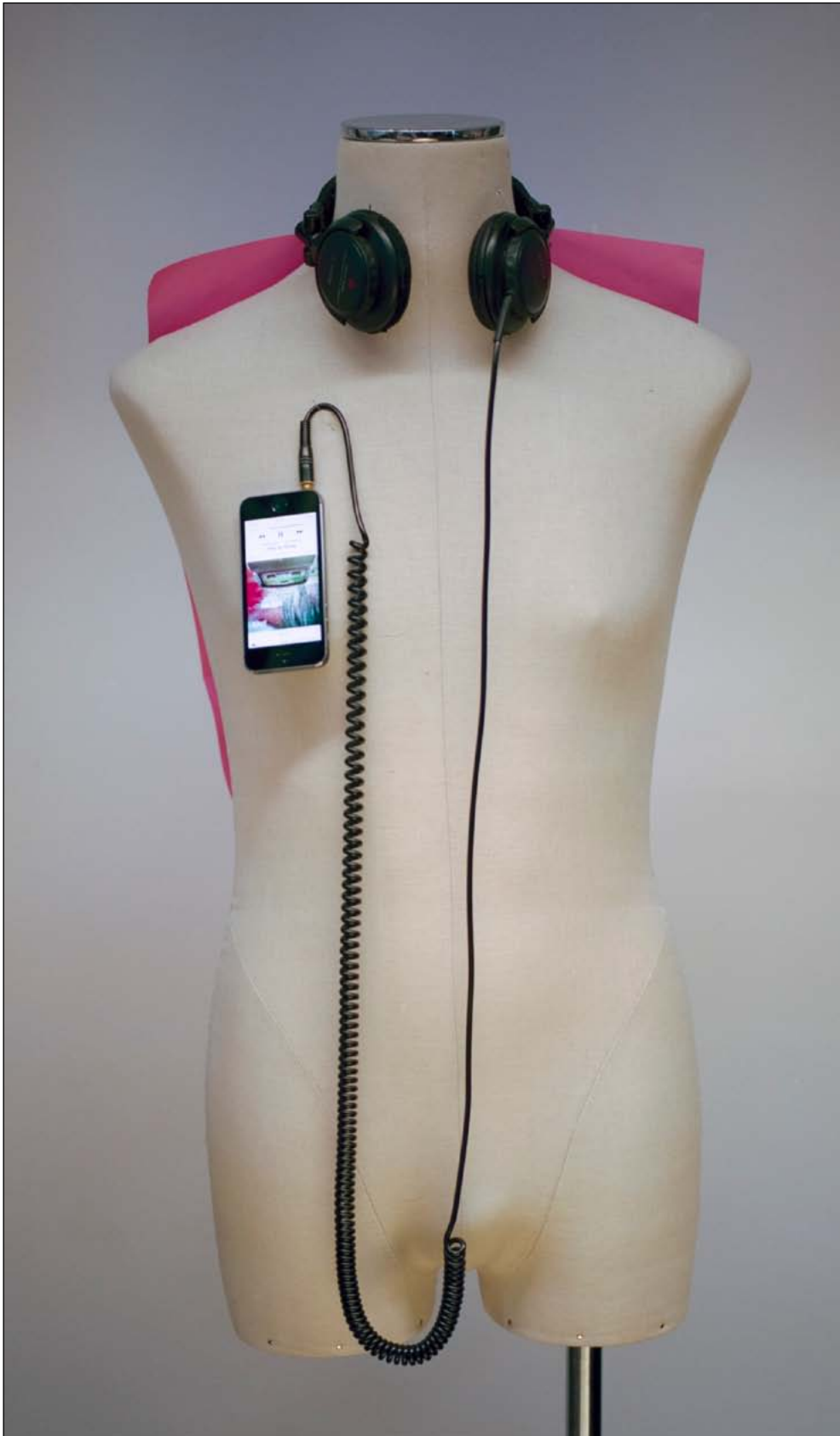
Beschreibung: Seite 26



Meine Kopfhörer von Urbanears

Meine Kopfhörer *Medis* von *Urbanears*. Ihr Produktvideo inspirierte mich zu diesem Foto. Ich habe sie nach unten hängend fotografiert und die Abbildung dann umgedreht.

Beschreibung: Seite 29



Meine Kopfhörer von Sony

Meine Kopfhörer von *Sony* an einer Schneiderpuppe, die an einem Arbeitsplatz neben meinem steht. Sie trägt zufällig ein →Plakat von Bruce Nauman als Umhang und mein →Handy spielt gerade *Ready To Start* von *Arcade Fire*.

Beschreibung: Seite 31



Meine Fingerhandschuhe

Meine Fingerhandschuhe aus Los Angeles. Sie liegen auf meiner mit Fell gefütterten Jacke von Volcom, die ich in Denver gekauft habe und auf allen Flügen tragen musste, da sie zu groß für meinen Rucksack war.



Meine Mütze mit Kopfhörern

Meine Mütze mit Kopfhörern von *Burton*. Für das Foto habe ich einen der Lautsprecher aus seiner Tasche genommen. Im Hintergrund die Platte *Ein kleines bisschen Horrorschau* der Band *Die Toten Hosen*.

Beschreibung: Seite 35



Meine Setzkastenschublade

Meine Setzkastenschublade auf meinem Schreibtisch in der Hochschule. Zwischen meinem Kompass und meinem
 →Kugelschreiber liegt die abgefallene Plakette meines →Rennrads von *Epple*.

Beschreibung: Seite 38



Meine Mütze

Meine blaue Mütze von *Bula*. Links von ihr meine →Fingerhandschuhe und rechts meine →Lederhandschuhe.

Unten rechts steht mein Exemplar von Orhan Pamuks Roman *Das Museum der Unschuld*.

Beschreibung: Seite 40



Mein Pullover

Meine vier Exemplare des *Sleeper Hoodie* von *Burton*. Links das erste Modell, rechts das aktuellste. Vor ihnen auf dem Balkon steht ein Exemplar des Stuhls *Vegetal* der Designer Ronan & Erwan Bouroullec.

Beschreibung: Seite 41



Mein Wasserkocher

Mein Wasserkocher von *Tchibo* zwischen meiner →Tasse und einer Ananas. Rechts im Vordergrund liegt mein →Löffel.

Beschreibung: Seite 44



Meine Kopfhörer von Philips

Meine Kopfhörer von *Philips*. Sie stecken in meinem →Handy *iPhone 5s*, auf dem das Programm *Nike+ Running* geöffnet ist, mit dem ich meine Läufe aufzeichne.

Beschreibung: Seite 46



Meine Bleistiftkappe

Meine Bleistiftkappe von *Faber Castell*. Den eingebauten Spitzer habe ich für das Foto daneben gelegt. In der Schublade meines Nachttischs ist einer meiner runden Aufkleber mit meinem Nachnamen zu sehen.



Mein Messbecher

Mein Messbecher *das ideale Küchenmass* von *Luchs*, den ich von meiner Mutter geschenkt bekam und der bereits meiner Großmutter gehörte.

Beschreibung: Seite 49



Mein Festplattenspeicher

Mein Festplattenspeicher *DR04DD14* von *Drobo*. In drei der vier Schächte befinden sich Festplatten mit insgesamt 4 Terabyte Speicher. Rechts hängt mein USB-Key von *Lacie* mit 8 Gigabyte Speicher.

Beschreibung: Seite 50



Mein Flugbuch

Mein Flugbuch. Die beiden Fotos zeigen mich als Pilot des *Bergfalken* und sein Instrumentenbrett. Auf diesem Foto sind auch meine roten Schuhe von *Circa* zu erkennen.

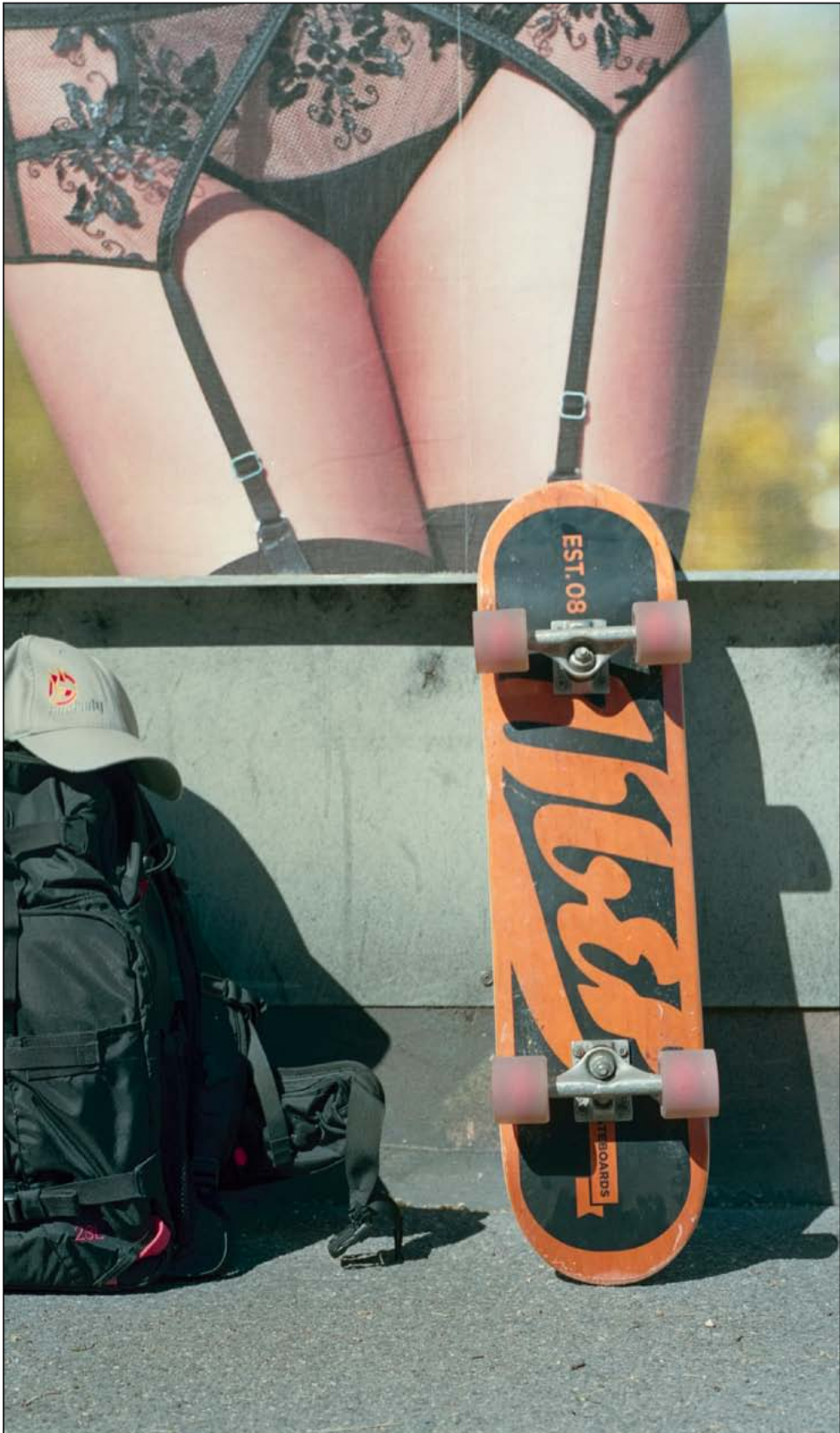
Beschreibung: Seite 52



Mein Handy-Armband

Mein Handy-Armband von *Belkin* auf den Fliesen im Eingangsbereich meiner Wohngemeinschaft. Aus der Schlüsseltasche schaut mein Hausschlüssel, den ich von meinem →Schlüsselbund gelöst habe.

Beschreibung: Seite 54



Mein Skateboard

Mein Skateboard an einer Wand in der Nähe des Stadions St. Jakob-Park in Basel. Links liegt meine →Schilmütze von *Iriedaily* auf meinem Fotorucksack.

Beschreibung: Seite 55



Mein iPad-Ständer

Mein selbstgebauter iPadständer aus Papier, Tackernadeln und transparentem Klebefilm. Gerade hält er mein *iPad 2* von *Apple*.

Beschreibung: Seite 56



Meine Nachttischleuchte

Meine Nachttischleuchte auf meinem Nachttisch. Zwischen ihr und meinem →Handy liegt die Infrarot-Fernbedienung meines →Laptops, die ich aber nur noch für meinen →Computer verwende.

Beschreibung: Seite 57



Mein Rennrad von Epple

Mein Rennrad von *Epple* auf dem Sofa im Wohnzimmer meiner Wohngemeinschaft. In meiner alten Wohnung hing es über meinem Bett. Auf dem Sofa liegt meine →Olivenholzkugel.

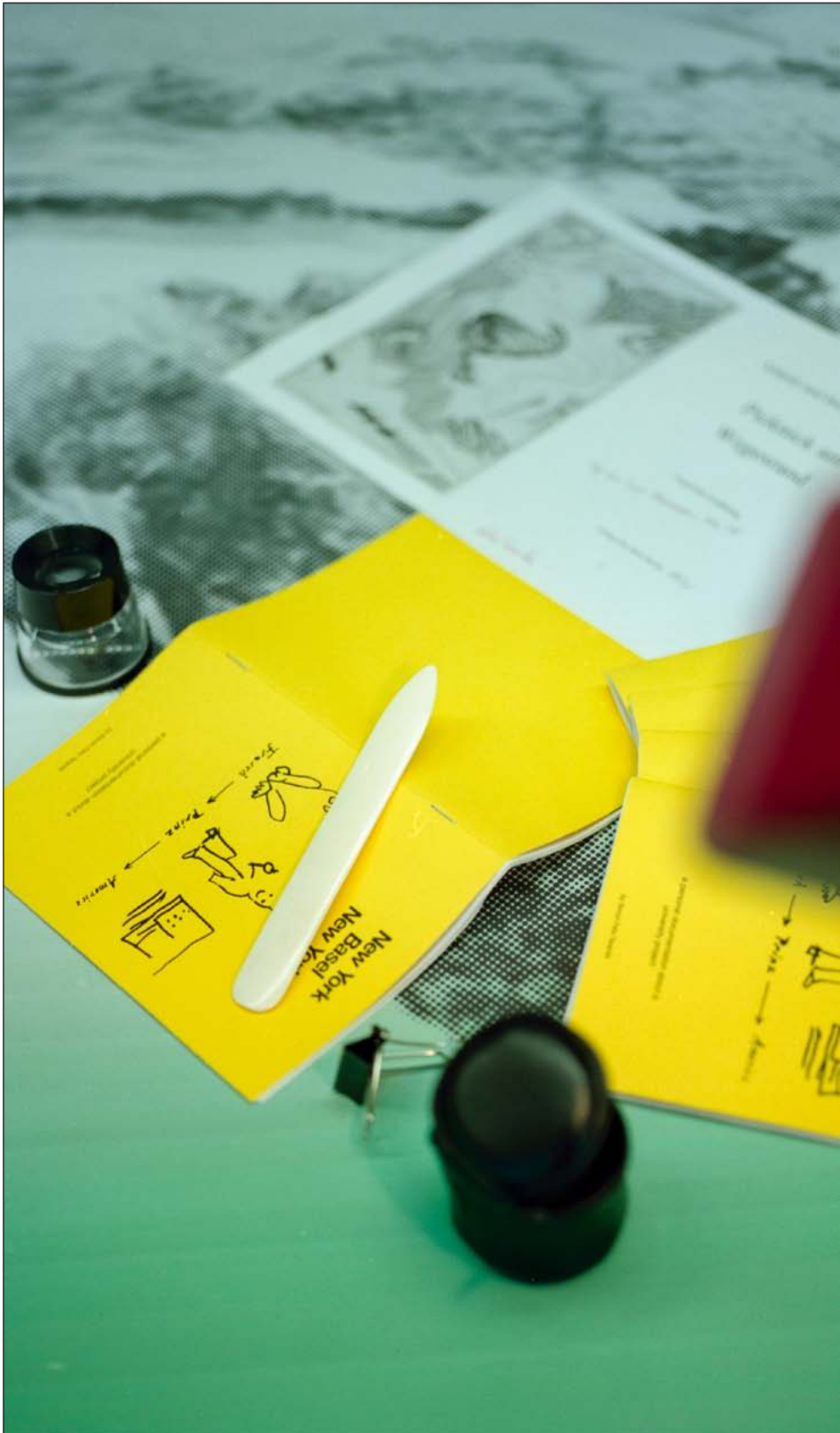
Beschreibung: Seite 58



Mein Typometer

Mein Typometer auf einer DIN-A-4-Seite. Daneben liegen mein →Falzbein und meine →Lupe sowie darunter mein →Kugelschreiber.

Beschreibung: Seite 60



Mein Falzbein

Mein Falzbein auf einem Exemplar meines Reisetagebuchs aus New York. Daneben meine →Lupe und rechts, verschwommen im Bild, der Lampenschirm meiner →Tischleuchte.

Beschreibung: Seite 61



Mein Badmintonschläger

Mein Badmintonschläger *Powerflo BR Pro* von *Carlton* zusammen mit sechs Badmintonbällen und meinen Hallenschuhen von *Nike*.

Beschreibung: Seite 62



Mein Geldbeutel

Meine beiden Geldbeutel umgeben von ihrem Inhalt. Unter anderem meiner →Kreditkarte und meinem Organspendeausweis. Oben liegt einer der gelben Abholscheine für die entwickelten Negative der Fotografien in diesem Buch.
Beschreibung: Seite 63



Meine Teekanne aus Ton

Meine Teekanne aus Ton mit ihren vier Schalen auf einer der beiden Zeitungsseiten der *Wuxi Review*, in der sie in ihrer roten Schachtel eingepackt waren.

Beschreibung: Seite 65



Mein Lautsprecher

Mein Lautsprecher *PureFi Express Multimedia Speaker* von Logitech auf dem Küchentisch meiner Wohngemeinschaft. Auf ihm ein *iPhone 4s* mit geöffneter App des österreichischen Radiosenders *FM4*.

Beschreibung: Seite 66



Mein Schaufelraddampfer

Mein Schaufelraddampfer im Badezimmer meiner Mutter. Rechts von ihm ein Wecker, dessen Weckzeiger nur noch nach unten hängt.

Beschreibung: Seite 68



Meine Sonnenbrille

Meine Sonnenbrille *Aviator* von *Ray-Ban* neben meinem →Flugbuch. Rechts liegt ihre Hülle und darüber liegen drei Fotografien, die ich einmal von einer Freundin gemacht habe, die meine Sonnenbrille trug.
Beschreibung: Seite 69



Mein Notizbuch

Mein aktuelles Notizbuch und meine fünf alten Notizbücher von Moleskine. Sie liegen auf Probedrucken und Textkorrekturen für dieses Buch.

Beschreibung: Seite 70



Mein Kung-Fu-Stock

Mein Kung-Fu-Stock in einem kleinen Park im Stadtteil Gellert in Basel. Durch diesen Park komme ich bei fast allen meinen Läufen.

Beschreibung: Seite 73



Mein Motorrad

Mein Motorrad *Zephyr ZR 550 B* von *Kawasaki* im Hof meiner Mutter. Auf dem Sitz steht die Nachbarskatze Pia, die einmal ihr Bein gebrochen hatte.

Beschreibung: Seite 75



Mein Modellflugzeug

Mein Modellflugzeug *Red Zephyr* auf seinem Flugplatz in Lattenweiler. Dahinter liegt meine →Fernsteuerung im Gras und im Hintergrund ist die rote Bank zu sehen, auf der ich saß, als ich mit dem Modellfliegen begann.

Beschreibung: Seite 77



Mein Kugelschreiber

Mein Kugelschreiber No. 460 Pen von *Mitsubishi*. In meinem →Notizbuch ist die Liste aufgeschlagen, in der ich die bereits fotografierten Dinge eingetragen habe. Oben links liegt eine Zeitung des Geschäfts, in dem ich ihn kaufte.

Beschreibung: Seite 81



Mein Auto

Mein Auto, mein *Mazda 323*. Es steht in der Straße, in der ich wohne, vor einem Haus, das mir besonders gefällt.

Zum Zeitpunkt des Fotos – Mitte März – sind noch Winterreifen aufgezogen.

Beschreibung: Seite 83



Meine Daunenjacke

Meine Daunenjacke *Down Jacket* von *Burton, Ronin*. Rechts ist zu erkennen, wie gerade eine Daunenfeder aus dem Brandloch in ihrem Ärmel herausschaut.

Beschreibung: Seite 85



Mein Kellnermesser

Mein Kellnermesser *Lounge* von *Blomus*. Sein Zapfenzieher steckt in einem Korken einer Flasche *Dolcetto* aus dem Piemont. Davor mein Taschenmesser und die Single *The Hustle* von *Van McCoy & The Soul City Symphony*.

Beschreibung: Seite 87

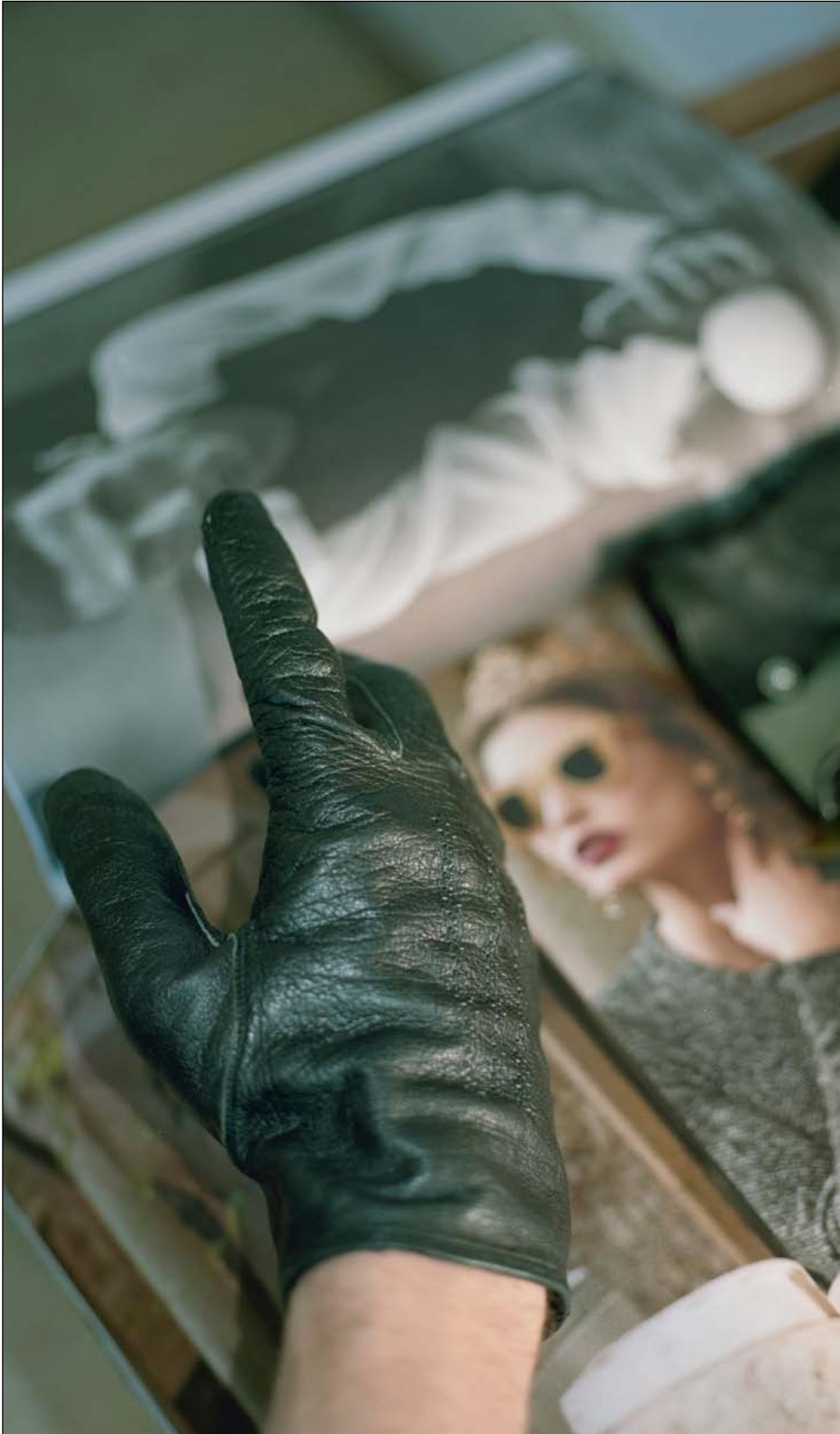


Mein Taschenmesser

Mein Taschenmesser, das einmal meinem Großvater gehört hat. Es liegt auf einem Exemplar seines Buches.

Daneben meine →Lederhandschuhe, die einmal meiner Großmutter gehörten.

Beschreibung: Seite 88



Meine Lederhandschuhe

Meine Lederhandschuhe. Auf dem Foto trage ich den rechten von ihnen an meiner Hand. Der linke liegt auf einer Modeanzeige von *Dolce & Gabbana* in der amerikanischen *Vogue* vom Dezember 2013.

Beschreibung: Seite 90



Mein Rasierer

Mein Rasierer *MB4110* von *Remington* auf einem kleinen Regal im Badezimmer meiner Wohngemeinschaft. Hinter ihm steht mein alter kaputter Rasierer von *Braun*.

Beschreibung: Seite 91



Meine Kreditkarte

Meine Kreditkarte von *Visa*. Sie lehnt an Büchern, die ich für diese Arbeit gelesen habe. Ihre Nummer habe ich für dieses Foto unkenntlich gemacht. Die beiden anderen Kreditkarten gehören zu anderen Konten.

Beschreibung: Seite 93



Mein Rucksack

Mein Rucksack *Dayhiker* von *Burton*. Rechts neben ihm lehnt mein altes Snowboard *Squad Flex 3* von *Völkl* und links hängt einer meiner *Sleeper Hoodie*.

Beschreibung: Seite 95



Meine Teekanne aus Gusseisen

Meine Teekanne aus Gusseisen. Vor ihr liegt mein →Löffel und im Fach unter ihr steht eine Dose Jasmintee, die ich in New York gekauft habe.

Beschreibung: Seite 97



Meine Schildmütze

Meine Schildmütze vor derselben Wand in der Nähe des Stadions St. Jakob-Park in Basel, vor der ich auch mein
→Skateboard fotografiert habe.

Beschreibung: Seite 98



Mein Baseballschläger

Mein abgebrochener Baseballschläger, den ich im Central Park in New York gefunden habe. Links neben ihm liegt ein Baseball auf meinen Batting-Gloves und rechts neben ihm steht ein leerer Sixpack *Booklyn Lager*.
Beschreibung: Seite 99



Mein Plakat von Bruce Nauman

Eines meiner Exemplare des Plakats *Body Pressure* von Bruce Nauman. Unter ihm steht die Platte *Wenn Dir Das Meine Liebe Nicht Beweist* der österreichischen Band *Garish*. Neben ihr steht ein weiteres Exemplar des Plakats.

Beschreibung: Seite 100



Mein Snowboard

Mein Snowboard *Salomander* von *Salomon* in einem Apfelbaum im Hof meiner Mutter. Links neben ihm hängt meine → Lawinenschaufel.

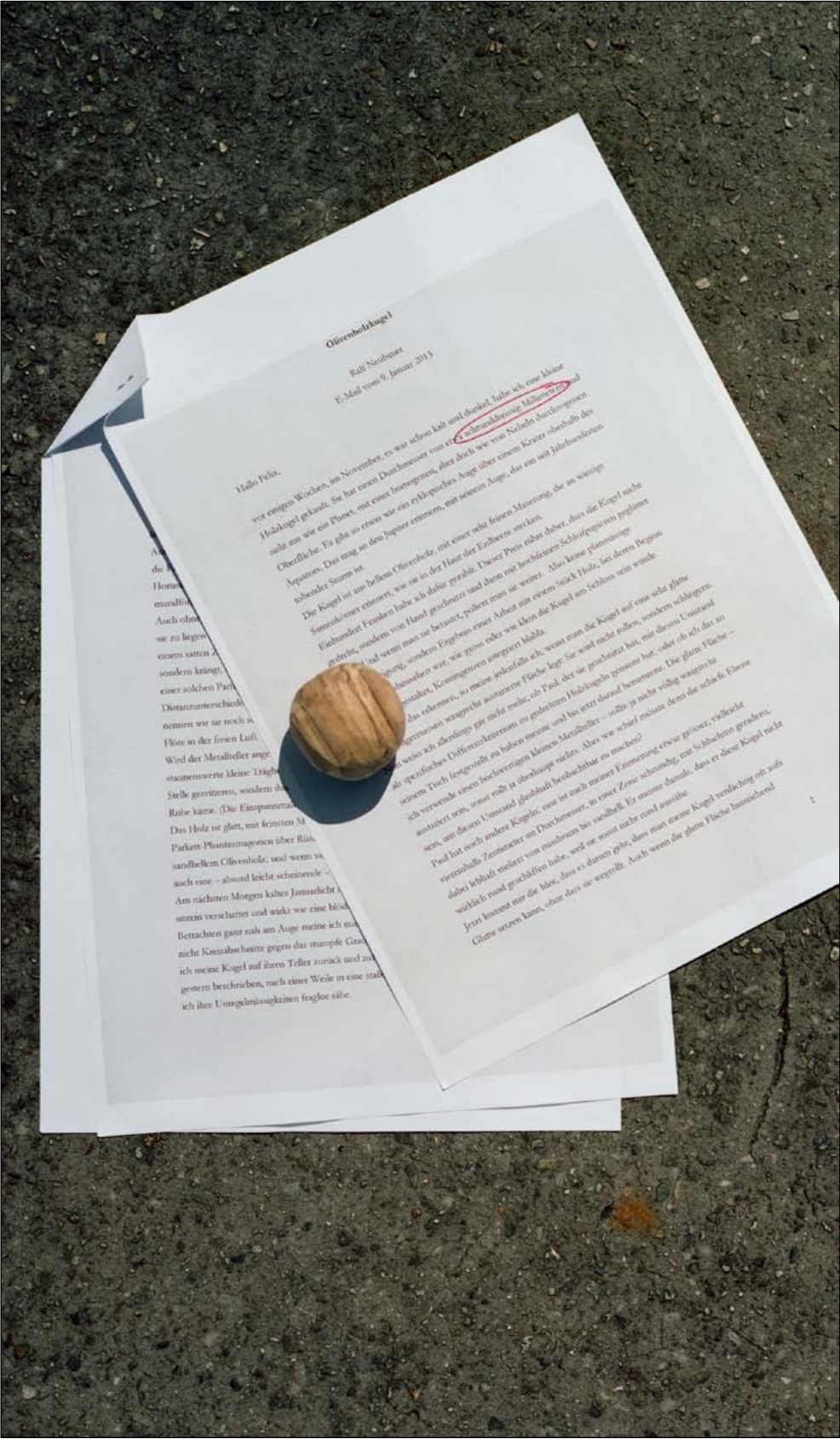
Beschreibung: Seite 102



Meine Saisonkarte

Meine Saisonkarte 3-Tälerpass auf meiner Jacke, die ich als Snowboardlehrer von der Skischule bekommen habe, in der ich Mitglied bin.

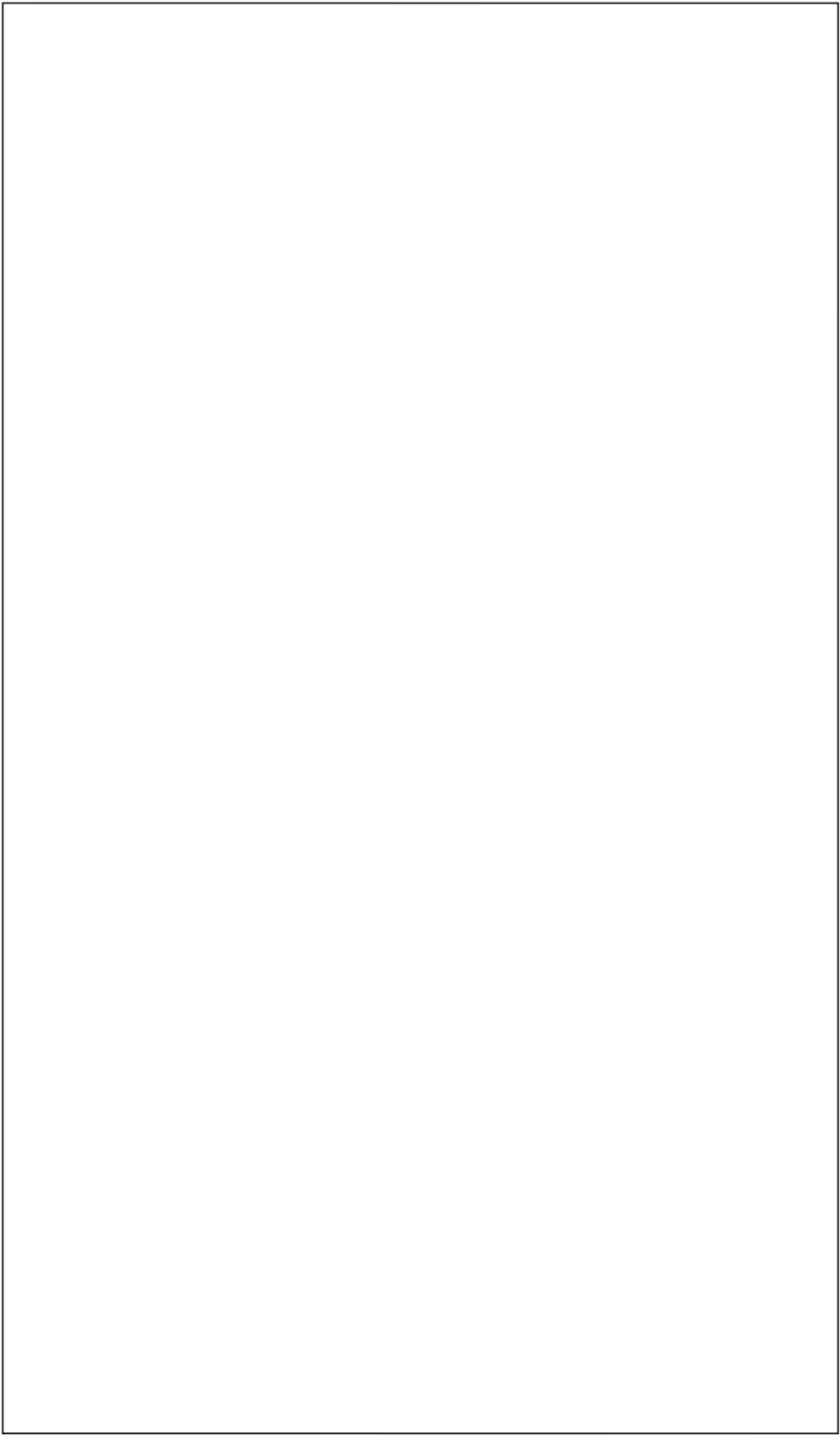
Beschreibung: Seite 104



Meine Olivenholz-Kugel

Meine Olivenholz-Kugel. Sie liegt auf der Beschreibung, die ich bekommen hatte, um sie anzufertigen. Auf dem Foto ist sie noch nicht ganz rund geschliffen.

Beschreibung: Seite 106



Mein Modellschiff

Mein Modellschiff *Anja SL 35* von *Graupner*. Da sie leider 1995 sank, kann ich sie nur aus meiner Erinnerung nachzeichnen.

Beschreibung: Seite 110



Meine Teeschale

Meine beiden Teeschalen, die eigentlich Dessertschalen der Serie *Flow* von *Villeroy & Boch* sind. Links von der vorderen liegt mein → Teebesen und zwischen ihnen liegt mein → Löffel.

Beschreibung: Seite 111



Mein Weizenbiertglas

Mein Weizenbiertglas, das ich noch vom Hexenfest in Neukirch habe. Auf dem Foto im Hintergrund ist der Hof meiner Großeltern zu sehen.

Beschreibung: Seite 113



Mein Akkuschauber

Mein Akkuschauber *BHP435* von *Makita*. Vor ihm liegt meine →Bleistiftkappe mit dem Bleistift, mit dem ich Markierungen an meinen Olivenholzwürfeln angezeichnet habe, um aus ihnen meine →Olivenholzkugel zu machen.

Beschreibung: Seite 115



Meine Kamera von Canon

Meine Kamera von *Canon*. Sie liegt in meinem Regal mit Glastüren, das in meinem Zimmer steht, auf meinem Reisepass. Neben ihr liegt eines meiner beiden →Fahrradlichter.

Beschreibung: Seite 117



Meine Fernsteuerung

Meine Fernsteuerung *mc-15* von *Graupner/R* in dem Kellerraum, in dem sich auch meine Modellflugzeuge befinden. Im Hintergrund steht ein Abdruck meiner Hände vom 14. Februar 1997.

Beschreibung: Seite 119



Meine Motorradstiefel

Meine Motorradstiefel, angelehnt an mein →Motorrad im Hof meiner Mutter. Der linke steht auf dem Schalthebel, von dem er, durch das Schalten, vorn eine Delle im Leder besitzt.

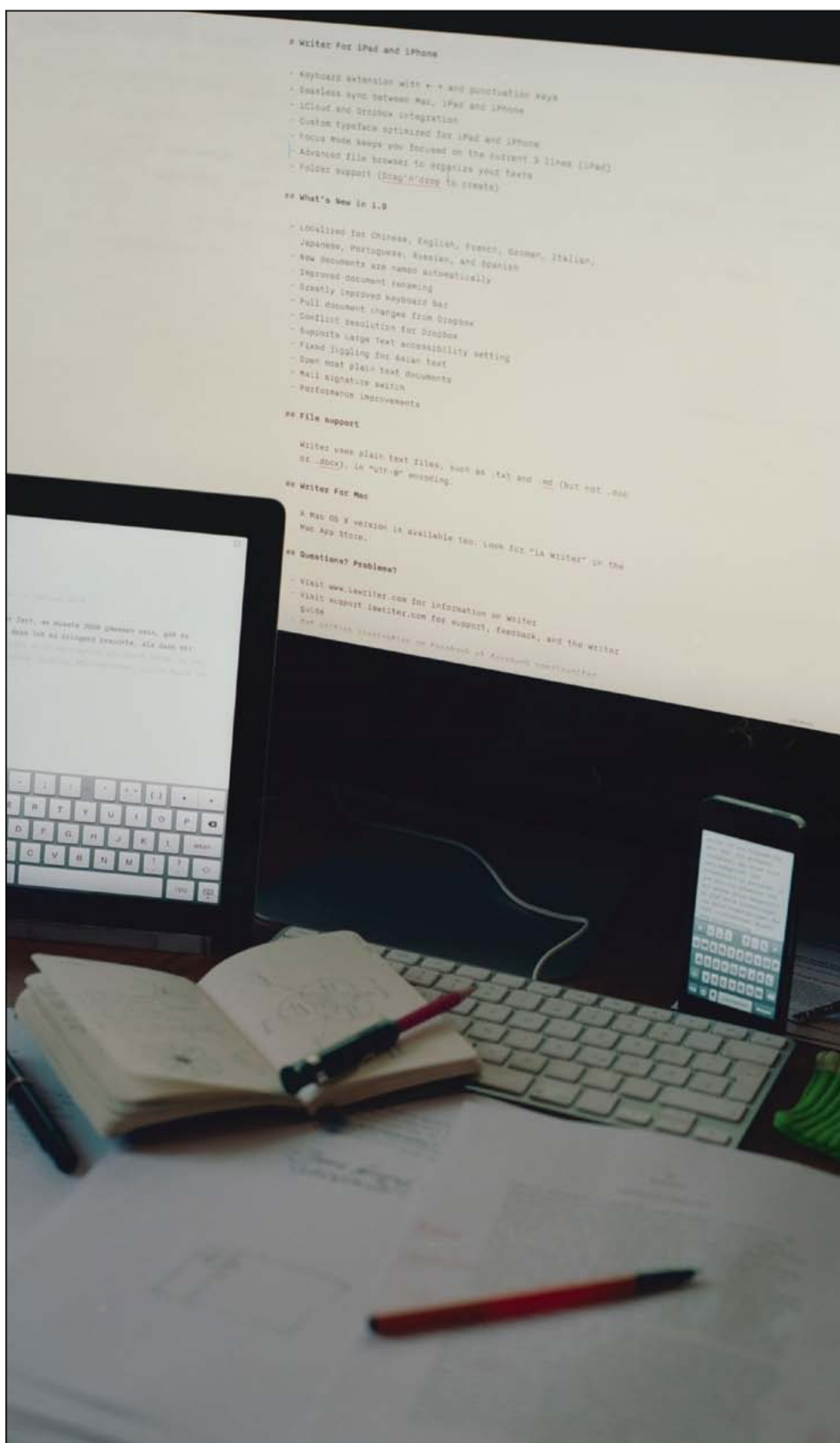
Beschreibung: Seite 123



Mein Fußschemel

Mein Fußschemel unter meinem Schreibtisch in meinem Zimmer. Hinter ihm hängen Kabel meines →Computers und meiner Festplatten.

Beschreibung: Seite 125



Mein Texteditor

Mein digitaler Texteditor *iA Writer*, geöffnet auf meinem →Computer, meinem →*iPad* und meinem →Handy. Davor liegt, auf Korrekturen für dieses Buch, mein →Notizbuch, meine →Bleistiftkappe und mein →Kugelschreiber.

Beschreibung: Seite 127



Mein Buch »Current State: Snowboarding«

Mein Buch *Current State: Snowboarding*, aufgeschlagen auf der ersten vierseitigen Abbildung. Rechts auf dem Boden steht sein Schubser.

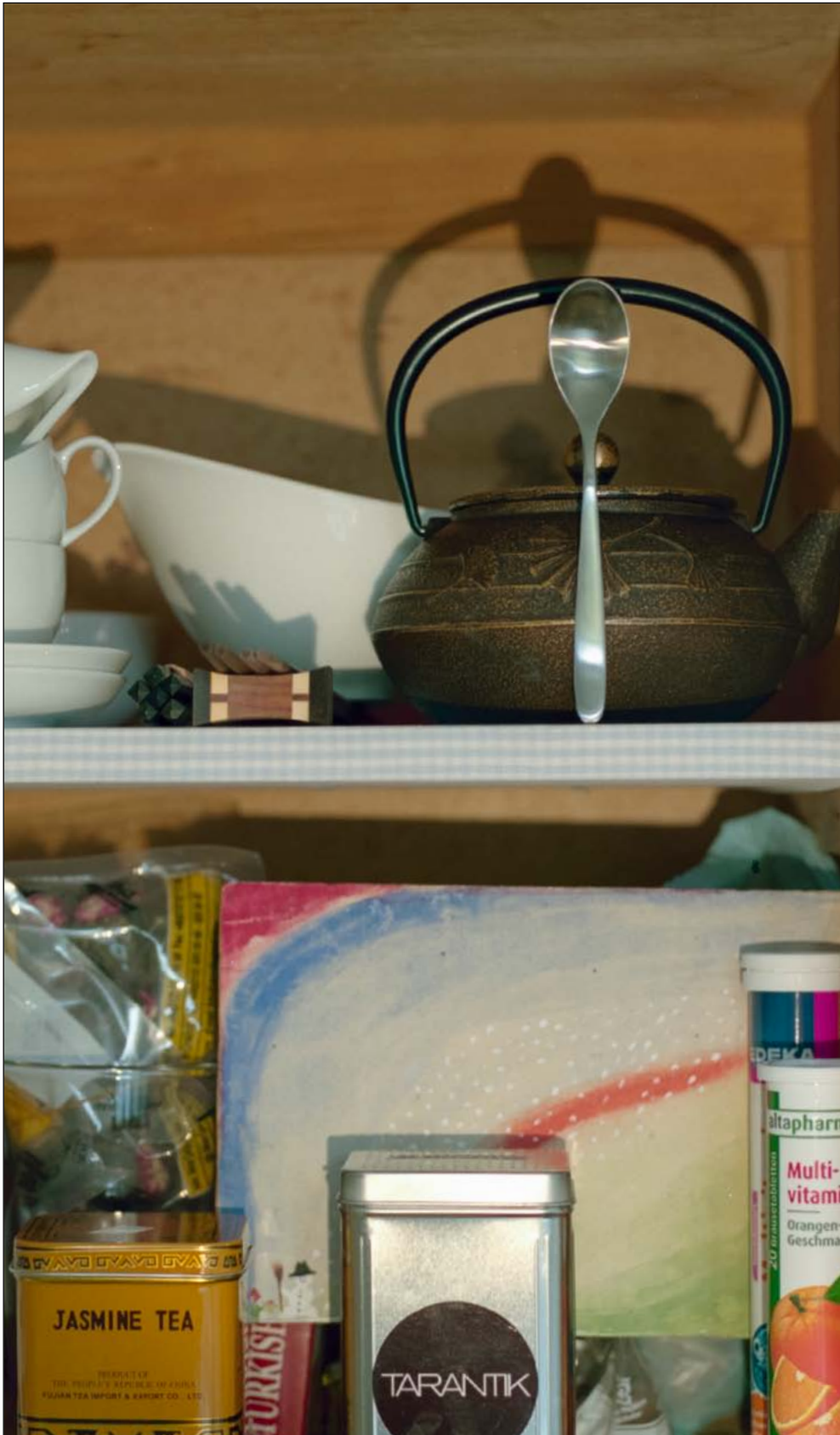
Beschreibung: Seite 129



Meine Kamera von Mamiya

Meine Kamera von *Mamiya*, mit der ich alle Aufnahmen in diesem Buch gemacht habe. Das Stativ habe ich von einem befreundeten Fotografen geliehen, von dem ich viel über die Fotografie gelernt habe.

Beschreibung: Seite 131



Mein Löffel

Mein Löffel der Serie *Silk* von *Auerbach*. Es ist der Kaffeeelöffel der Serie, aber ich verwende ihn nur, um trockenen Tee zu portionieren. Am liebsten sehe ich ihn nur an. Er lehnt an meiner →Teekanne aus Gusseisen.

Beschreibung: Seite 133



Mein Parfüm

Mein Parfüm „Wood“ von *Dsquared²* vor dem Spiegel im Badezimmer meiner Wohngemeinschaft. Rechts neben ihm steht der Lidschatten meiner spanischen Mitbewohnerin.

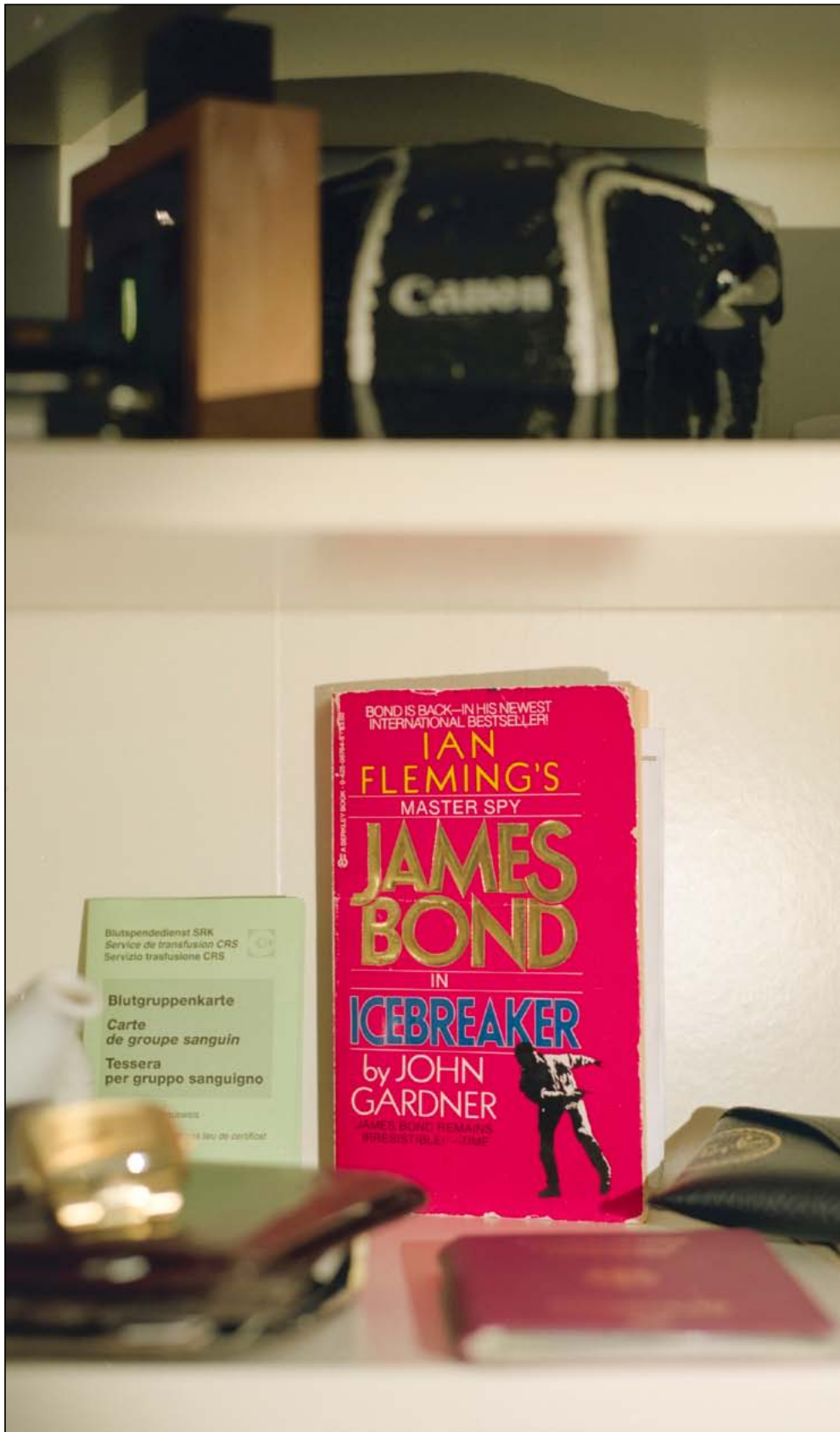
Beschreibung: Seite 135



Meine Teekanne mit Stiel

Meine Teekanne mit Stiel in der Küche meiner Wohngemeinschaft in Basel. Ich habe sie mir 2010 in Berlin selbst zum Einzug geschenkt, als ich im Stadtteil Schöneberg in eine Wohngemeinschaft mit einem Clown zog.

Beschreibung: Seite 136



Mein Buch »Icebreaker«

Mein Buch *Icebreaker*, das ich in der *Alligator Lounge* in Brooklyn New York gewonnen habe. Darüber steht mein
 →Parfüm und meine →Kamera von *Canon*. Links unten liegt meine →Armbanduhr auf meinen →Geldbeuteln.

Beschreibung: Seite 137



Meine Reisetasche

Meine Reisetasche von *Burton*. Wenn ich nicht auf Reisen bin, steht sie in dem Haus, in dem ich wohne auf dem Dachboden. Vor ihr liegt mein →Rucksack und auf dem Boden eines meiner alten →Snowboards.

Beschreibung: Seite 139



Mein Plakat von Keira Knightley

Mein Plakat von Keira Knightley an meinem Arbeitsplatz in der Hochschule. Auf meinem →Laptop vor ihm schreibe ich gerade an seiner Beschreibung. Rechts steht meine →Tischleuchte.

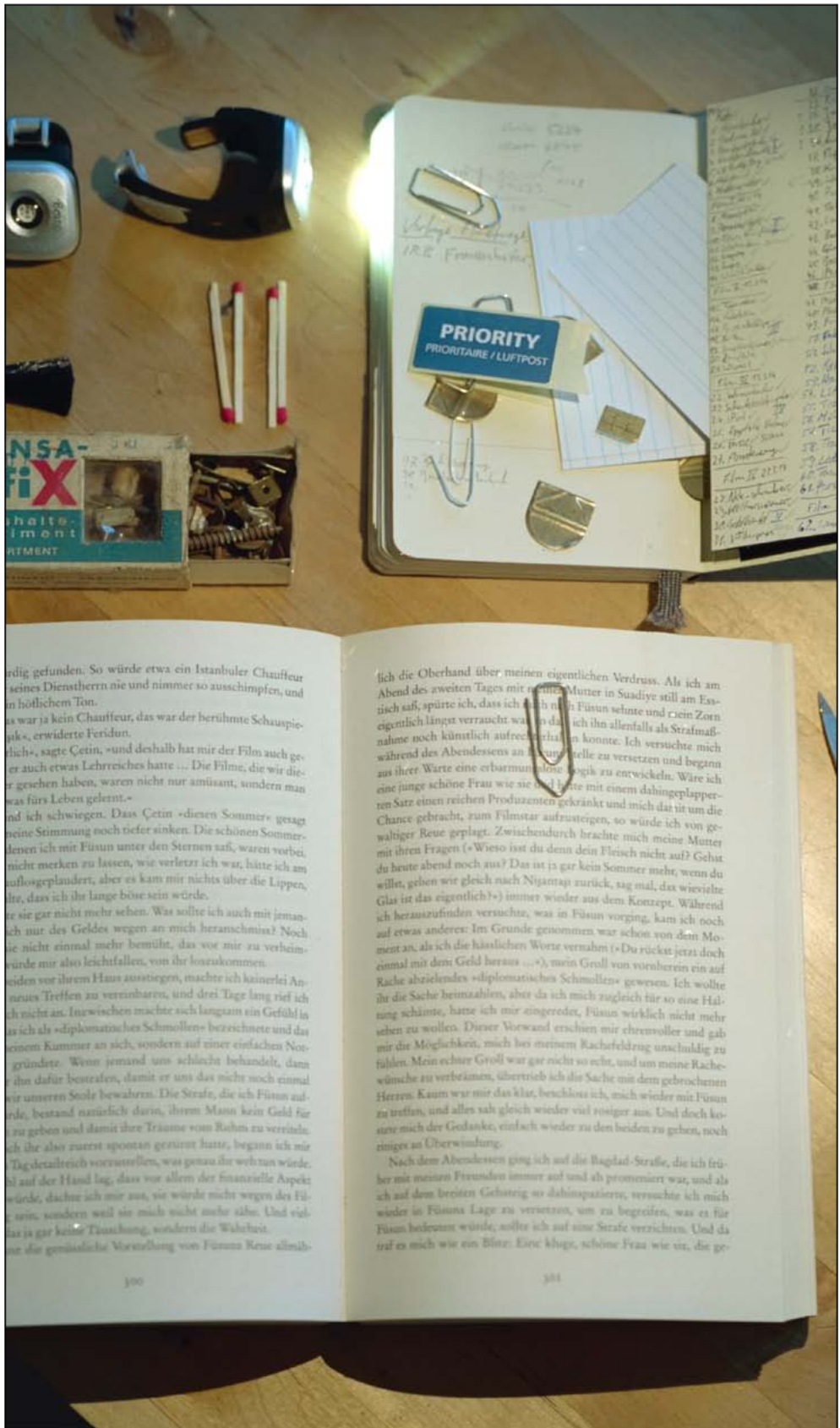
Beschreibung: Seite 141



Meine Bücher »Zen Zen And The Art Of Motorcycle Maintenance – An Inquiry Into Values« und »Lila – An Inquiry Into Morals«

Die Bücher stehen im Fach unter meinem →Baseballschläger. Rechts steht ein weiteres meiner Lieblingsbücher.

Beschreibung: Seite 143



Meine Büroklammer

Meine Büroklammer auf der Seite 302 meines Exemplars von Orhan Pamuks Roman *Das Museum der Unschuld*.

Oben links im Bild liegen meine →Fahrradlichter und daneben mein →Notizbuch.

Beschreibung: Seite 145



Mein Holzwürfel

Mein Holzwürfel aus Balsaholz. Er steht auf dem Papier, das auf dem Boden meiner →Setzkastenschublade lag und das ich herausgenommen und eingerahmt habe.

Beschreibung: Seite 147



Mein Stuhl

Mein »Freischwinger« vor meinem Schreibtisch in meinem Zimmer. Unter dem Stuhl sieht man die ihn stabilisierenden Bögen. Rechts unter dem Fenster steht der Scanner, mit dem ich alle Negative für dieses Buch digitalisiert habe.

Beschreibung: Seite 149



Meine ägyptische Statue

Meine ägyptische Statue auf einer Kommode im Wohnzimmer meiner Mutter. Links von ihr liegt mein →iPod beim Laden und rechts stehen die drei Würfel für meine →Olivenholzkugel.

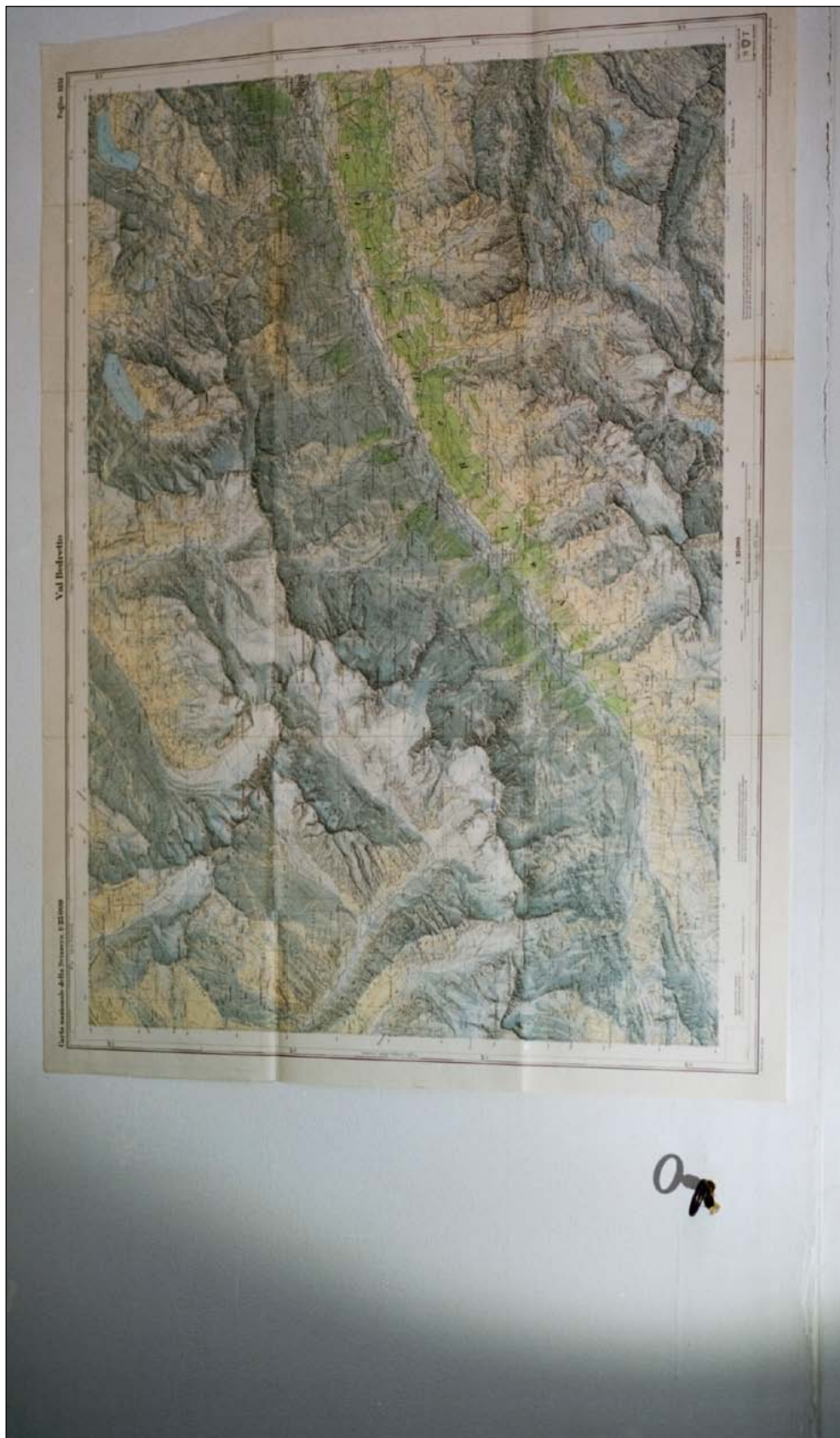
Beschreibung: Seite 151



Meine Jacke

Meine Jacke *Oxford PLS Jacket* von *Volcom*, die ich mir in Berlin gekauft habe. Ihr psychedelisches Innenfutter ist gut zu erkennen.

Beschreibung: Seite 152



Meine Landkarte

Meine Landkarte des Val Bedretto. Ich habe sie hochkant an die Tür meines Wandschranks gehängt, weil ich die geringe Beliebtheit der Grafik so schätze.

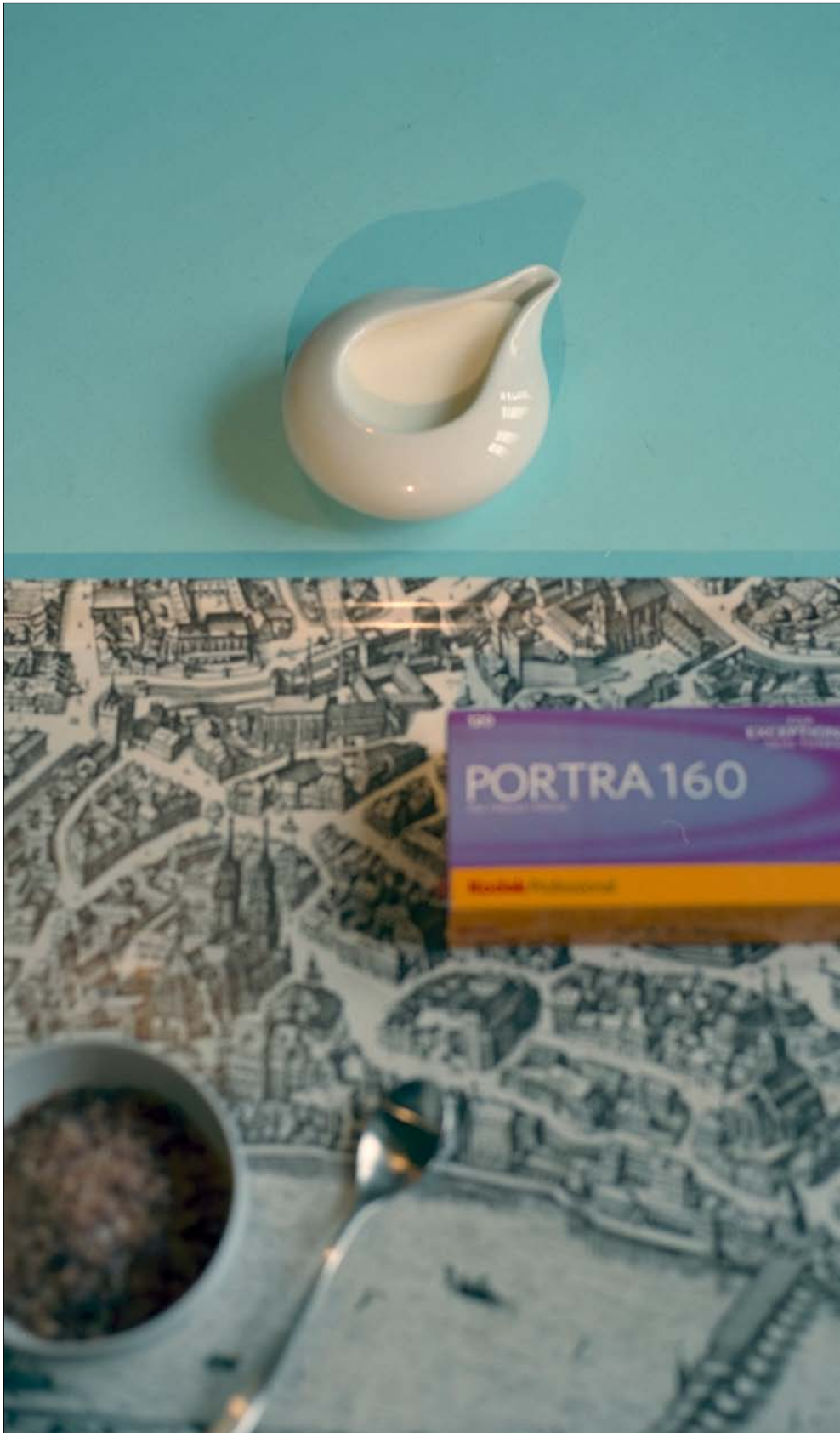
Beschreibung: Seite 154



Mein Gürtel

Meine beiden Gürtel aus braunem Leder. Sie hängen auf der Innenseite der Tür meines Wandschranks mit meinen anderen Gürteln. Rechts hängt noch eine Wärmeflasche aus blauem Kunststoff.

Beschreibung: Seite 155



Mein Milchkännchen

Mein Milchkännchen aus der Serie *Tunis* von *Arzberg*. Auf dem Tablett ist das mittelalterliche Basel abgebildet und darauf liegt eine Schachtel der Filme, mit denen ich alle Aufnahmen in diesem Buch fotografiert habe.

Beschreibung: Seite 156



Meine Dampfgarkörbchen

Meine Dampfgarkörbchen, gefüllt mit Zucchini, auf einem Topf mit kochendem Wasser. Rechts steht eine leere Flasche Sojasauce.

Beschreibung: Seite 157



Mein Spätzlehobel

Mein Spätzlehobel, kurz bevor ich mit ihm Spätzle hoble. Dahinter sieht man das Kässpätzlerezept, das ich von meiner Mutter bekommen habe. Links steht mein →Messbecher.

Beschreibung: Seite 158



Mein Buch » Verordnung wegen Feuers-Gefahr in der Stadt vor den Thoren und in den zunächst gelegenen Gemeinden.«

Über dem Buch liegt der aktuelle Notfallplan der Stadt Basel und links meine →Landkarte.

Beschreibung: Seite 159



Mein Teebesen

Mein Teebesen. Sein Schatten liegt auf der Tür meines Küchenschrankfachs, in dem sich meine →Teekanne aus Gusseisen, mein →Milchkännchen, meine →Teeschalen und mein →Löffel befinden.

Beschreibung: Seite 160



Meine Postkarte

Meine Postkarte, die mir meine Tante aus Bhutan geschrieben hat. Rechts im Vordergrund liegt mein
→Schlüsselbund.

Beschreibung: Seite 162



Meine Badehose

Meine Badehose von *Billabong*. An ihrem Bund sieht man die Schlaufe, durch die sie mir besser passt. Links, auf dem Rand der Badewanne, liegt der Surfkamm, der als Zubehör in ihrer Tasche steckte.

Beschreibung: Seite 164



Meine Lupe

Meine Lupe. Sie steht auf einer frühen Version der Liste meiner einhundert Dinge für dieses Buch. Rechts von ihr liegt die Hülle meines →Typometers.

Beschreibung: Seite 166



Meine Schuhe

Meine Schuhe *Lunar Flyknit Chukka* von Nike. Es sind die leichtesten und bequemsten Schuhe, die ich habe.

Hinter meiner Briefwaage liegt meine →Postkarte.

Beschreibung: Seite 167



Meine Yo-Yos

Meine beiden Yo-Yos. Links mein grünes *Viper* von *Henrys*, rechts mein transparentes *Brain* von *Yomega*. Die Fliehkraftkupplung ist gut zu erkennen. Die Figur *Eifelturm* kann ich noch heute.

Beschreibung: Seite 168



Meine Lawinenschaufel

Meine Lawinenschaufel auf dem Sofa meiner Mutter. Auf dem Foto, das an meinem Snowboardschuh lehnt, trage ich meine →Daunenjacke.

Beschreibung: Seite 170



Mein Rennrad von Wilier

Mein Rennrad *Mortirolo* von Wilier. Es lehnt an einem österreichischen Straßenpfosten auf dem Pfänderrücken.

Unter den Wolken liegt der Bodensee.

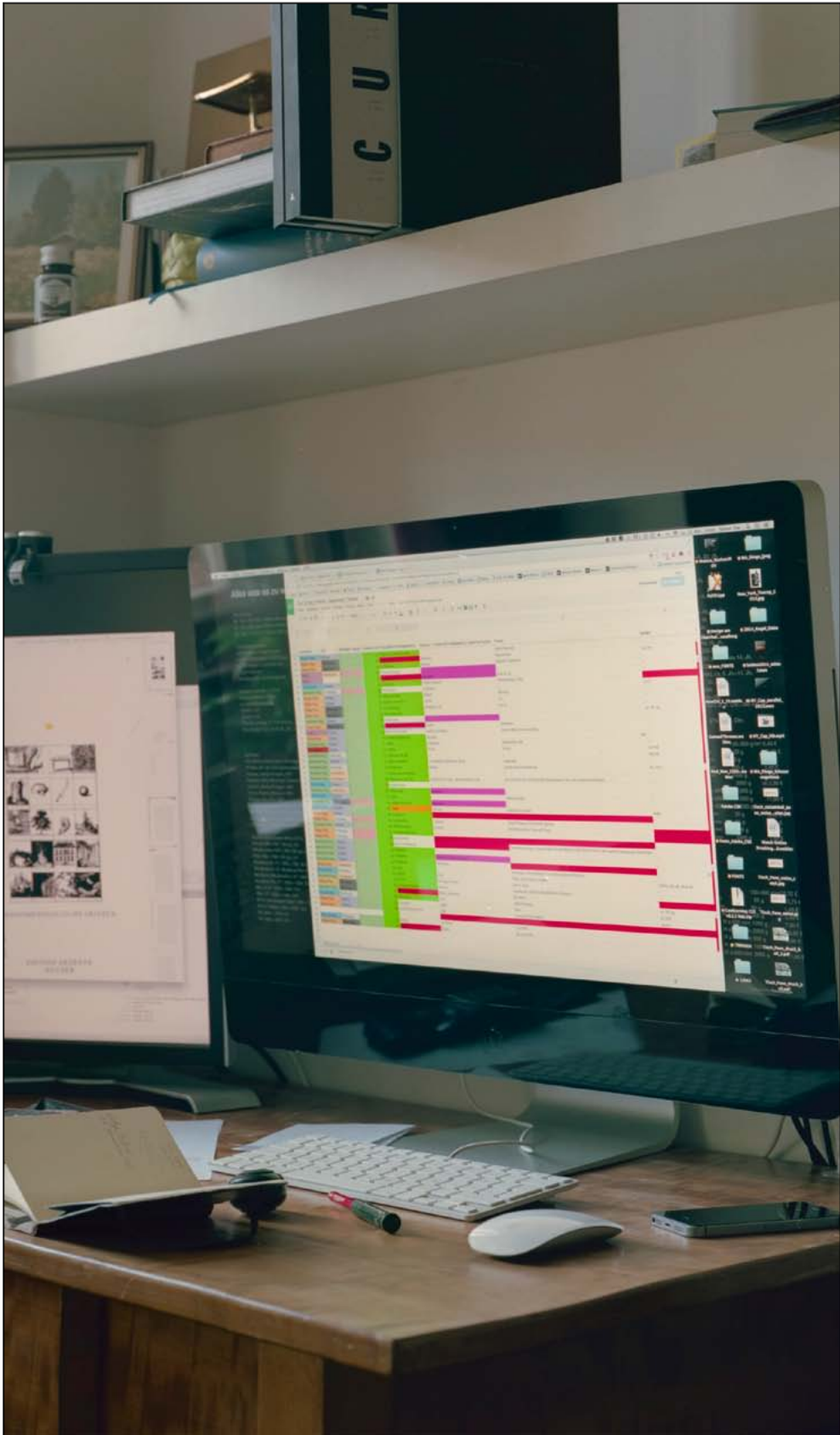
Beschreibung: Seite 172



Meine Flip-Flops

Meine Flip-Flops *Mike Fanning* von Reef mit eingebautem Flaschenöffner in der Sohle. Oben liegen meine
→Badehose und meine →Kühltasche und unten liegt meine →Schildmütze.

Beschreibung: Seite 174



Mein Computer

Mein Computer *iMac* von *Apple* auf meinem Schreibtisch in meinem Zimmer. Links von ihm steht mein Bildschirm von *Dell*, auf dem gerade die Akkus meiner →Fahrradlichter laden.

Beschreibung: Seite 175



Mein Baseballhandschuh

Mein Baseballhandschuh *Diamond Elite Edge II* von Nike. Rechts von ihm sieht man den Griff meines →Baseballschlägers und links die Sohle von einem meiner Baseballschuhe.

Beschreibung: Seite 177

Reflexion

Einleitung zur Reflexion

Mit dem nun folgenden Teil schließe ich an die vorangegangenen einhundert Beschreibungen und Abbildungen an. Ich zeige, welche Schlüsse ich aus ihnen ziehe und was diese für die Designdisziplin bedeuten. Über die *Welt der Dinge* ist bereits vieles gesagt und geschrieben worden. Die Philosophie, die Ethnologie, die Soziologie, die Geschichtswissenschaft, das Design und viele weitere Disziplinen befassen sich mit ihr, denn die Welt der Dinge, oder *die materielle Kultur*, wie der deutsche Ethnologe HANS PETER HAHN schreibt, ist nicht die Angelegenheit von nur einer Disziplin.¹ Mit der Formulierung »Die Welt der Dinge« schließe ich Immaterielles bewusst nicht aus, denn wo wären sonst zum Beispiel Musik oder digitale Daten einzuordnen? In der Mehrzahl der Arbeiten geschieht die Auseinandersetzung mit den Dingen meist mit einem distanzierten Blick, der auf diese Welt gerichtet wird und sie erklärt und interpretiert. Gleichzeitig richtet sich dieser Blick mehrheitlich auf abstrakte Dinge wie Modelle oder Typen, und nicht auf die konkreten einzelnen Exemplare, die mich und uns alle umgeben.

Philosophen wie ROLAND BARTHES², MARTIN HEIDEGGER³, KONRAD PAUL LIESSMANN⁴ oder JEAN BAUDRILLARD⁵ befassen sich zwar durchweg mit den Dingen und ihren Bedeutungen, doch tun sie dies stets im Hinblick auf abstrakte Gegenstände, wie *die Schuhe* oder *die Büroklammer*. Allgemeingültiges zu formulieren ist ja auch das Ziel dieser Philosophie, weswegen die konkreten Gegenstände hier nicht von Interesse sind. ROGER-POL DROIT bildet eine Ausnahme, denn er knüpft mit seinen philosophischen Überlegungen stets an einen konkreten einzelnen Gegenstand an, bevor er allgemein wird.⁶

Auch die Ethnologie und die Soziologie befassen sich mit abstrakten Dingen. Sie untersuchen zwar den Umgang und die Bedeutungen konkreter, einzelner Exemplare – denn nur mit diesen können wir Menschen unseren Alltag bewältigen –, sie verallgemeinern dann aber die daraus gewonnenen Kenntnisse und beziehen sie auf alle gleichen Dinge. Vom Umgang mit einer konkreten Gabel und einem konkreten Messer zum Beispiel werden Tischmanieren, soziale Strukturen und kulturelle Werte abgeleitet, was wohl legitim ist; diesen beiden Dingen – diesem *einen* Messer und dieser *einen* Gabel – aber wohl kaum gerecht wird. MIHÁLY CSÍKSZENTMIHÁLYI und EUGENE ROCHBERG-HALTONS Studie »Der Sinn der Dinge«⁷ aus dem Jahr 1981 und GERT SELLE und JUTTA BOEHMS Studie »Leben mit den schönen Dingen«⁸ von 1986 sind hierfür Beispiele und liegen heute doch bereits dreißig Jahre zurück.⁹ Wie Selle und Boehm untersucht auch DANIEL MILLER 2008 die Einrichtung und die Dinge im Haushalt ausgewählter Personen.¹⁰ Doch auch er interpretiert die Dinge selbst und so verschwimmen auch hier die Bedeutungen der Besitzer dieser Dinge unweigerlich mit den Bedeutungen der Autoren, so wie es auch bei TILMANN HABERMAS' Studie zu »Lieblingsdingen«¹¹ von 1996 der Fall ist.

1 vgl. Hahn 2005. Seite 12.

2 vgl. Barthes 1964.

3 vgl. Heidegger 1960.

4 vgl. Liessmann 2002 und 2010.

5 vgl. Baudrillard 2001.

6 vgl. Droit 2005.

7 vgl. Csikszentmihályi/
Rochberg-Halton 1989.

8 vgl. Selle/Boehm 1986.

9 Und damit auch vor der Digitalisierung unserer Welt – einer großen Veränderung in der Welt der Dinge, denn durch sie bilden die immateriellen Dinge einen immer größer werdenden Anteil an ihr.

10 vgl. Miller 2010.

11 vgl. Habermas 1996.

Dass Kulturwissenschaftler wie HARTMUT BÖHME¹, und Ethnologen wie HANS PETER HAHN² und KARL-HEINZ KOHL³ ihren Blick auf die abstrakten Gegenstände richten und ihre Erkenntnisse verallgemeinern, bringen ihre Disziplinen mit sich.

Die Geschichtswissenschaft, die Archäologie und die Kunstwissenschaft wiederum beschäftigen sich zwar meist mit einzelnen konkreten Gegenständen, aber eben oft nur aus dem Grund, weil diese die einzigen sind, die existieren. Auch in diesen Disziplinen wird oft von diesem einen Ding auf alle gleichen geschlossen. Wenn es um die Bedeutungen und die Beziehungen von konkreten einzelnen Dingen geht, scheint mir dies aber unangemessen. Die Fallenbilder des Schweizer Künstlers DANIEL SPOERRI – die *Topographien des Zufalls* – dürfen hier als Referenz nicht fehlen, denn sie sind ein ganz anders gearteter Versuch, die Welt der Dinge zu beschreiben und zu reflektieren. SPOERRI fixiert zum Beispiel die Dinge, die sich gerade auf seinem Schreibtisch befinden auf der Tischplatte und hält so, zusammen mit den Dingen, einen Moment fest. Natürlich haben sich auch Museen und Ausstellungen daran gemacht, nicht nur Kunstwerke zu zeigen, sondern auch gewöhnliche Dinge. Doch auch sie haben sich dabei stets an bestimmten Modellen oder Typen orientiert, um vom ausgestellten einzelnen Exemplar auf alle gleichen Exemplare zu schließen. Die Ausstellung »Das gewöhnliche Design«⁴ des Fachbereichs Gestaltung der Fachhochschule Darmstadt aus dem Jahre 1976 und die Ausstellung »Die Essenz der Dinge«⁵ des *Vitra Design Museums* von 2010 sind hierfür Beispiele.

Bei der Betrachtung all dieser Arbeiten zu den Dingen zeigt sich, wie ich meine, deutlich eine Lücke: Es fehlt eine Arbeit, die sich der alltäglichen konkreten einzelnen Dingen annimmt und ihre Bedeutungen und Beziehungen zu klären versucht, ohne diese dann zu verallgemeinern. Diese Lücke will ich mit dieser Arbeit schließen.

Sich mit den konkreten, einzelnen Dingen zu beschäftigen bringt es mit sich, sich selbst zu beobachten, denn meine eigene Person – mein Körper und mein Geist – sind die Filter, durch die ich alle Dinge wahrnehme. Daher ist jede Bedeutung eines Dings und jede Beziehung zu ihm nur eine unter unabsehbar vielen möglichen, denn jeder Mensch sieht die Dinge anders. Sie sind jedoch etwas Einzigartiges, genau so wie auch jedes Ding einzigartig ist. Mir sind nur ORHAN PAMUKS Roman »Das Museum der Unschuld«⁶ und LEANNE SHAPTONS Roman »Important Artefacts And Personal Property From The Collection Of Lenore Doolan And Harold Morris, Including Books, Street Fashion And Jewelry. Saturday, 14 February 2009«⁷ als Werke bekannt, in denen es um die Bedeutungen und die Beziehungen zu konkreten einzelnen Dingen geht. Zu erwähnen bleiben noch HANS ULRICH GUMBRECHTS Buch »1926 – Ein Jahr am Rand der Zeit«⁸, weil es darin um Dinge – Dispositive – geht, die eine bestimmte Zeit ausgemacht haben, wie zum Beispiel »Grammophon« oder »Streik«

1 vgl. Böhme 2000 und 2006.

2 vgl. Hahn 2005.

3 vgl. Kohl 2003.

4 vgl. Friedl/Ohlhauser 1979.

5 vgl. Schwartz-Clauss/Vogesack 2010.

6 vgl. Pamuk 2010.

Ein Mann ersetzt darin die Beziehung zu einer Frau, die er nicht haben kann, mit den Beziehungen zu konkreten Dingen, die mit ihr in Verbindung stehen.

7 vgl. Shapton 2009.

Das gesamte Buch ist wie ein Auktionskatalog aufgebaut und besteht ausschließlich aus Schwarzweißabbildungen von konkreten Gegenständen, die zwei Personen gehört haben. Allein aus den Bildunterschriften wird die Geschichte lesbar.

8 vgl. Gumbrecht 2001.

1 vgl. Perec 2001.

sowie GEORGES PERECS Roman »Die Dinge«¹, weil es auch in ihm um die Dinge geht – hier die Dinge, die ein junges Pärchen im Paris der Neunzehnhundertsechzigerjahre besitzt oder eben auch nicht besitzt.

Drei dieser Werke sind Fiktion und Gumbrecht schreibt mit einundsiebzig Jahren Abstand über das Jahr 1926, weswegen ich es als berechtigt erachte, diesen eine Arbeit zur Seite zu stellen, die die Dinge der realen Welt in dem Zeitraum beschreibt, in dem sie verfasst wurde.

Genau darum habe ich mich bemüht und in dieser Arbeit meine Beziehungen zu einhundert meiner Dinge sowie ihre Bedeutungen dokumentiert und untersucht. Diese Arbeit ist deshalb eine Auseinandersetzung mit den Dingen mitten aus der Welt der Dinge heraus, und nicht über ihnen schwebend und auf sie herabblickend. Mit den Dingen zu leben, mit ihnen umzugehen, sie zu gebrauchen und dabei immer wieder einen Schritt zurückzutreten und über das eben Getaene nachzudenken – so ist diese Arbeit entstanden.²

Eine solch detaillierte und intensive Auseinandersetzung mit allen Dingen dieser Welt – ähnlich wie in dieser Arbeit – aus der Perspektive eines jeden Menschen anzufertigen, scheint unmöglich zu sein, denn die Anzahl dieser Perspektiven geht gegen Unendlich. Die Idee, alle diese Möglichkeiten zu dokumentieren und in einer »Enzyklopädie der konkreten einzelnen Dinge« zu vereinen, wäre eine Sisyphusarbeit. Es müsste darin ja nicht *das Auto* behandelt werden, sondern *jedes Auto* und nicht *die Uhr*, sondern *jede Uhr*. Angesichts des aktuell viel postulierten Internet der Dinge ist dies in naher Zukunft aber womöglich kein abwegiger Gedanke mehr.

Auch meine Heimatdisziplin – das Design – setzt sich seit jeher mit der Welt der Dinge auseinander; sie erschafft sie sogar und ist wie keine andere Disziplin an ihrer Gestaltung beteiligt. Wie das *Wörterbuch Design* es ausdrückt, beachtet sie aber »[...] in vielen Fällen noch zu wenig, wie die gestalteten Dinge im Alltag funktionieren und wie sie genutzt werden.«³

Was die Dinge bedeuten – wie ich mit ihnen umgehe, wozu ich sie gebrauche, welche Beziehungen ich zu ihnen habe und was ich über sie weiß; all das ist für diese Arbeit von Interesse. Die Bedeutungen der Dinge sind dabei der zentrale Punkt. Der Designtheoretiker KLAUS KRIPPENDORFF fordert, sie in den Mittelpunkt der Designüberlegung zu stellen,⁴ und ich möchte mich dieser Forderung anschließen, was ich auf den nun folgenden Seiten begründen werde.

Was mir die Dinge bedeuten, habe ich auf den vorangegangenen Seiten gezeigt. In den nun folgenden Kapiteln untersuche ich diese Bedeutungen und schlage eine Möglichkeit zu ihrer Unterscheidung vor. Ich werde meine Beziehungen zu den Dingen erläutern und erklären, warum die Dinge für mich, mein Selbst und damit meine Existenz unabdingbar sind. Weiter erkläre ich die grundlegenden Begriffe *Sinn*, *Bedeutung* und *Kontext*, sowie die Unterschiede zwischen *artifactual Type* und *Token*. Diese Unterscheidung zeigen sich

2 Für ein herausragendes Werk, das ebenfalls mitten aus der Welt der Dinge stammt – das jedoch einen völlig anderen Bogen schlägt als diese Arbeit – halte ich übrigens Robert M. Pirsigs »Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten«. Vgl. Pirsig 1978.

3 Erlhoff/Marchall 2008. Seite 50.

4 vgl. Krippendorff 2013. Seite 76.

ohnehin, wenn angemessen über die Dinge gesprochen wird – etwa wenn *das Gleiche* von *demselben* unterscheiden wird. Deswegen skizziere ich hier nur die Richtungen, in denen sich diese Themen fortführen lassen.

Am Ende stehen als Ergebnis dieser Arbeit fünf Arten der Bedeutungen, nach denen die Bedeutungen der Dinge unterschieden werden können. Durch sie ist es möglich, etwas genauer über die Welt der Dinge zu sprechen.

SIMON FELIX TARANTIK

BASEL IM MAI 2014

Grundlegendes zu Bedeutung

Da es in dieser Arbeit nicht nur um die physischen Dimensionen der Dinge geht, genügen auch keine technischen Zeichnungen und physischen Angaben, um die Dinge zu beschreiben. Alle Dinge haben eine weitere Dimension, und das ist ihre Bedeutung. Sie lassen sich nicht mit herkömmlichen Maßsystemen messen¹ und nur schwer darstellen. Als am geeignetsten für die Darstellung von Bedeutungen erachte ich die Sprache, auch wenn eine ganzheitliche Darstellung von Bedeutung selbst in diesem Medium nicht gelingen kann, da es hier unweigerlich zu Missverständnissen kommt. Die Wahrnehmung und das Wissen eines jeden Menschen unterscheiden sich, und so lassen sich Bedeutungen nicht teilen,² sondern nur mit-teilen. Das dann Gesagte hat wiederum für jeden, der es hört und versteht, unterschiedliche Bedeutungen.³ So lässt sich keine Bedeutung einfach übernehmen, sondern ich muss sie jedem Ding selbst zuweisen. Der Schlüssel zum Verstehen der Bedeutungen, die andere Menschen den Dingen geben, ist laut KRIPPENDORFF »[...] die Fähigkeit, vorurteilslos zuzuhören, eigene Kategorien hintenanzustellen und bei der Nacherzählung der Erklärungen besondere Sorgfalt bei der Verwendung der eigenen Begriffe walten zu lassen.«⁴

1 vgl. Krippendorff 2013. Seite 89.

2 vgl. Krippendorff 2013. Seite 85.

3 vgl. ebd. Seite 84.

4 ebd. Seite 84.

5.1

Sinn

Die Grundlage aller Dinge

Sinn ist die Grundlage meines Selbst, bestehend aus meiner Wahrnehmung und meinem eigenen Wissen. Er ist die Selbstverständlichkeit, mit der ich in meiner Welt bin. KRIPPENDORFF schreibt: »Sinn ist das Gefühl, mit der Welt ohne Nachdenken, Deutung oder Erklärung in Verbindung zu stehen.«⁵ Sinn ist etwas, das ich als gegeben voraussetze, akzeptiere und nicht ohne weiteres hinterfrage. Erst, wenn etwas in meiner Wahrnehmung nicht mehr mit meinem Sinn übereinstimmt, bemerke ich Sinn als den »Hintergrund, vor dem man bemerkt, was ungewöhnlich, unerwartet anders oder von Interesse ist.«⁶ Diese Dinge, die ich auf diese Weise bemerke, sind *Bedeutungen*. Bedeutungen sind die Niveauunterschiede in der ansonsten völlig ebenen Fläche Sinn, über die ich von Zeit zu Zeit stolpere. Sinn selbst kann ich nicht bemerken. Denn sobald ich Sinn als Referenz heranziehe, handelt es sich bereits um Bedeutungen. Solange sich der Ablauf der Geschehnisse mit dem deckt, was ich als Sinn erwarte – solange ich nicht über Bedeutungen stolpere –, fühle ich mich derart in meiner Welt, dass es zu keinerlei Reflexion kommt.⁷ Der Alltag ist solch ein Zustand der bestätigten Erwartungen und der geringen Selbstreflexion.⁸

5 ebd. Seite 79.

6 ebd. Seite 79.

7 vgl. ebd. Seite 79.

8 vgl. Hahn 2005. Seite 37.

9 vgl. Krippendorff 2013. Seite 80.

Da Sinn in meiner Person verkörpert ist, ist er subjektiv und nicht übertragbar, nicht messbar und nicht vollständig erklärbar.⁹ Etwas,

das für mich Sinn ergibt, kann für jemand anderen völlig unsinnig sein. Und da ich Sinn nicht bemerken kann, kann ich mich über ihn auch mit niemandem austauschen. Nur Bedeutungen kann ich bemerken und versuchen, sie zu erklären. KRIPPENDORFF nennt vier typische Merkmale von Sinn:¹

1 vgl. Krippendorff 2013. Seite 80.

Zitate: ebd.

1. »Sinn ist strukturiert.« Er gründet auf vielen Details, derer ich mir nicht bewusst bin, die für meinen Sinn jedoch grundlegend sind. Es ist die Gesamtheit meiner Welt, meine einhundert Dinge und noch unzählige mehr, die meinen Sinn strukturieren und bilden. Bereits die Veränderung eines einzigen solchen Details kann genügen, um meine Aufmerksamkeit hervorzurufen. Stünde mein Bett, wenn ich aufwache, plötzlich an einer anderen Stelle in meinem Zimmer, als an der, an der ich am Abend in ihm eingeschlafen bin, stolpere ich unmittelbar über diese Bedeutung.

2. »Sinn findet in der Gegenwart statt.« Da auch ich selbst nur in der Gegenwart bin und Sinn nur in mir selbst verkörpert ist, gibt es ihn weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft. Auch wenn Vergangenes und Zukünftiges Details sind, die meinen Sinn strukturieren und bilden; »Sinn ›ist‹ immer.«

3. »Sinn ist ununterscheidbar von seiner Ursache und von den eigenen Erwartungen.« Sinn ergibt sich nicht als Ergebnis von sinnvollen Details. Wenn etwas Sinn ergibt, stimmt etwas mit meinen Bedeutungen derart überein, dass ich es nicht als bedeutend bemerke, sondern als *es ist so* voraussetze.

4. Sinn ist »nie zweifelhaft«. Könnte ich an Sinn zweifeln, bräuchte ich dafür eine weitere Referenz, die es jedoch nicht gibt. Sinn ist die Grundlage, unter der nichts sein kann. Daher ist Sinn nie richtig oder falsch. Auch wenn er sich von Person zu Person unterscheidet und rückblickend anders bewertet wird, ist Sinn stets in der Gegenwart und ohne Alternative.

Sinn ist damit die Grundlage meines Selbst, die ich in jedem Augenblick und stets ohne Zweifel als gegeben voraussetze und daher nie bemerke. Und trotzdem unterliegt Sinn stets kleinen Anpassungen. Mit jedem Detail das sich in meiner Welt auftut – mit jeder Bedeutung –, verändert sich auch mein Sinn. Durch die extrem hohe Anzahl an Details, die meinen Sinn bilden und strukturieren, geschehen Veränderungen meines Sinns für gewöhnlich aber sehr langsam. Viele wichtige solcher Details müssten sich gleichzeitig verändern, damit mein Sinn unmittelbaren und umfangreichen Veränderungen unterliegt. Etwa müssten plötzlich Naturgesetze nicht mehr gelten oder alle Spuren meines Lebens aus der Welt verschwinden. Sinn ist im Vergleich zu der Dynamik von Bedeutungen eine sehr zähe Angelegenheit.

Bedeutung

Der Kern aller Dinge

Der Begriff der Bedeutung ist so grundlegend wie komplex. KRIPPENDORFF beschreibt einen sehr praxisnahen Bedeutungsbegriff aus der Perspektive des Design, weshalb ich mich in dieser Arbeit an ihm orientieren will.

KRIPPENDORFF beschreibt Bedeutung als einen »Möglichkeitsraum«¹, der all das beinhaltet, das uns in Gegenwart von *etwas* bewusst ist. Dies können mögliche Handlungen sein, wie etwa auf einem Stuhl zu sitzen, aber auch mögliche Umnutzungen, wie ihn etwa als Steighilfe oder Ablage zu verwenden. Solche Möglichkeiten der Umnutzung finden immer vor dem Hintergrund Sinn statt. Wären sie selbst Sinn, wäre mir die Möglichkeit der Umnutzung überhaupt nicht als Bedeutung bewusst. Sinn ist der Hintergrund, vor dem alle Möglichkeitsräume liegen, die ich durch Bedeutungen um die Dinge aufspanne. Bedeutungen liegen demzufolge niemals außerhalb von Sinn, denn sie werden durch ihn aufgerufen.²

Da Sinn subjektiv ist, muss es Bedeutung auch sein. *Für wen?* muss also die erste wichtige Fragen nach Bedeutung lauten. Weder lassen sich Bedeutungen objektiv messen, was sie nicht übertragbar macht, noch lassen sie sich untereinander teilen. Ich kann lediglich durch Kommunikation versuchen, die Bedeutungen von etwas zu erklären und wir können uns im gemeinsamen Gespräch an sie annähern.³ Das Gelingen dieser gegenseitigen Annäherung an Bedeutungen zeigt sich in koordinierten Handlungen und dem Gefühl, verstanden zu werden.⁴ Ansonsten zeigen sich Bedeutungen nur in ihren Auswirkungen, also in meinen Handlungen.⁵ Da sich mein Erklären von Bedeutungen immer auf meine eigenen Erinnerungen bezieht, die, wie der US-amerikanische Kulturwissenschaftler BRUCE JACKSON zeigt, nicht statisch, sondern dynamisch sind – sich also verändern – ist es auch wichtig, wann ich die Bedeutungen von etwas zu erklären versuche.⁶

Neben dem Subjekt bestimmt der *Kontext* die Bedeutungen.⁷ Sowohl der situative, wie auch der zeitliche. Mein Kung-Fu-Stock bedeutet mir in einer Trainingshalle voll anderer Kung-Fu-Stock-Träger etwas anderes, als bei mir daheim, an mein Regal gelehnt und meine Postkarte, die mir meine Tante schickte, bedeutete mir am Tag, an dem sie mich erreichte, etwas anderes, als heute, wenn ich sie als Lesezeichen gebrauche. Der jeweilige Kontext muss eine Bedeutung demnach zulassen, was die Zahl möglicher Bedeutungen einschränkt.⁸ Die Frage nach dem *Wo*, also *an welchem Ort*, aber auch *in welcher Situation, welcher Gesellschaft und welcher Kultur*, ist demnach die zweite wichtige Frage, wenn es um Bedeutungen geht.

Dass Bedeutungen vom Kontext abhängig sind, setzt voraus, dass sie dynamisch sind. Bedeutungen sind also nicht festgelegt, sondern flexibel. Das macht die Frage nach dem *Wann* zur dritten wichtigen.

Für wen?, wo und in welcher Situation, Gesellschaft und Kultur? und wann? Diese Fragen müssen geklärt sein, wenn es um Bedeutungen geht. Bei dieser Arbeit wäre das für mich, meine Person, in Basel,

1 Krippendorff 2013. Seite 86.

2 vgl. ebd. Seite 86.

3 vgl. ebd. Seite 84.

4 vgl. ebd. Seite 85.

5 vgl. ebd. Seite 89–90.

6 vgl. Jackson 2007.

7 vgl. Krippendorff 2013. Seite 88–93.

8 vgl. ebd. Seite 89–90.

der Schweiz und damit Mitteleuropa als deutscher Designstudent im Jahr 2013 und 2014 im Rahmen meiner Masterthesis, beziehungsweise für Sie, den Leser, wo auch immer Sie sein mögen, in welcher Situation, Gesellschaft und Kultur und in welcher Zeit. Die Bedeutungen dieser Arbeit werden sich aufgrund dieser Faktoren zum Teil deutlich unterscheiden.

Dass sich die Bedeutungen ein und desselben Dings unterscheiden können macht deutlich, dass Bedeutungen nichts sind, was den Dingen ohne unser Zutun eigen ist.¹ Die Dinge bedeuten ohne uns nichts.² Sie sind bar jeglicher Bedeutung und erst ich als Mensch gebe den Dingen durch meine Interaktionen mit ihnen Bedeutungen.

Die Bedeutungen sind das, was die Dinge für mich sind. Das, woran ich denke, wenn ich etwas wahrnehme, sind seine Bedeutungen für mich. Sie sind die Schablone, durch die ich die Welt wahrnehme und so zu meiner Welt mache. Das heißt auch, dass ich bestimmte Dinge nicht wahrnehme, solange ich ihnen keine Bedeutungen beimesse, beziehungsweise wenn der Kontext diese Bedeutungen ausschließt. Bedeutung ist subjektiv und allein von meiner Person abhängig. Bedeutung entsteht dabei erst durch meine Interaktionen mit den Dingen und ist den Dingen nicht von sich aus eigen.

KRIPPENDORFF schreibt, dass Bedeutungen mein Handeln lenken.³ Ich interagiere mit den Dingen ausschließlich in einer Weise, die ihre Bedeutungen für mich einschließt. Diese Affordanzen – die Möglichkeiten des Gebrauchs –, die mir in Gegenwart eines Dings bewusst sind, beeinflussen meine Interaktionen mit ihm und allen anderen Dingen. Auch diese Affordanzen sind subjektiv, also allein abhängig von meiner Person und nicht in den Dingen gegeben. Das heißt, die Dinge fordern mich von sich aus zu keinerlei Handlungen auf, sondern nur meine Verortung von ihnen, im Möglichkeitsraum der mir bewussten Bedeutungen, legt mir einen bestimmten Umgang mit ihnen nahe. Wer beispielsweise meinen Holzwürfel nicht kennt, nimmt in ihm nicht ohne weiteres die Möglichkeit des Aufklappens wahr. Erst durch Interaktionen mit ihm bekommt er diese Bedeutung.

Die Bedeutung der Dinge bewusst zu gestalten, ist laut KRIPPENDORFF Kernaufgabe des Designers, was die Designpraxis auch präzise von anderen Professionen abgrenzt und ihr eine notwendige rhetorische Grundlage bietet.⁴ Da sich Bedeutungen über Zeit entwickeln, heißt das, dass Prozesse gestaltet werden müssen und da Bedeutungen subjektiv sind, muss entweder für jede Person angepasst gestaltet werden oder für Gesellschaften beziehungsweise Kulturen, wobei die Wahrscheinlichkeit, dass Missverständnisse auftreten gleichsam mit der Anzahl der Adressanten wächst. Die so entstehenden Produkteigenschaften lassen sich nicht greifen, da es sich bei ihnen nicht um physische Gegenstände handelt, sondern um subjektive Wahrnehmungen. Sie sind der immaterielle Kulturaspekt der Dinge, der durch Gebrauch abgenutzt werden kann, ohne, dass dabei der phy-

1 vgl. Flusser 1993. Seite 60.

2 vgl. Baudrillard 2001. Seite 38.

3 vgl. Krippendorff 2013. Seite 85.

4 vgl. ebd. Seite 15 und 76.

sische Gegenstand verbraucht wird. Das, was nach diesem Prozess zurückbleibt, nennt FLUSSER nutzlos.¹ Diese Dinge sind Müll, nicht aufgrund von physischen Schäden, sondern, weil sie keine relevanten Bedeutungen mehr für uns haben.

Wie oben beschrieben lassen sich ausschließlich die Auswirkungen von Bedeutungen beobachten, also auch nur die Auswirkungen dieser Produkteigenschaften und dann mit den von uns intendierten vergleichen. Dabei gilt es zu beachten, dass diese Auswirkungen nicht einfach durch physikalische Kausalität, Gewohnheiten oder Zufälligkeiten erklärt werden können, um sie tatsächlich auf Bedeutungen zurückzuführen,² was nicht ganz einfach ist.

5.3

Kontext

Der Zusammenhang aller Dinge

Der Kontext ist der Zusammenhang. Das Drumherum um mich und die Dinge. Alles, was noch ist, zur selben Zeit und am selben Ort. Der Kontext eines Dings ist alles, nur nicht das Ding selbst. Er ist für meine Dinge, die ich in diesem Buch beschreibe, die Situation, dass es meine Dinge sind und dass sie sich an den Orten befinden, an denen sie eben sind. Gleichzeitig bestimmt ihren Kontext, dass wir gerade das Jahr 2014 schreiben sowie das aktuelle Weltgeschehen. HAHN nennt den Kontext »das strukturierte Zeichensystem der Objekte«.³ Der Kontext, darin sind sich HAHN und KRIPPENDORFF einig, ist die Voraussetzung, dass die Dinge verständlich sind. Besonders die Kontexte, die sich durch den Gebrauch der Dinge auftun sind wichtig, um auch die Dynamik der Bedeutungen der Dinge verstehen zu können.⁴ Der Kontext, so KRIPPENDORFF, selektiert die momentan effektiven Bedeutungen. Er beschränkt also ihre Zahl auf die momentan handlungsrelevanten. Das heißt, bezüglich eines bestimmten Kontexts sind nicht alle Bedeutungen gleichermaßen sinnvoll.⁵ Die Bedeutungen der Dinge sind daher untrennbar mit ihren Kontexten verbunden. Was ich wiederum von einem Ding wahrnehme, was ich also *be-deuten* kann, ist ebenfalls abhängig von seinem Kontext und nach KRIPPENDORFF »[...] ein sehr viel allgemeineres Problem, als zumeist angenommen wird.«⁶ Um die Bedeutungen eines Dings möglichst umfänglich wahrnehmen und erkennen zu können, ist es ratsam, es in unterschiedlichen Kontexten zu beobachten. Demnach müssen bei der Beschreibung von Bedeutungen auch zwingend die Kontexte mitbeschrieben werden. Der Kontext der in dieser Arbeit beschriebenen Dinge ist – vereinfacht – *meine Gegenwart*.

1 vgl. Flusser 1993. Seite 23.

2 vgl. Krippendorff 2013.
Seite 89–90.

3 vgl. Hahn 2005. Seite 122.

4 vgl. ebd. Seite 50.

5 vgl. Krippendorff 2013.
Seite 89–90.

6 vgl. ebd. Seite 89–90.

Kontextveränderung

Ändert sich der Kontext der Dinge, ändern sich ihre Bedeutungen. Diese Kontextveränderung geschieht unaufhörlich – allein deswegen, weil Zeit vergeht. In jedem Augenblick herrscht eine andere Zeit und somit müssen alle Bedeutungen schon jetzt nicht mehr aktuelle sein. Als ich zum Beispiel am 9. Oktober 2013 begonnen habe mein Handy zu beschreiben, war das noch mein *iPhone 3GS*. Es war damals *mein Handy*, doch schon bei der zweiten Überarbeitung dieses Textes, am 9. Januar 2014, war dem nicht mehr so. In der Zwischenzeit, am 13. November 2013, kaufte ich mir ein neues Handy, das inzwischen *mein Handy* ist. Der Kontext meines *iPhone 3GS* hatte sich verändert und damit gleichzeitig seine Bedeutungen. Da alles Wahrgenommene kontextbestimmend ist, genügt schon eine minimale Veränderung der Wahrnehmung oder des Wahrgenommenen, um einen Kontext und damit die Bedeutungen der Dinge zu verändern. Ein solcher Kontextwechsel kann im Bruchteil einer Sekunde geschehen. Kontexte unterliegen einer hohen Dynamik. Ein Treffer im Basketball bedeutet einen Augenblick nach dem Ende des Spiels keinen Punkt mehr, obwohl dies einen Augenblick davor noch der Fall gewesen wäre.

Da jeder Mensch eine andere Raum-Zeit-Position einnimmt, unterscheidet sich auch die Wahrnehmung von allen Menschen. Daraus resultiert, dass wir alle dieselben Dinge zur selben Zeit in mehr oder weniger unterschiedlichen Kontexten wahrnehmen und ihnen daher auch stets unterschiedliche Bedeutungen zuschreiben. Deswegen findet ein Kontextwechsel auch dann statt, wenn nicht ich, sondern ein anderer eines meiner Dinge beschreibt. Zum Beispiel mein Vater meinen Teebesens oder ein Freund meiner Mutter mein Notizbuch. Stets ändern sich damit die Bedeutungen der Dinge.

Die Arten der Dinge

Das Gleiche und dasselbe

Die Dinge in *artifactual Type* und *Token* zu unterscheiden ist für diese Arbeit von zentraler Bedeutung. In den folgenden Kapiteln erkläre ich, was artifactual Type und Token sind, beziehungsweise nicht sind. Wenn angemessen über die Dinge gesprochen wird – zum Beispiel bei der Unterscheidung von *das Gleiche* und *dasselbe* –, tritt diese Unterscheidung bereits auf, weswegen ich hier nur auf sie aufmerksam machen möchte. Ich zeige hier lediglich in die Richtungen, in denen sich dieses Thema in der Philosophie fortführen lässt; für diese Arbeit genügt es aber, sich die Existenz dieser Unterscheidung klar zu machen.

6.1

Artifactual Type und Token

Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass es in der Welt Dinge gibt, die über keinen physischen Körper verfügen. Diese Dinge existieren allein in unseren Gedanken und sind dort so real, wie die Dinge, die unabhängig von uns existieren und an denen wir uns stoßen können. Diese immateriellen Dinge können Lieder sein, Ideen, Erinnerungen, Gefühle et cetera. Auch *das Auto*, oder *der Löffel* sind solche Dinge, denn weder gibt es ein konkretes einzelnes Exemplar¹ von *dem Auto*, noch eines von *dem Löffel*. Es gibt lediglich viele verschiedene Exemplare *des Autos* oder *des Löffels*. Diese nicht-konkreten Dinge sind *Typen*, die als »Vorlage« den konkreten einzelnen Exemplaren der Dinge – *den Token* – zugrundeliegen.² Die Unterscheidung in Type und Token bezieht sich auf den US-amerikanischen Mathematiker und Philosophen CHARLES SANDERS PEIRCE, der Wörter in Type und Token unterscheidet. Wenn ich die Wörter in folgender Zeile zähle, sind zwei Antworten richtig.

eins zwei eins zwei

Zähle ich zwei Wörter, zähle ich *Wort-Types*, zähle ich vier Wörter, zähle ich *Wort-Token*.

Die Unterscheidung in Type und Token lässt sich problemlos auf alle Dinge übertragen.³ So gibt es von dem Type »Auto« unzählige konkrete einzelne Exemplare – eines davon ist mein *Mazda 323*. Solche, von uns Menschen geschaffene Types, nennt die US-amerikanische Philosophin LINDA WETZEL *artifactual Types*. Jedes Modell – etwa der Füllfederhalter *M200 Klassik* von *Pelikan* – ist solch ein artifactual Type, von dem jedes konkrete einzelne Exemplar – mein einer konkreter Füllfederhalter *M200 Klassik* von *Pelikan* – eines seiner Token ist. Der Type existiert im Hintergrund in meinen Gedanken und dient mir als Referenz im Umgang mit konkreten einzelnen Exemplaren beim Denken und damit beim Sprechen, Schreiben und Handeln. Wenn ich *das Gleiche* und *dasselbe* unterscheide, unter-

¹ Wetzels (2001) schreibt von »concrete particulars«.

² Was genau ein Type ist, dazu gibt es in der Philosophie verschiedene Theorien.

Vgl. Wetzels 2011. Seite 7–14.

³ vgl. ebd. Seite 5.

scheide ich in Type und Token. Bei etwas *gleichem* handelt es sich um ein weiteres konkretes einzelnes Exemplar, bei *demselben* um genau das eine konkrete einzelne Exemplar. *Das Gleiche* bezieht sich auf den Type und meint dabei ein beliebiges seiner Token, *dasselbe* bezieht sich auf das Token, von dem es immer nur ein einziges gibt.

Token – konkrete einzelne Exemplare – haben immer eine feste Raum-Zeit-Position; Koordinaten und Datum. Sie geben demnach immer Antwort auf die Fragen *Wo?* und *Wann?* Types entziehen sich diesen beiden Fragen. Types lassen sich, im Gegensatz zu ihren Token, nicht mit den menschlichen Sinnen wahrnehmen, sondern nur denken. Der deutsche Philosoph WOLFGANG KÜNNE spricht bei solchen Dingen von abstrakten Gegenständen.¹

CSÍKSZENTMIHÁLYI und ROCHBERG-HALTON schließen in ihrer Definition von »Ding« solche abstrakten Gegenstände mit ein. Daher ist diese Definition für diese Arbeit geeignet:

»Unter Ding wollen wir eine bestimmte Informationseinheit verstehen, die sich mit erkennbarer Identität im Bewusstsein abbildet, ein Informationsmuster, dessen hinreichende Kohärenz oder Binnenstruktur ein konsistentes Bild oder Sprachschule evozieren kann.«²

Spannend wird es nun bei der Frage, welche Bedingungen ein Token erfüllen muss, um ein Token eines bestimmten artifactual Type zu sein. Denn es kommt keineswegs darauf an, dass ein Token alle Merkmale seines artifactual Types besitzt. Mein *Mazda 323* ist auch ohne seine Räder ein *Mazda 323* und auch ohne seinen Motor. Das lässt sich weiterführen, bis irgendwann jemand sagt, dass dieses Auto nun kein *Mazda 323* mehr sei. Der genaue Punkt aber, der genaue Zustand, die exakte Struktur, ab wann mein *Mazda 323* kein Token des artifactual Type *Mazda 323* mehr ist, lässt sich nicht genau bestimmen.³ Hier gibt es eine Zone der Vagheit und es kommt weder auf die Organisation⁴ noch auf die Struktur⁵ eines Tokens an, damit er als Token eines bestimmten artifactual Type gilt. Es gibt für jeden artifactual Type eine Reihe an *typischen* Merkmalen, die seine Token besitzen müssen, um als *seine* Token zu gelten. Diese typischen Merkmale sind allerdings durchaus variabel und vor allem kulturabhängig, denn was für die einen Menschen als typischer Löffel gilt, kann sich vom typischen Löffel anderer Menschen unterscheiden. Je exakter der artifactual Type formuliert wird, je kleiner werden die Toleranzen, die seine Token einzuhalten haben. Die Bedingungen des artifactual Type Löffel erfüllen daher mehr konkrete einzelne Dinge, als die Bedingungen des artifactual Type *Kaffeelöffel der Serie »Silk« von Arzberg*.

Designer setzen sich mit artifactual Types auseinander, denn sie erschaffen und gestalten sie. Diese durch Design gestalteten artifactual Types dienen dann als Modell und sind Vorlage für alle hergestell-

1 Künne 2007. Seite 72.

2 vgl. Csíkszentmihályi/Rochberg-Halton 1989. Seite 32.

3 vgl. Wetzell 2011. Seite 16–17.

4 »Unter Organisation sind die Relationen zu verstehen, die zwischen den Bestandteilen von etwas gegeben sein müssen, damit es als Mitglied einer bestimmten Klasse erkannt wird.« Maturana/Varela 2011. Seite 54.

5 »Unter Struktur von etwas werden die Bestandteile und die Relationen verstanden, die in konkreter Weise eine bestimmte Einheit konstituieren und ihre Organisation verwirklichen.« Maturana/Varela 2011. Seite 54.

ten Token, die sich auf sie beziehen. So ist die Intention, die Absicht, die hinter der Herstellung eines konkreten einzelnen Dings steckt ein wichtiges Kriterium, damit dieses Ding das Token eines bestimmten artifactual Types ist. Aber auch dieses Kriterium genügt nicht als Definition, denn wenn nach der Behauptung, einen Holzwürfel zu fertigen, als Ergebnis eine Holzkugel präsentiert wird, ist diese Holzkugel wohl kaum noch als Token des artifactual Types Holzwürfel zu betrachten. Auch hier gibt es eine Zone der Vagheit.

Wichtig für diese Arbeit ist es, sich die Existenz dieser Unterscheidung der Dinge in artifactual Type und Token und ihr Auftreten in den Formulierungen das Gleiche und dasselbe bewusst zu machen. Denn in dieser Formulierung exakt zu sein, genügt, um im Gespräch sicher mit artifactual Type und Token umzugehen.

Das Leben mit den Dingen

In jedem Augenblick umgeben mich unzählige Dinge. Sie bilden die Welt, in der ich mich befinde und sie sind das, wodurch ich mit dieser Welt in Verbindung trete. Ich nehme sie mit meinen Sinnen wahr, manipulierte sie, erschaffe und zerstöre sie. Meist sind es dieselben Dinge, denen ich Tag für Tag begegne. Es sind meine Dinge im Sinn des *Habens* aber auch, weil ich sie gut kenne und es sich für mich deshalb so anfühlt. Diese Dinge, meine persönlichen Dinge, bilden durch ihre andauernde Anwesenheit und meiner wiederkehrenden Interaktion mit ihnen den Kern meiner Welt. Die Dinge sind aus meinem Leben nicht wegzudenken, denn ohne sie gäbe es mein Leben nicht.

7.1

Der Ding-Besitz Haben und Eigentum

Der deutlich überwiegende Teil meiner einhundert persönlichen Dinge (95) befindet sich in meinem Besitz. Bei den verbleibenden fünf Dingen ist mir ihr Gebrauch allerdings nahezu uneingeschränkt gestattet. Meine Tasse und mein Auto gehören meiner Mutter, meine Kreditkarte habe ich von meiner Bank und meinen Schlüsselbund (bis auf den Schlüsselring und meinen USB-Key) von meiner Vermieterin und meiner Hochschule geliehen und mein Badmintonschläger gehört einem guten Freund. Von diesen fünf Gegenständen abgesehen, ist mein Verhältnis zu meinen Dingen derart, dass ich willkürlich über sie bestimmen kann. Sie unterliegen meiner Verantwortung, und ich kann frei entscheiden, was ich mit ihnen anstellen will, bis hin zu ihrer Veräußerung oder ihrer Zerstörung. Andere können mich davon nicht abhalten, und es bedarf meiner Zustimmung, wenn andere sie gebrauchen wollen. Diese beiden Rechte wiederum kann ich jederzeit an andere übertragen.¹

Das Wort »besitzen« kommt von dem Mittelhochdeutschen »sitzen«, das auf die indogermanische Wurzel »sed-« »sitzen, sich setzen« zurückgeht und von dem viele Nominalbildungen den Platz bezeichnen, an dem man sitzt, oder den Ort, wo man sich aufhält.² Solch ein Ort, an dem ich mich oft aufhalte und an dem das oben beschriebene Besitzverhältnis besonders zum Tragen kommt, ist mein eigener Wohnraum. HABERMAS nennt die Wohnung den Ort exklusiven Handelns,³ und BROCK nennt ihn den einzigen Raum autonomen Handelns,⁴ denn der eigene Wohnraum ist der einzige Raum, in dem es mir möglich ist, meine eigenen Ordnungen uneingeschränkt aufrechtzuerhalten. Nur in meiner eigenen Wohnung ist die Welt der Dinge uneingeschränkt so, wie ich es will. Dazu BROCK:

»Die selbstverantworteten Abstraktionsmuster garantieren dem Wohnungsinhaber eine

1 Diese drei Regeln formuliert der Sprachphilosoph Snare (1972).
Vgl. Habermas 1996. Seite 28.

2 vgl. Dudenverlag 2001.

3 vgl. Habermas 1996. Seite 128.

4 vgl. Friedl/Ohlhauser 1979.
Seite 28.

Orientierungskonstanz, die er außerhalb der Wohnung zumeist nicht durchhalten kann, weil er dort ja nicht – wenigstens nicht allein – Urheber der Abstraktionsmuster dieser öffentlichen Ordnungen ist.«¹

¹ Bazon Brock in:

Friedl/Ohlhauser 1979. Seite 29.

Eine solche Orientierungskonstanz aufrechtzuerhalten, erfordert eine häufige Kontrolle, beziehungsweise ein sicheres Ausschließen von Fremdeinwirkung. Auch daher ist mein eigener Wohnraum dieser Ort, denn hier halte ich mich häufig auf, was diese Kontrolle ermöglicht. Das macht ihn gleichzeitig zum idealen Ort für meine wertvollen Dinge, denn dort unterliegen sie möglichst häufig meinem persönlichen Schutz. Sowohl Dinge von hohem Geldwert, wie Schmuck oder Uhren, aber auch Dinge von hohem Erinnerungswert, den nur ich selbst bemessen kann, sind dort sicher aufgehoben. Das Wissen, dass sich diese wertvollen Dinge alle sicher an ihrem Platz befinden, beruhigt mich, wenn ich mich an einem anderen Ort befinde und ihre Unversehrtheit nicht persönlich kontrollieren kann. Ich habe zum Beispiel immer etwas Angst um meine Kamera von *Mamiya*, wenn ich sie für einige Aufnahmen für dieses Buch im Wohnzimmer lasse, anstatt sie in mein Regal zurückzustellen oder in meinen Fotorucksack zu packen, und auch um mein Rennrad von *Epple* bange ich, wenn es etwa an einem Geländer vor der Bibliothek angeschlossen ist und nicht an seinem Platz in meinem Flur steht.

Es ist viel mehr die Befürchtung des unwissenden Umgangs und des infolgedessen versehentlichen Beschädigens meiner Dinge, die mich – noch vor Diebstahl oder mutwilliger Zerstörung – dabei beschäftigt. Denn es ist meine Verantwortung, meine Dinge gegen letzteres angemessen zu schützen, sei es durch ein Schloss an meinem Rad oder die sichere Verwahrung in meinem Wohnraum. Bei Schäden durch Versehen und Unabsicht allerdings bleibt jedes Mal nichts als der bittere Nachgeschmack des nicht mehr zu behebenden Fehlers, denn in der Welt der Dinge lässt sich nichts ungeschehen machen. Eine feste Ordnung meiner Dinge erleichtert mir, mich auf Anderes konzentrieren zu können, als meine Dinge in Ordnung zu halten. Erst das ermöglicht mir einen Alltag voll wahrnehmungsreduzierten Routinen.²

² vgl. Liessmann 2010. Seite 74.

Die Herrschaft über die Ordnung meiner Dinge spiegelt sich in meinen einhundert Dingen wider. Fast drei Viertel (73) haben ihren Platz in meinem eigenen Wohnraum. Davon wiederum drei Viertel (58) in meinem privaten Zimmer. Die übrigen 26 Dinge haben ihren Platz zu fast gleichen Teilen in meinem Elternhaus (12) und an meinem Arbeitsplatz (14). Mein gesunkenes Modellschiff *Anja* liegt auf dem Grund des Sees Lac in Kassel, weswegen ich es bei dieser Verortung außen vor lassen will.

Bei den meisten meiner Dinge (88) bin ich ihr alleiniger Nutzer,

und von den zwölf, bei denen ich mir die Nutzung mit anderen Menschen teile, hat keines von ihnen seinen Platz in meinem Zimmer und keines an meinem Arbeitsplatz. Vier von ihnen haben ihren Platz in meinem Elternhaus, sieben in meiner Wohnung. Hier bleibt meine Olivenholzkugel außen vor, denn ich fertige sie nur an und werde sie nicht wie meine übrigen Dinge selbst nutzen. Zu bemerken ist hier noch, dass sieben der Dinge, die ich nicht allein nutze, zu meinen *besonderen Dingen* zählen. Die anderen vier, nur etwa ein Drittel, sind für mich *Dinge des Alltags*, bei denen eine geteilte Nutzung auf Grund ihrer einfachen Ersetzbarkeit und der nur minimal ausgeprägten Bedeutung ihrer konkreten, einzelnen Exemplare eher zu vermuten wäre. Es ist also nicht der Fall, dass die große Bedeutung der besonderen Dinge eine geteilte Nutzung ausschließt. Übersteigt die Unachtsamkeit der anderen Nutzer die Bedeutung dieser besonderen Dinge, will ich sie allerdings vor ihnen beschützen, indem ich sie der geteilten Nutzung entziehe.

Rein rechtlich gesehen ist auch mein Badmintonschläger inzwischen mein Eigentum, denn § 937 des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs lautet:

- (1) Wer eine bewegliche Sache zehn Jahre im Eigenbesitz hat, erwirbt das Eigentum (Ersitzung).
- (2) Die Ersitzung ist ausgeschlossen, wenn der Erwerber bei dem Erwerb des Eigenbesitzes nicht in gutem Glauben ist oder wenn er später erfährt, dass ihm das Eigentum nicht zusteht.¹

Das Gesetz unterscheidet demnach zwischen Besitz und Eigentum. Ersteres bezeichnet das faktische Haben, letzteres das rechtliche Gehören. Im römischen Recht unterschied man dafür den Geist (*animus*) einer Sache von ihrem Körper (*corpus*). Wer den Körper einer Sache besaß, war ihr Besitzer. Der Geist dieser Sache dagegen verblieb beim Eigentümer.² Genau so trifft dies auf meinen Badmintonschläger zu. Ich bin zwar der Besitzer seines Körpers, seiner physischen Erscheinung, dennoch – auch nach all den Jahren und der eventuellen rechtlichen Grundlage – nicht sein Eigentümer, denn sein Geist verblieb stets bei meinem Freund. Würde er ihn zurückfordern, gäbe ich ihm seinen Badmintonschläger umgehend zurück. Dieses Besitzverhältnis wird nicht einmal von meiner intimen Beziehung zu diesem Gegenstand gestört, die ich über die Jahre des wöchentlichen Gebrauchs zu ihm aufgebaut habe. Die Bedeutung, die dieser Badmintonschläger für meinen Freund, seinen Eigentümer, hat, spielt dabei für meine Beziehung zu diesem Gegenstand keine Rolle, selbst wenn er vielleicht längst davon ausgeht, dass ich der Eigentümer des Schlägers sei. Das zeigt, dass nicht nur die Bedeutungen von Dingen eine individuelle, subjektive Angelegenheit ist, die nur zu einem geringen Teil äußeren Einflüssen unterliegt, sondern auch die Beziehung zu ihnen.

1 Bundesministerium für Justiz
und Verbraucherschutz.
http://www.gesetze-im-inter-net.de/bgb/_937.html
Stand: 1.5.14

2 vgl. Habermas 1996. Seite 34.

Ein weiterer Aspekt des *Habens* scheint bei den Dingen auf, bei denen mein Aneignungsprozess zu ihrer besseren Beherrschung führt: etwa bei meinen Laufschuhen, meinem Rennrad oder meinem Kung-Fu-Stock, aber auch bei meinen Kameras oder meinem Handy. Überall da, wo ich durch Übung und Routine vertrauter mit einem Gegenstand werde, ihn immer besser gebrauchen und bedienen kann und so sein Verhalten und seine Eigenheiten verinnerlichen, festigt sich meine Herrschaft über ihn, und ich *habe* ihn von Mal zu Mal mehr. Dies ist vor allem bei Instrumenten oder Prothesen der Fall, die meine Fähigkeiten verbessern oder erweitern und somit meine Interaktionen mit der Welt stark beeinflussen. Eine solch intime Kenntnis konkreter einzelner Gegenstände verlangt nahezu nach einer alleinigen Nutzung, denn jegliche Veränderung der Struktur dieser Dinge, verändert ihre Eigenschaften und damit ihren Gebrauch. Wenn eines meiner Dinge eine Zeit lang womöglich strukturverändernden Einflüssen ausgesetzt war, die ich selbst nicht miterlebt habe und die ich so nie in vollem Umfang verinnerlichen kann, erschwert dies den Aufbau einer intimen Beziehung. Um ein Ding maximal zu haben, muss ich es vor, von mir unkontrollierten, Einflüssen schützen, indem ich es sicher in meinem Wohnraum aufbewahre und auch die Nutzung durch andere ausschließe.

7.1.1

Die persönlichen Dinge

Um in dieser Arbeit die Dinge, die mir selbst etwas bedeuten, von allen anderen Dingen zu unterscheiden, bezeichne ich erstere als *persönliche Dinge*. Als persönliche Dinge gelten all die, zu denen ich eine zeitlich stabile Beziehung pflege. Ich kenne diese Dinge, kann sie von gleichen unterscheiden und gebrauche sie regelmäßig. Dabei ist aber nicht die Häufigkeit des Gebrauchs ausschlaggebend, sondern die Bedeutungen, die diese Dinge für mich haben.¹ Daher lassen sich persönliche Dinge nicht ohne Bedeutungsverschiebung durch gleiche austauschen. Ich bemerke, wenn eines meiner persönlichen Dinge fehlt, oder verändert ist. Wenn ich eines meiner persönlichen Dinge wahrnehme, regen sich in mir Emotionen und ich assoziiere dieselben anderen Dinge mit ihm. Wie es der Begriff persönlich vorwegnimmt, ist eine Fremddefinition von persönlichen Dingen nicht möglich.² Nur ich selbst bin in der Lage, zu beurteilen, ob etwas eines meiner persönlichen Dinge ist. Da diese Definition von persönlichen Dingen einen Bezug zu einer Person voraussetzt, muss bei der Bestimmung von persönlichen Dingen auch immer die Frage beantwortet werden, *wem* das betreffende Ding ein persönliches Ding ist. Im Falle dieser Arbeit bin das ich selbst. Es gibt wohl in der Welt keine zwei Personen, die dasselbe Set der hier beschriebenen Dinge als

1 vgl. Habermas 1996. Seite 120.

2 vgl. ebd. Seite 439.

persönliche Dinge bezeichnen würde. Diese eine bestimmte Konstellation an Dingen bezieht sich demnach auf eine einzige, bestimmte Person und ist dadurch einzigartig. Ähnlich wie bei einem Fingerabdruck, kann ein bestimmtes Set an Dingen nur einer einzigen Person als persönliche Dinge zugeordnet werden. Da jedoch nur diese Person selbst ihr Set an persönlichen Dingen erkennt, kann anhand der Dinge niemand mit völliger Sicherheit identifiziert werden. Für mich selbst fungieren die persönlichen Dinge aber als ein Spiegel meiner Person, denn ich selbst kann mich in meinen Dingen erkennen.

7.2

Die Ding-Darstellungen Das Ding in der Sprache und in der Fotografie

Alle meine einhundert persönlichen Dinge sind in diesem Buch beschrieben und abgebildet. Die Beschreibungen sind als Text verfasst, die Abbildungen fotografische Reproduktionen. Keine andere Darstellungsmethode erlaubt es, etwas so differenziert zu beschreiben, wie die Sprache. Mit ihr kann ich mich in einem Umfang ausdrücken und verständlich machen, wie es kein zweites Medium erlaubt. Die fotografische Abbildung auf der anderen Seite ist die angemessenste Darstellungsmethode, um die materielle Erscheinung der Dinge festzuhalten. Trotz aller Umfänglichkeit bleiben aber jeder Darstellungsmethode die einen oder anderen Merkmale der Dinge verwehrt. Die Sprache und die Abbildung stellen die Dinge jeweils in einer bestimmten Perspektive dar. Damit beleuchten sie die Dinge gewissermaßen einseitig, und ihnen bleiben die Dimensionen verborgen, die sich im Schatten dieses Lichts verbergen. So funktioniert keine dieser Darstellungsmethoden als Ersatz der anderen, sondern nur als gegenseitige Ergänzung.¹

Zeigen geschieht stumm, so formuliert es BOEHM und sein Kennzeichen ist Distanz. Der richtige Abstand zu den Dingen ist wichtig um sie scharf im Fokus zu haben – sowohl bei der Beschreibung durch Sprache als auch bei ihrer fotografischen Abbildung. Denn allzuleicht geschieht es, dass ich den Dingen dafür zu nah oder zu fern bin.² Auch FLUSSER schreibt, dass ein Abstand nötig ist, um die Dinge zu lesen, der durch Genießen der Dinge – das Teilwerden, das Einswerden mit den Dingen – verloren geht.³ Ein völliges Vertrautsein mit den Dingen und die Selbstverständlichkeit ihres alltäglichen Gebrauchs verschließen mir ihre Bedeutungen, und ich muss einen Schritt zurückgehen. Nur so kann ich be-deuten; Bedeutung verständlich machen. So wirft auch Sokrates, als er sich für den Weg der Erkenntnis, die Philosophie, entscheidet, die Muschel, das *objet ambigu*, zurück ins Meer und behält sie nicht als Gegenstand ästhetischen Genusses.⁴ Diese Arbeit ist ein Versuch die Erkenntnis über die Bedeutung der

1 vgl. Boehm/Pfotenhauer 1995.

Seite 27.

2 vgl. ebd. Seite 39–40.

3 vgl. Flusser 1993. Seite 67.

4 vgl. Blumenberg 2001.

Seite 74–119.

Dinge zu erschließen, jedoch ohne sie in diesem Sinn fortzuwerfen. Denn um die Bedeutungen der Dinge zu kennen, muss ich Teil sein meiner Welt der Dinge – meiner Gegenwart – und muss in ihr zwar den Schritt zurück gehen, darf dabei aber nicht völlig aus ihr heraustreten, denn der Blick von außen ist zu distanziert. Nur so kann ich die Dinge, nach und nach, beschreiben und ihre Bedeutungen zeigen. Durch sprachliche Beschreibungen und fotografische Abbildungen.

7.2.1

Die sprachliche Beschreibung der Dinge

»Wir menschlichen Wesen sind nur in der Sprache menschliche Wesen, und weil wir über die Sprache verfügen, gibt es keine Grenze dafür, was beschrieben, vorgestellt und miteinander in Zusammenhang gebracht werden kann.«¹

HUMBERTO R. MATURANA UND FRANCISCO J. VARELA

Die Sprache reicht weiter an die Bedeutungen der Dinge als die Abbildung. Sie lässt mich in Dimensionen vordringen, die sich der physischen Welt entziehen. Das, was die Dinge ausmacht; das, was sie zu dem macht, was sie sind: ihre Bedeutungen. Der deutsche Kunsthistoriker GOTTFRIED BOEHM weist zwar auf die neuzeitliche Debatte in der Philosophie hin, in der es darum geht, »[...] inwieweit Beschreibungen überhaupt in das Wesen einer Sache einzudringen vermögen. Wenn sie die Sache nicht hervorbringen (wie im Falle der Geometrie) scheinen sie etwas Nachträgliches und Unvollkommenes zu bleiben, einen geminderten Erkenntniswert zu behalten.«² Da sich Bedeutungen allerdings jeder anderen Darstellungsmethode neben der Sprache noch viel mehr entziehen, scheint es mir legitim, sie als hierfür geeignet zu betrachten.

Das Medium Sprache setzt dabei voraus, dass es *jemandens* Sprache ist. Eine Kamera nimmt dasselbe Bild auf, egal wer ihren Auslöser drückt. Aber jeder gebraucht Sprache – wenn auch nach denselben Konventionen – auf seine eigene, individuelle Weise. Es ist unmöglich mich von meiner eigenen Sichtweise auf die Dinge, von meiner Herkunft und meiner Erziehung völlig frei zu machen. Daher ist die Sprache als Darstellungsmethode subjektiv, was es stets zu beachten gilt. Gerade dieser Umstand aber ist notwendig, damit ich mich der Wirklichkeit der Dinge annähern kann.³ Nur über die anekdotische Beschreibung meiner persönlichen Verflochtenheit mit den Dingen kann ich mich dieser Wirklichkeit annähern. Für eine rein objektive Beschreibung, entindividualisiert, also ungeprägt durch ihren Erzähler, »[...] müssten wir unser Gedächtnis mit Füßen treten, unsere Gefühle zu Brei verarbeiten, uns die Eingeweide her-

1 Maturana/Varela 2011. Seite 229.

2 Boehm/Pfotenhauer 1995.
Seite 25.

3 vgl. Droit 2005. Seite 71f.

ausreißen, alle körperlichen Besonderheiten beseitigen, all das, was die wirkliche Identität ausmacht.«¹ FLUSSER trifft dieselbe Aussage, denn auch er schreibt, dass eine »unvoreingenommene«² Beschreibung das Wesentliche verliert und es nicht vermag, »den Wesenszug«³ der Dinge zu erfassen, was ihr wenig Wert gibt. Dass die zwangsläufig subjektive Beschreibung durch die Sprache demnach die adäquate Darstellungsmethode ist, wenn ich mich auf die Suche nach den Beziehungen und Bedeutungen der Dinge mache – darüber herrscht also Einigkeit. FLUSSER schreibt weiter, dass sich die Dinge auf zwei Arten ansehen lassen: beobachtend und lesend.

»Beobachtet man die Dinge, dann sieht man sie als Phänomene. [...] Liest man die Dinge, dann setzt man voraus, dass sie etwas bedeuten, und versucht, diese Bedeutung zu entziffern.«⁴

Da ich die Bedeutungen der Dinge freilegen will, ist es wichtig, sie in FLUSSERS Sinn zu lesen. Dass sie etwas bedeuten, setze ich dabei voraus und habe es auf den vorangegangenen Seite gezeigt, denn würden die Dinge nichts bedeuten, könnte dort nichts sein. Auch BOEHM schreibt, dass die Beschreibung der Dinge ihren »Bedeutungssinn«⁵ enthüllt, der allerdings einen »sprachlichen Vorgriff«⁶ im Sinne eines immer schon vorhandenen Vorverständnisses voraussetzt. In der Beschreibung der Dinge durch Sprache finde ich demnach, darin sind sich FLUSSER und BOEHM einig, die Bedeutung der Dinge – jedoch nur in dem Maß, in dem ich sie voraussetze, da es »keine Betrachtung, aber auch keine Beschreibung ohne Vorgriffe gibt.«⁷

Durch mein lesendes Beschreiben der Dinge bin ich etwas auf der Spur, das KRIPPENDORFF als *die Artefakte der Zukunft* bezeichnet. Er schreibt, dass Artefakte immer mehr versprachlicht werden und so ihre materielle Gegenständlichkeit verlieren.⁸ So besteht auch meine Welt inzwischen aus unzähligen Dingen, die ich nicht mehr direkt mit meinen Händen greifen kann. Allen voran digitale Informationen aber auch Musik, Erinnerungen und Gefühle. Die materiellen Artefakte allerdings hat dieser Umstand nicht verdrängt, denn all diese immateriellen Dinge sind an materielle Dinge gebunden. Meine Welt besteht nicht ausschließlich aus einem Informationsraum, in dem ich mich an nichts mehr stoßen kann – ganz im Gegenteil. Es bedarf der materiellen Dinge umso mehr, je mehr immaterielle es gibt. Um mir all diese nicht greifbaren Informationen zugänglich zu machen, benötige ich konkrete, materielle Dinge, die mir dies ermöglichen; mehrheitlich Computer. Ohne einen Computer habe ich zum Beispiel keinen Zugang zu meinem Texteditor *iA Writer*. Und trotzdem können Computer ungegenständliche Dinge wie Bedeutungen, Beziehungen, Erinnerungen und Gefühle nicht be-greifen. Dafür braucht es noch immer mich als Menschen. Denn wie ich gleich zeigen werde, ist Bedeutung etwas, das es ohne mich selbst nicht geben

1 Droit 2005. Seite 72.

2 Flusser 1993. Seite 56.

3 ebd.

4 ebd. Seite 123.

5 Boehm/Pfotenhauer 1995. Seite 31.

6 ebd.

7 ebd.

8 vgl. Krippendorff 2013. Seite 36.

kann. Die Darstellungsmethode der sprachlichen Beschreibung ist also für diese Arbeit unabdingbar, aber auch, dass sie von Menschen wie Ihnen gelesen wird. Denn nur mit Ihrem Lesen ermöglichen Sie, dass diese Arbeit etwas bedeutet.

7.2.2

Die fotografische Abbildung der Dinge

Neben den Beschreibungen meiner einhundert Dinge im Medium Sprache ist in dieser Arbeit jedes von ihnen fotografisch abgebildet. Beschreibung und Abbildung beziehen sich dabei beide auf etwas Drittes: das Ding. Sie stehen demnach nicht in Konkurrenz zueinander, sondern als Ergänzung nebeneinander, denn beide vermögen Unterschiedliches darzustellen. Die Sprache das nicht Abbildbare, die Bedeutungen, die Geschichten der Dinge, und die Abbildung das nicht Sagbare, die individuelle Wirkung der Abbildung.

Fotografiert habe ich alle Dinge mit einer analogen Kamera, meiner *Mamiya 645*, auf *Kodak-Portra-160*-Film. Je zwei Aufnahmen mit unterschiedlicher Blende. So existieren zu jedem Ding zwei Negative, die beide mit einem *Epson-Perfection-V700-Photo-Scanner* digitalisiert sind und von denen das technisch bessere (schärfer, ausgewogener belichtet) hier in diesem Buch abgedruckt ist. Damit steht diese Abbildung der sprachlichen Beschreibung dort unterstützend zur Seite, wo die Komplexität eines Dings trotz seitenlanger Texte doch nicht das Offen-sichtliche darzustellen vermag. Gleichzeitig braucht es aber auch die Beschreibungen, denn diese erzählen Geschichten, die ein einzelnes Bild nicht abzubilden vermag.

Von einem Ding zu lesen schafft in der Vorstellung ein Bild von ihm und dieses unterscheidet sich bei jedem Leser, auch wenn ich mich bei den Beschreibungen um Eindeutigkeit bemüht habe. Da es in dieser Arbeit aber nicht um Ungefähres geht, sondern um konkrete, einzelne Dinge, dient die fotografische Abbildung auch der Beweisführung der tatsächlichen Existenz dieser Dinge. Sie klärt viele Fragen, die die Beschreibungen nicht beantworten, mit einer Leichtigkeit, die ihre Daseinsberechtigung ist.

Im folgenden werde ich zeigen, dass sich Bedeutungen trotz allem nicht vollständig übertragen lassen – weder im Medium Sprache noch im Medium Bild. Die Möglichkeiten, wie Sie meine Texte und Fotografien lesen können, sind daher vielfältig. So werden Sie gewiss auch die Bedeutungen darin finden, die Sie voraussetzen. Und auch jede Beschreibung und jede Abbildung ist nur eine unter vielen möglichen. Es geht aber genau um diese eine hier gezeigte Möglichkeit, denn es geht in dieser Arbeit um (m)eine Gegenwart. Auch wenn sie natürlich nur eine unter vielen ist.

Fotografiert sind alle Dinge in meiner Welt, umgeben also von

anderen Dingen, und nicht einsam schwebend vor schwarzem oder weißem *Nichts*. Dieser mitabgebildete Kontext verortet sie und ihre Bedeutungen, die ihre Beschreibungen wiederum erweitern. So tauchen manche Dinge in den Abbildungen und Beschreibungen anderer Dinge wieder auf. So werden Beziehungen deutlich, die die Dinge untereinander verflechten und zu einem Netz verweben, das nicht reißt, wenn das eine oder andere fehlen würde, aber umso mehr auf diese Verbindungen angewiesen ist, die ihm Stabilität geben.

Alle Fotografien folgen dem Ziel, die Dinge so zu zeigen, wie ich sie sehe. So unterschiedlich die Dinge und meine Beziehungen zu ihnen sind, so unterschiedlich sind demnach auch die Fotografien. Das hat zur Folge, dass sich die Bildkompositionen deutlich voneinander unterscheiden. Gemein ist allen meinen Fotografien aber, dass sie nicht *lügen*. So sind die Dinge auf den Abbildungen zwar arrangiert – die technischen Gegebenheiten der Fotografie, der Reproduktion und dieses Buches immer im Hinterkopf –, das Abgebildete entspricht aber stets meiner Gegenwart, und keines dieser Stillleben ist frei erfunden. Für die Fotografien habe ich die von mir wahrgenommene Gegenwart lediglich auf den Bereich zusammengerückt und verdichtet, der auf dem in meine Kamera eingelegten Film abgebildet wird. Die Abbildungen entsprechen also meinem Blick auf diese Dinge und beschreiben so neben der physischen Erscheinung der Dinge auch ihre Bedeutungen.

7.3

Die Ding-Beziehungen

Ich und die Dinge

Es ist selbstverständlich, dass mich Beziehungen zu den Dingen dieser Welt und zu meinen persönlichen Dingen im Besonderen verbinden. Der deutsche Kunst- und Designtheoretiker GERT SELLE und die Theaterwissenschaftlerin JUTTA BOEHE schreiben, dass dabei aber die tatsächliche, physische Nähe in Bezug auf meinen eigenen Körper für diese Beziehungen nicht sonderlich ausschlaggebend ist, denn »[...] die Selbstverständlichkeit der Nähe bedeutet ja noch nicht, dass wir in ein persönlich bedeutsames und beherrschendes Verhältnis zu den Dingen eintreten.«¹ Das trifft auf mich und meine Dinge zu, denn weder habe ich ständig alle Dinge, zu denen ich eine enge Beziehung pflege um mich, noch habe ich immer eine enge Beziehung zu den Dingen, von denen ich umgeben bin. So weiß ich zum Beispiel mein Modellflugzeug, mein Rennrad von *Wilier* und meine Tasse sicher verwahrt in meinem Elternhaus und auch mein Geld vertraue ich gern meiner Bank an – auch, wenn ich in diesem Fall nicht einmal weiß, an welchem Ort es sich tatsächlich befindet. Spanne ich dagegen einen Beziehungsraum auf, in dessen Zentrum ich mich selbst

¹ Selle/Boehe 1986. Seite 11.

befinde, dann pflege ich zu den Dingen eine intimere Beziehung, die mir in diesem Raum näher sind. In einem solchen Raum bedeutet Nähe eine engere, intimere Beziehung und so ein bedeutsames und meist auch beherrschendes Verhältnis. Manche Dinge sind mir auf diese Weise so nah, dass ich mit ihnen leide, wenn sie Schaden nehmen, oder um sie trauere, sollten sie abhandenkommen. Solch eine Beziehung kommt der zu anderen Menschen gleich und der deutsche Ethnologe GERT SPITTLER schlägt auch vor, die Beziehungen, die ich zu den Dingen pflege, genauso zu betrachten.¹ Der deutsche Psychoanalytiker TILMANN HABERMAS setzt die Beziehungen zu den Dingen dagegen nicht gleich mit der zu Menschen, sieht sie aber auch nicht konträr zu ihnen² und französische Philosoph und Medientheoretiker JEAN BAUDRILLARD wiederum schreibt:

»Der Mensch ist folglich mit den ihn umgebenden Gegenständen auf die gleiche innige und intime Weise verbunden wie mit den Organen seines Körpers [...]«³

Wie meine Arbeit zeigt, treffen alle diese Sichtweisen auf meine Beziehungen zu den Dingen zu, denn sowohl gleichen meine Beziehungen zu meinen Dingen denen, die ich zu Menschen pflege – sie unterscheiden sich aber auch von ihnen. Dabei ist dies Ding- aber vor allem auch kontextabhängig. Manchmal berühre ich meine Dinge, um mich ihrer Anwesenheit und unserer Verbundenheit zu vergewissern und ich möchte stets, dass es ihnen gut geht, genau wie anderen Menschen. Nicht aber in einem psychischen Sinn von gut fühlen, sondern in einem physischen Sinn, dass ihre physische Erscheinung gepflegt sein soll und alle Dinge ihren Materialien gerecht verwahrt sind. Auch spreche ich aber nicht mit meinen Dingen wie mit anderen Menschen und bitte sie auch nicht um etwas. Manche Dinge – allen voran mein Modellflugzeug – sehe ich aber durchaus als Teil von mir.

Bei Neugeborenen, so der sowjetische Psychologe ALEXEI NIKOLAJEWITSCH LEONTJEW, unterscheiden sich die Beziehungen zu Menschen und Dingen noch nicht, und erst im Laufe der Zeit gliedern sie sich auf.⁴ Und auch nach meiner Kindheit personifiziere ich manche Dinge. Ich gebe meinen Kuscheltieren und später meinen Vehikeln Eigennamen, was sie in manchen Fällen nahezu denselben sozialen Status wie den von Familienangehörigen einnehmen lässt.⁵ Diese personifizierten Dinge hören mir zu, sie trösten mich bei Kummer und müssen mit mir leiden, wenn ich gefrustet bin.⁶ Durch die Personifizierung von Dingen wird auch alles, was hinter der Grenze der Vorhersagbarkeit ihres Verhaltens liegt, zu ihren individuellen Charaktereigenschaften und bedarf so keiner weiteren Erklärung und muss von mir nicht verstanden, sondern nur mehr hingenommen werden. Das vereinfacht meine Beziehung zu personifizierten Dingen sehr, denn plötzlich liegt ihr (Fehl)Verhalten nicht mehr ausschließlich an

1 vgl. Spittler 2002.

2 vgl. Habermas 1996. Seite 345ff.

3 Baudrillard 2001. Seite 39.
Zum Extrem treibt die Mensch-Ding-Beziehung der Film »Her« von Spike Jonze aus dem Jahr 2013, in dem sich ein Mann in die künstliche Intelligenz seines Computereetriebssystems verliebt.
Vgl. dazu: Jonze, Spike: Her. Vereinigte Staaten (USA) 2013. und auch Orhan Pamuk und seinen Roman »Das Museum der Unschuld«. Darin ist (wieder) ein Mann in der Art süchtig nach den Gegenständen, die seine Geliebte besessen, getragen oder auch nur berührt hat, dass er sie häufig aufsucht, in den Mund nimmt (nach Baudrillard geht es darum, die uns nahen Dinge auf diese Weise zu einem Teil von uns zu machen [vgl. Baudrillard 2001. Seite 39.]) und braucht »[...] wie ein Patient seine Medikamente.«
Pamuk 2010. Seite 198.

4 vgl. Selle/Boeche 1986. Seite 11.

5 vgl. Selle 2007. Seite 89ff.

6 vgl. Habermas 1995. Seite 258.
Diese tröstende Funktion der Dinge, zu denen ich eine solche Beziehung pflege, verstecke ich mit zunehmendem Alter mehr und mehr. Vgl. dazu Seite 376.

mir; auch die Dinge können durch Personifizierung Schuld an etwas haben. Diese irrationale Dingbeziehung betrachte ich jedoch als Augenwischerei; als korrupte Objektbeziehung im Sinne BÖHMES und demnach als »Fetisch«.¹ Denn anders als mein nie vollständiges Verstehen der konkreten, einzelnen Gegenstände, verstehen diese mich. »Grundsätzlich verfügen Dinge über den Vorteil, dass von ihnen ein maximales Verständnis zu erwarten ist.«² Dieser Umstand ist einer der größten Unterschiede in den Beziehungen zwischen Mensch und Mensch und Mensch und Ding. Anders als bei meiner Beziehung zu Menschen liegt es in meiner Beziehung zu den Dingen stets nur an mir selbst, wenn ich etwas über sie nicht weiß oder verstehe. Und andersherum muss ich den Dingen nichts verständlich machen oder erklären, denn sie existieren, nach dem französischen Philosophen ROGER-POL DROIT, außerhalb der Sprache.³ Die Dinge sind, wie sie für mich sind, und nicht anders. Außerhalb der Sprache kann nichts *wahr* oder *falsch* sein. Die Dinge können mich nicht falsch verstehen und mich auch nicht belügen. Meine Beziehungen zu den Dingen sind daher geprägt von einer Ehrlichkeit, wie es sie zu anderen Menschen nicht geben kann, denn in der Welt der Dinge gibt es kein glauben-müssen. Die Dinge, zu denen ich eine intime Beziehung pflege, bezeichnen SELLE und BOEHE daher treffend als »abwartende Vertraute«.⁴

Auf der nächsten Doppelseite befindet sich eine Illustration meines Beziehungsraums der Dinge.

7.3.1

Das Wissen um die Dinge

Ohne die Gegenstände bin ich hilflos und ohne mich, ihren Meister, sind die Gegenstände wertlos.⁵ Die Beziehungen zu den Dingen sind demnach auch eine von Meister zu Untergebenem, von Beherrscher zu Beherrschtem und nicht symmetrisch. Sie ist jedoch nicht, wie dies nun vielleicht den Anschein haben mag, vollständig offen, in dem Sinn, dass ich als Meister alles über die mir untergebenen Dinge weiß und sie vollständig beherrsche. Dieses Bild des »völligen Zueigenmachens der Dinge« schließt das Vorhandensein unerkannter Informationen in den Dingen aus, so der deutsche Ethnologe HANS PETER HAHN.⁶ Eine solche Überheblichkeit über die Dinge gaukelt mir ein vollständiges und daher unmögliches Wissen über die Dinge vor, denn es ist mir nie möglich jedes Verhalten eines Dings in jedem Kontext vollständig vorauszusagen. Diese Unvorhersehbarkeit nennt HAHN den »Eigensinn der Dinge«.⁷ Es ist das, was ich bei einer Personifizierung der Dinge als deren Charaktereigenschaften abtue, um einer anstrengenden Auseinandersetzung mit ihnen zu entgehen. Dieser Eigensinn, der die Dinge als unberechenbare Aktanten im Sinne des französischen Wissenschaftstheoretikers BRUNO LATOUR

1 vgl. Böhme 2000. Seite 1.

2 Habermas. 1995. Seite 258.

3 Droit 2005. Seite 76.

4 Selle/Boeche 1986. Seite 9.

5 vgl. Baudrillard 2001.
Seite 63–64.

6 vgl. Hahn 2005. Seite 46.

7 vgl. ebd. Seite 47.

erscheinen lässt, ist dabei aber nichts weiter als die natürliche Grenze des Vorhersagbaren, die sich durch mein eigenes begrenztes Wissen auftut und die es zu akzeptieren gilt.¹ Denn da ich nicht alles über ein Ding wissen kann, kann ich auch sein Verhalten nicht vollständig voraussagen und es bleibt stets eine Unberechenbarkeit, die ich entweder als seinen Eigensinn abtun kann, oder als meine eigene Unwissenheit. Ich bevorzuge Letzteres und halte Ersteres für einen inkonsequenten Umgang mit den Dingen. Denn warum sollte ab einem so variablen Niveau wie dem meines Wissens plötzlich ein mir unerschließbares Feld der Handlungen existieren? Nur bei Menschen sind ihre Handlungen unberechenbar, denn sie sind in der Sprache. Das Verhalten von Dingen aber, die außerhalb der Sprache sind, ist – zumindest theoretisch – vollständig berechen- und daher voraussagbar. Dies beseitigt zwar nicht den Eigensinn der Dinge, nimmt ihm aber seine Unverständlichkeit.

Der deutsche Designtheoretiker KLAUS KRIPPENDORFF schreibt, dass ich die physikalischen Eigenschaften der Dinge weder sehen noch fühlen kann, und deswegen immer in Übereinstimmung mit dem handle, was die Dinge für mich bedeuten.² Was die Dinge für mich bedeuten ist allein abhängig von meiner Person und dem mir eigenen Niveau meines Verständnisses der Welt der Dinge. Dieses Verständnis als vollständig anzusehen, wäre naiv und ich handle demnach durchaus rational, wenn ich den Dingen Informationen und Verhalten zugestehende, von denen ich nichts weiß. Im Gegensatz zu dem Verhalten anderer Menschen kann ich von dem mir nicht bewussten Verhalten der Dinge jedoch theoretisch wissen. Die Dinge werden dabei weder zu Subjekten noch zu autonom handelnden Aktanten, denn sie tun etwas weder von sich aus, noch halten sie mir Bedeutungen oder Informationen vor. Es liegt immer allein an mir selbst, all diese Informationen zu erschließen und damit die Dinge zu verstehen.

Bei einer sehr intimen Beziehung zu einem Ding wie der, die ich zu meinem Rennrad von *Epple* oder meinem Snowboard habe, kann ich sagen, dass ich sein Verhalten im Kontext meines typischen Gebrauchs (dem Fahren auf der Straße beziehungsweise im Schnee) in einem hohen Maß voraussagen kann. Für mich hat dieses konkrete Fahrrad und dieses konkrete Snowboard in diesen Kontexten nahezu keinen Eigensinn mehr, und doch wäre es völlig falsch, von einem vollständigen Wissen oder einer vollständigen Beherrschung dieser Dinge zu sprechen. Das Knarzen der Lenkstange meines Fahrrads etwa, das ich seit einigen Wochen höre, könnte ich als seinen Eigensinn abtun. Ich kann aber auch die physikalischen Ursachen dieses Geräuschs herausfinden. Hahn schreibt, dass genau diesem Eigensinn, diesen nicht bekannten Verhaltensweisen der Dinge, oft zu wenig Beachtung geschenkt wird, wenn wir über sie nachdenken.³ Das, was ich über ein Ding nicht weiß, hat aber genauso großen Anteil daran, was es für mich bedeutet, wie das, was ich über es weiß, und es

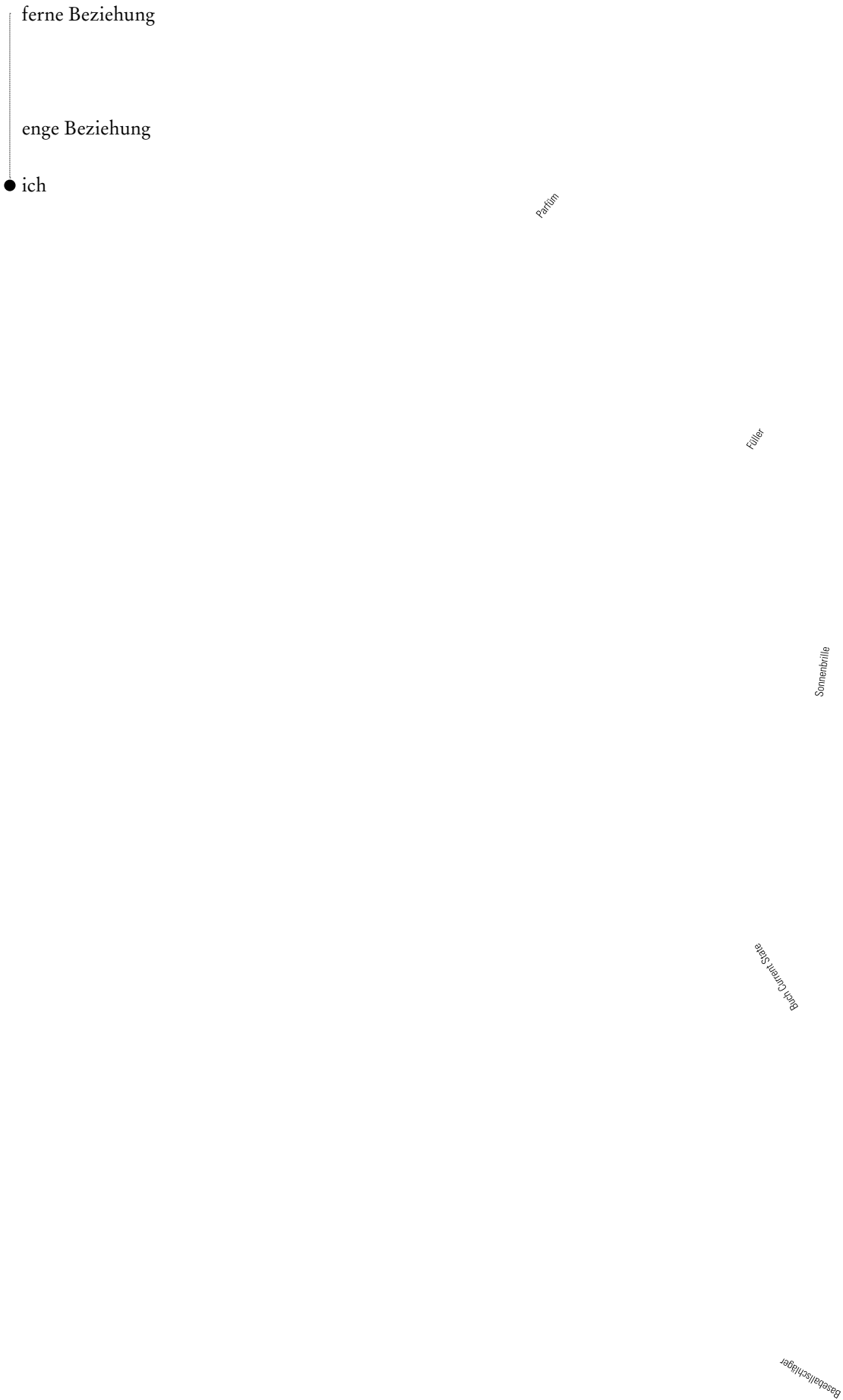
1 vgl. Hahn 2005. Seite 48.

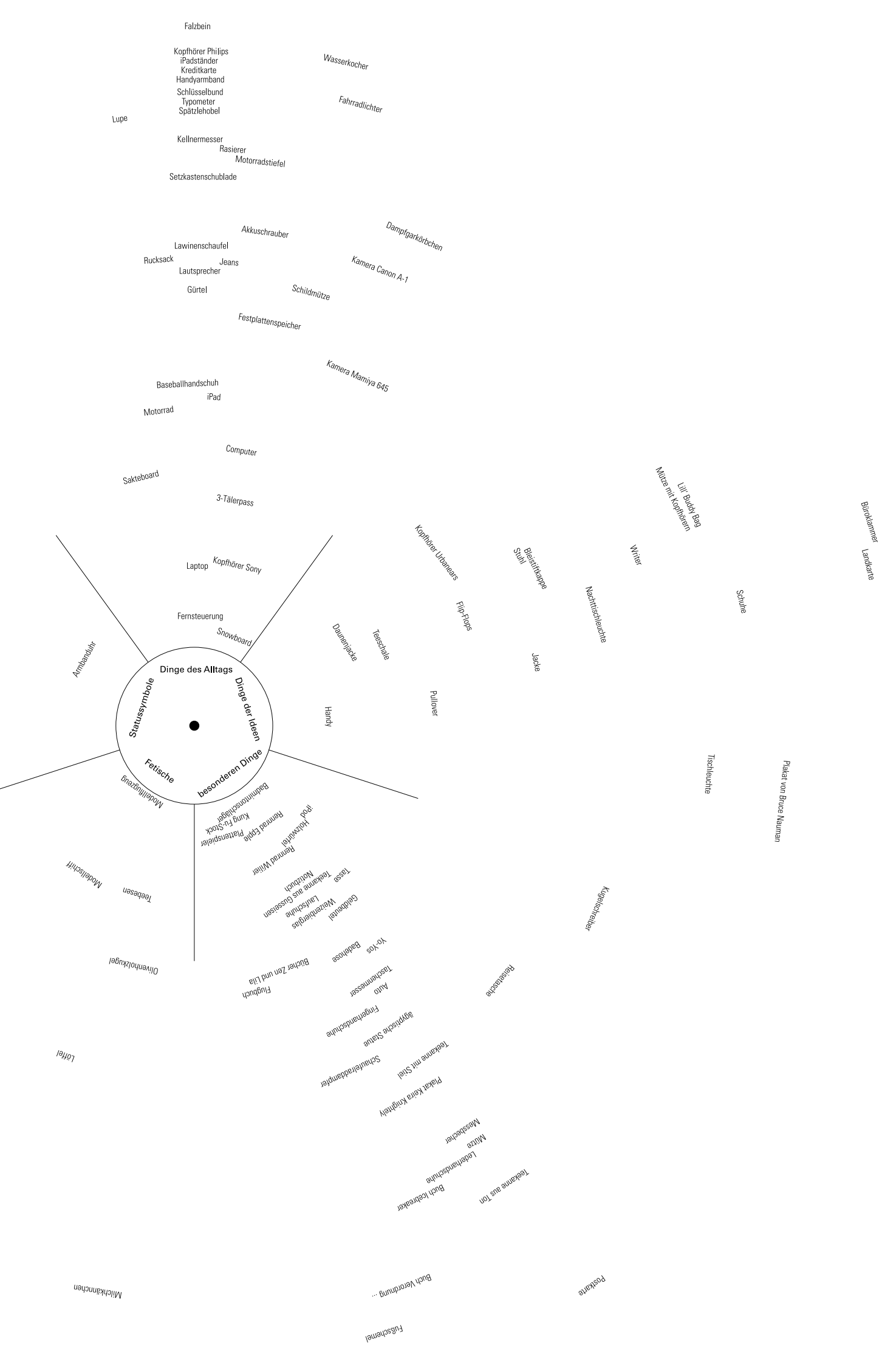
2 vgl. Krippendorff 2013. Seite 74.

3 vgl. Hahn 2005. Seite 47.

Beziehungsraum der Dinge

Illustration





ist mitbestimmend über Intimität oder Distanz meiner Beziehung zu ihm. Indem ich Dinge personifiziere, die mir in dieser Weise fern sind, erübrigt sich lediglich eine rationale Auseinandersetzung mit ihm und ich kann schnell eine intime Beziehung zu diesem Ding aufbauen, was in manchen Fällen sicher gerechtfertigt sein mag und mit guten Gründen geschieht. Die Personifizierung ist sozusagen die Abkürzung zu einer intimen Ding-Beziehung. Eine langfristig erstrebenswerte Art der Beziehung ist dies meiner Meinung nach jedoch nicht, da sie nicht auf Verständnis gründet und ich so stets der Willkür der Dinge unterlegen wäre. Das stelle ich mir als kein angenehmes Leben vor.

7.3.2

Die Dinge als Orientierungssystem

Ein weiterer wichtiger Aspekt meiner Beziehungen zu den Dingen ist der, dass ich durch ihr Vorhandensein im Wiedererkennen meinen Lebensraum markiere und mich so örtlich wie auch zeitlich im Hier und Jetzt gegenüber dem Vergangenen orientiere.¹ Wenn ich aufwache, und die Dinge befinden sich in Übereinstimmung mit meiner Erinnerung – dieselben Dinge sind am selben Ort –, kann ich mich an ihnen in der Welt orientieren. Die kulturelle Ordnung der Dinge wiederum gibt mir sozialen, persönlichen und historischen Halt.² Zum Beispiel kann ich mich zu einem »richtig« gedeckten Tisch in Beziehung setzen. Anhand dieser Beziehungen kann ich mich meiner Kultur, meiner Historie und meines sozialen Status vergewissern. Gleichzeitig wirke ich, wie wir alle, durch mein Tun ständig auf diese kulturelle Ordnung der Dinge ein, gestalte sie mit und kontrolliere gleichzeitig auch meine Identität an ihr. Der Schweizer Psychologe Alfred Lang schreibt, dass ich damit versuche, Sinn von meinem Geist in ein Objekt zu verlegen und mir so erhoffe, ihn objektiv auffinden zu können.³ Diese Form der Sinnauslagerung – das Herstellen von in meinem Sinn geformten Dingen – stellt so vielleicht eine der effektivsten Arten der Bedeutungsvermittlung dar. Eine aus dieser Sichtweise folgende Lesart der bekannten Redewendung »Form folgt der Funktion«, ist, dass mit *Form* nicht die physische Erscheinung der Dinge gemeint ist, sondern die *Formung* meines Geistes, die aus dem Gebrauch der Dinge resultiert und damit die Veränderung dessen was für mich Sinn ist. Meine geistige Haltung entspricht demnach den Dingen, die ich gebrauche. So formulieren es auch der ungarische Psychologe MIHÁLY CSÍKSZENTMIHÁLYI und sein US-amerikanischer Kollege EUGENE ROCHBERG-HALTON, wenn sie schreiben, dass meine Persönlichkeit eine Widerspiegelung der Dinge ist, mit denen ich interagiere.⁴ Das Ergebnis einer solchen Sinnauslagerung sind zum Beispiel mein Holzwürfel und meine Olivenholzkugel. Wer sich mit diesen beiden Dingen beschäftigt, beschäftigt sich mit meinem Sinn und damit mit mir selbst.

1 vgl. Selle/Boeche 1986. Seite 10.

2 vgl. ebd. Seite 13.

3 vgl. Lang, Alfred in:
Csíkszentmihályi/Rochberg-
Halton 1989. Seite 35.

4 vgl. Csíkszentmihályi/Roch-
berg-Halton 1989. Seite 21.

Durch das physische Ordnen, das Aufräumen meiner Dinge setze ich mich zu der kulturellen Ordnung der Dinge in Bezug. Ich überprüfe damit regelmäßig, inwieweit sich meine persönliche und die kulturelle Ordnung der Dinge gleichen. Das stabilisiert nicht nur die Ordnung meiner persönlichen Dinge, sondern auch meine Identität.¹ BAUDRILLARD vergleicht dies mit dem Manipulieren und taktischen Ausbalancieren eines Systems.² Dass für diese Art der Identitätsstabilisierung die persönlichen Ordnungen der Dinge immer wichtiger werden, zeigt der englische Anthropologe DANIEL MILLER. Er schreibt, dass frühere Ordnungssysteme wie Staat und Kirche zumindest in dicht besiedelten Metropolgebieten – seine Studie fand in London statt – abgelöst sind, durch eben dieses persönlichen Ordnungssysteme der Dinge. Nicht mehr soziale Institutionen geben die Ding-Ordnungen vor, sondern ich selbst. Dies führt keineswegs ins Chaos, wie MILLER zeigt, sondern zu direkteren Beziehungen zur dinglichen Umgebung.³ Dies trifft voll und ganz auf meine Beziehungen zu den Dingen zu, denn weder nehme ich regelmäßig an kirchlichen Aktivitäten teil, noch fühle ich mich vom Staat in meiner Dingwelt besonders beeinflusst. Dieses aufgeklärtere Verhältnis zu den Dingen mag daher kommen, dass die Dinge heute mehr lebenspraktische Funktionen erfüllen, im Gegensatz zu moralischen, wie es laut Baudrillard früher, etwa beim Ehebett oder der Anrichte war.⁴ So besitze auch ich kein Ding, das meine Verbundenheit zu einer Kirche oder Religion ausdrückt, noch, über meinen Ausweise und Lizenzen hinausgehende, vom Staat angeordnete Dinge. All meine Dinge erfüllen Funktionen, die ich selbst als praktisch für meine Ziele erachte, wobei ich in der Formulierung dieser Ziele selbstverständlich auch äußeren Einflüssen unterliege. Diese praktischen Funktionen müssen heute derart zusammenhängen, dass in der Welt der Dinge kein Platz mehr für Mythisches (und Moralisches) bleibt.⁵ Die tradierten und gesellschaftlich geteilten Bedeutungen der Dinge rücken immer stärker hinter meine individuellen Bedeutungen zurück, und so ordne ich meine Dinge nicht mehr auf die Weise wie man es zu tun hat, sondern stelle meine individuelle, für mich funktionierende Welt der Dinge zusammen. Das bringt es mit sich, dass sich die Welten der Dinge von Mensch zu Mensch immer stärker unterscheiden.

Der Gedanke liegt nun nahe, dass ich zu den Dingen stets zwei Beziehungen pflege: eine gesellschaftlich-öffentliche und eine persönlich-private.⁶ Bei einigen Dingen mögen sich diese kaum unterscheiden – etwa bei meinem Auto; bei anderen können sie durchaus konträr sein, wie bei meinem Löffel. SELLE und BOEHE nennen drei Ding-Wirklichkeiten:⁷

1. die gesellschaftliche Wirklichkeit;
2. die sozialgeschichtlich differenzierte Wirklichkeit;
3. die persönliche Wirklichkeit.

In der gesellschaftlichen Wirklichkeit geht es um den abstrakten Ge-

1 vgl. Selle/Boeche 1986. Seite 13.

2 vgl. Baudrillard 2001. Seite 37.

3 vgl. Miller 2010. u.a. Seite 215.

4 vgl. Baudrillard 2001. Seite 61–62.

5 vgl. ebd. Seite 39.

6 vgl. Selle/Boeche 1986. Seite 15.

7 vgl. Selle/Boeche 1986.

genstand. Es wird vorgegeben, wie man mit einer bestimmten Ding-Kategorie – etwa Löffeln – umzugehen hat und was sie bedeuten. In der sozialgeschichtlich differenzierten Wirklichkeit unterscheiden sich diese Vorgaben – die kollektiven Gebrauchstraditionen – je nach sozialer Gruppe. In der persönlichen Wirklichkeit herrschen keinerlei solche Vorgaben. Umgang und Bedeutung der Dinge sind dort frei. Daraus ergibt sich ein »mehrbödiges Bedeutungssystem«¹ der Dinge, das sich vor allem im öffentlichen Gebrauch widerspiegelt. In unterschiedlichen sozialen Gruppen gehe ich unterschiedlich mit dem selben Ding um, und privat für mich in einer nochmal anderen Weise. Ich kleide mich zum Beispiel privat anders als in der Öffentlichkeit und unterscheide hier auch nach sozialen Gruppen und Situationen.

1 vgl. Selle/Boeche 1986. Seite 27.

7.3.3

Die Aneignung der Dinge

Ausschlaggebend für die Beziehungen zu den Dingen ist auch die Form der Aneignung. Auch hier nennen SELLE und BOEHE drei Arten:²

1. die gesellschaftliche Aneignung;
2. die soziale Aneignung;
3. die individuelle Aneignung.

2 vgl. Selle/Boeche 1986.

Bei der *gesellschaftlichen Aneignung* spielen alle historischen und kulturellen Erfahrungen eine Rolle, die mir selbst bekannt sind; etwa der Umgang mit Besteck oder das richtige Kleiden. Bei der *sozialen Aneignung* spielt der vergangene und aktuelle Gebrauch die größte Rolle und bei der *individuellen Aneignung* sind all meine persönlichen Erfahrungen und mein Wissen ausschlaggebend.³ Bei meinem Kung-Fu-Stock etwa, aber auch bei meinem Teebesen und meinen Teekannen ist die individuelle Aneignung sehr ausgeprägt. Ich kenne diese Dinge gut und habe für mich selbst differenzierte, richtige Handlungsketten in meinem Umgang mit ihnen etabliert. Die gesellschaftliche und soziale Aneignung dagegen ist in meinem Fall bei diesen Dingen weniger ausgeprägt. Ich kenne mich weder in ihrer Historie aus, noch bin ich in ihrem vergangenen und aktuellen Gebrauch bewandert. Dies verhindert zwar nicht meine intime Beziehung zu diesen Dingen, macht sie aber eher zu einer privaten als zu einer öffentlichen. Bei meinem Snowboard dagegen sind individuelle und soziale Aneignung gleichermaßen stark ausgeprägt. Dagegen existiert bei diesem Ding, dessen abstrakter Gegenstand kaum dreißig Jahre alt ist, noch fast keine gesellschaftliche Aneignung in einem historischen Rahmen. Stärker ausgeprägt als meine individuelle Aneignung wiederum sind bei meinem Skateboard meine gesellschaftliche und soziale Aneignung. Ich beherrsche den Umgang mit ihm weniger gut, als ich Teil des Diskurs Skateboarden bin. Es ist mehr über etwas wissen, als es zu beherrschen.

3 vgl. ebd. Seite 49.

Die individuelle Aneignung ist die für diese Arbeit interessanteste

Form. HAHN unterscheidet sechs Formen, die sich alle in meinen Beziehungen zu den Dingen wiederfinden und die ich mit einer siebten und einer achten, der individuellen Umnutzung und dem technischen Verständnis ergänzen will:¹

1. Erwerb/Annahme;
2. natürliche Umgestaltung;
3. Benennung;
4. kulturelle Umwandlung;
5. Inkorporierung;
6. Traditionalisierung.
7. individuelle Umnutzung
8. technisches Verständnis

Der Erwerb und die Annahme (Kauf, Tausch Annahme eines Geschenks oder Fund, aber auch Raub oder Diebstahl, die sich allerdings in meiner Auswahl nicht wiederfinden) sind klare Formen der Aneignung.

Auch *die natürliche Umgestaltung* – etwa das Einlegen eines anderen Papiers als Boden meines Setzkastens oder das Beschriften meiner Reisetasche – ist selbsterklärend. Sie stellt allerdings eine der tiefgehendsten Formen der individuellen Aneignung dar. Es ist die bewusste Strukturveränderung der Dinge – das Bauen, Optimieren, Reparieren oder Individualisieren. Beim Bauen – wie ich es bei meinem Modellflugzeug getan habe – entsteht eine maximal intime Beziehung schon allein deswegen, weil ich selbst Schöpfer seiner physischen Gestalt und Präsenz bin.² Und zumindest was die Kenntnis über die Struktur eines Dings betrifft, gibt es keine umfassendere Form der Aneignung als den Bau. Genauso entstehen beim Optimieren und Reparieren eines Dings tiefe Kenntnisse über seine Struktur, die jedoch nie das Niveau des Baus erreichen können; zum Beispiel bei meinem Plattenspieler. *Die Individualisierung* wiederum bringt nicht zwingend Strukturkenntnis mit sich und kann auch nur an für die Technofunktion des Dings unwichtigen Teilen geschehen. BAUDRILLARD nennt diese Individualisierung einen »parasitären Wert«³, denn sie geht stets zu Lasten des optimalen Zustands, in dem die Dinge ihre Funktion erfüllen. Eine Ausnahme hierbei sind Prothesen, die nur individualisiert ihre Technofunktion besser erfüllen. Ich meine mit Individualisierung hier alles über die Anpassung an den menschlichen Körper hinausgehende.

Die Benennung, so wie ich sie bei meinem Auto vollzogen habe, personalisiert ein Ding und stellt so unmittelbar ohne weiteres Zutun eine Beziehung zwischen uns her. Diese Form der Aneignung ist die einfachste, denn es genügt ein Gedanke. Wenn ich ein Ding benenne, ihm also einen Eigennamen gebe, aber auch wenn ich es umdeute – ihm also eine Bedeutung gebe – entsteht zwischen mir und dem Ding eine Beziehung. Diese Namen und Umdeutungen sagen für andere viel über die Bedeutungen dieser Dinge aus.⁴

1 vgl. Hahn 2005.

2 vgl. Habermas 1996. Seite 50.

3 Baudrillard 2001. Seite 177.

4 vgl. Hahn 2005. Seite 101 und 144.

Die *kulturelle Umwandlung*, die HAHN auch »Kreolisierung«¹ nennt – fand bei meiner ägyptischen Statue statt, denn nicht ich habe mich entschieden sie in der Schule zu fertigen, sondern es war fester Bestandteil des Unterrichts. Die ursprünglichen Bedeutungen einer solchen Statue hatten dabei wohl nichts mit denen zu tun, die sie für diesen Unterricht hatte und inzwischen für mich und meine Familie hat.

1 vgl. Hahn 2005. Seite 100.

Die *Inkorporierung* meint hier die Aneignung eines Dings über das Erlernen des richtigen Umgangs und seinen Gebrauch. Was als richtig gilt unterscheidet sich je nach Kontext. Die Inkorporierung lässt sich daher weiter in *kulturelle Inkorporierung*, *sozial differenzierte Inkorporierung* und *individuelle Inkorporierung* unterscheiden. Als der Gebrauch ist dabei die Auseinandersetzung über Zeit mit einem Ding zu verstehen, in der es mir theoretisch möglich ist, mir jegliches Wissen über das betreffende Ding anzueignen, und so eine Beziehung zu ihm aufzubauen. Dabei ist noch nicht einmal eine physische Auseinandersetzung notwendig. Es genügt das Zeitverbringen in gegenseitiger Anwesenheit, manchmal auch das bloße Nachdenken über das betreffende Ding. Wie bei meinem Fußschemel entsteht so unweigerlich eine Beziehung und damit eine Aneignung. Die Dinge begegnen mir dabei, wie es SELLE und BOEHE so schön formulieren, mit der »sanften Gewalt« dessen, was ich über sie weiß.² So wird aus dem wenig geschätzten Geschenk von einer mir jedoch wichtigen Person nach und nach ein vertrauter, persönlicher Gegenstand. Die Anwesenheit solcher nicht gemochten Dinge auszuhalten, bis ich sie akzeptiert habe, stellt dabei durchaus eine besondere Form der Aneignung dar.

2 vgl. Selle/Boeche 1986. Seite 20.

Die Aneignung über die *Traditionalisierung* ist bei meinen Dingen wenig ausgeprägt. Am ehesten bei den Dingen, mit denen ich fast täglich umgehe und sich daher eine feste Form des Gebrauchs ergeben hat, die ich nur mehr selten hinterfrage. Das Unterlegen eines Buches bei meinem Laptop etwa, damit er kühler bleibt, oder das tägliche Wasserkochen mit meinem Wasserkocher, das ich nie speziell geübt habe, aber durch die ständige Wiederholung immer auf dieselbe Art ausführe.

Kommen wir zur *individuellen Umnutzung* als erste Ergänzung der Liste. Als individuelle Umnutzung gilt jeglicher Gebrauch, der nicht dem eigentlichen Zweck eines Dings entspricht. Was dieser eigentliche Zweck ist, das kann durch den Hersteller, die Kultur oder die Gesellschaft vorgegeben sein und dient immer als Referenz. Denn ich selbst muss mir bewusst sein, dass ich ein Ding umnutze – also nicht dazu gebrauche, wovon ich weiß, dass es sein eigentlicher Zweck ist. In meiner Organisation der Dinge gebe ich durch meine Umnutzung eine neue Position, was auch eine deutliche Bedeutungsverschiebung mit sich bringt, denn die Möglichkeiten, die ein Ding durch eine Umnutzung bedeuten kann, unterscheiden sich klar von seinen bisherigen. So gebrauche ich meine Kühltasche zur Aufbe-

wahrung von belichteten Filmen und nicht, um Getränke zu kühlen und meine Teeschalen sind eigentlich Dessertschalen.

Als zweite Ergänzung füge ich der Liste der individuellen Aneignungsformen *das technische Verständnis* hinzu. Ich meine damit ein Begreifen der physikalischen Funktionsweise, das Verstehen eines Prinzips, das mich einem Ding – und gleichzeitig allen in dieser Weise funktionierenden Dingen – näher bringt. Wenn ich zum Beispiel einmal begriffen habe, wie ein Otto-Motor funktioniert, beeinflusst das alle meine Beziehungen zu vielen Autos, Motorrädern und so weiter. Ein solches technisches Verstehen kann ohne Gegenwart eines entsprechenden Dings geschehen. Es ist eine abstrakte Form der Aneignung, die dabei aber bis tief in die entsprechenden Dinge dringt und sich nicht mehr umkehren lässt.

Welche Aneignungsform bei einem Ding auch überwiegt; es ist selten eine allein. Fast immer erfolgt die Aneignung eines Dings über mehrere dieser Formen der Aneignung, die jeweils unterschiedlich stark ausgeprägt sind.

Das durch alle Formen der Aneignung verinnerlichte Wissen um die Dinge und die daraus resultierenden Beziehungen binden mich an die Dinge, machen mich gleichzeitig aber auch von ihnen unabhängig. Diesen paradoxen Umstand hat die Arbeit an diesem Buch mit sich gebracht, und auch der deutsche Designer MORITZ GRUND bestätigt meine Erfahrung, indem er schreibt, dass im Wissen um die Dinge der Schlüssel zum dinglosen Leben liegt.¹

Auf der einen Seite fühle ich mich meinen Dingen durch meine intime Beziehung zu ihnen verpflichtet – auf der anderen Seite fällt es mir durch dieses Wissen aber auch leichter, mich von ihnen zu lösen. Eine immer intimer werdende Beziehung zu einem Ding bringt mich dabei bis zu einem bestimmten Grad in ein immer größeres Abhängigkeitsverhältnis, das aber, wenn eine gewisse Grenze an Intimität überschritten ist, aufbricht und diese Abhängigkeit plötzlich verschwinden lässt. So würde es mir nach dieser Arbeit nicht sonderlich schwer fallen, mich von jedem meiner in diesem Buch beschriebenen Dinge zu trennen. Natürlich will ich sie nicht aktiv loswerden – das hätte ich dann ja längst getan – aber mein Herz hängt nicht an diesen Dingen. Es hängt an meinem Wissen und an meinen Erinnerungen um diese Dinge. Diese können mir nicht genommen werden, was mir eine ruhige Sicherheit verleiht, in der ich mich in meiner Gegenwart befinde. Sollte ich eine solche Erinnerung oder das Wissen um ein Ding allerdings vergessen, so erinnert mich seine physische Präsenz wieder daran, wenn ich sie wahrnehme. Die Dinge in diesem Sinn als Erinnerungsstücke in meiner Welt zu verteilen, hilft demnach der Überprüfung der Tatsächlichkeit meiner Erfahrungen und Gedanken. An den Dingen kontrolliere ich mein Vorhandensein in der Welt und meine vergangenen Interaktionen mit ihr. Das macht die Dinge unabdingbar für meine Existenz, denn ohne die Dinge könnte

1 vgl. Grund 2012. Seite 76.

Grund beschreibt seinen

Selbstversuch, seine persönli-

chen Dinge auf einhundert zu

reduzieren.

sich diese auf nichts berufen.¹ Der deutsche Kunsttheoretiker BAZON BROCK sagt zwar, dass das Verlangen nach Vergegenständlichung von Bedeutungen und Erinnerungen ein Hinweis auf die Unfähigkeit ist, Erlebnisse und Erfahrungen »[...]so zu verarbeiten, dass sie als Bewusstsein und nicht bloß als Dinge verfügbar sind.«², das kann aber nur nach einem umfangreichen Aneignungsprozess der Fall sein. So kann das Sichlösen von den Dingen eine enorm befreiende Wirkung haben, denn nicht nur kann mir dann nichts mehr genommen werden, auch meine Gedanken sind dann befreit von der stets pochenden Pflicht, mich um meine Dinge kümmern zu müssen. Gemeint ist hier jedoch viel mehr auf das Besitzen oder Haben der Dinge verzichten zu können, als auf meine Interaktion mit ihnen. BAUDRILLARD bringt es auf den Punkt, wenn er schreibt:

»Ein technisches Versagen der Gegenstände bringt einen aus der Fassung, aber eine ganze Serie von Defekten vermag einen in beschwingte Laune zu versetzen. Es ist ärgerlich, wenn der Krug einen Sprung bekommt, zerbricht er aber, löst das eine merkwürdige Befriedigung aus.«³

Auch wenn es mich tatsächlich in diesem Sinne erleichtert, wenn sich die Dingwelt reduziert und sich dadurch mein Überblick erhöht, ist es mir nie möglich, völlig auf meine Interaktion mit den Dingen zu verzichten. Sie ist nach dem Schweizer Psychologen ALFRED LANG identitätsbildend⁴ und da ich erst durch meine Beteiligung an der Bildung der Welt der Dinge ich selbst bin, sind die Dinge nicht von meinem Wesen ablösbar.⁵ Die Deutsch-US-amerikanische Theoretikerin Hannah Arendt beschreibt die von mir selbst geschaffene Objektivität der Gegenständlichkeit der Welt der Dinge als notwendigen Maßstab, um daran meine eigene Subjektivität zu überprüfen.⁶ Genau in der Art sehe auch ich die Beziehungen zu meinen Dingen, was diese zu Anker macht und meine Beziehungen zu ihnen zu den Ketten daran, die mich auf der ansonsten völlig homogenen Fläche des Sinns an Ort und Stelle halten. Ohne die Dinge und meine Beziehungen zu ihnen würde ich ohne jeglichen Bezugspunkt orientierungslos in der Welt umhertreiben.

Das macht die Dinge neben meiner eigenen Person zu dem Wichtigsten, das es in meinem Leben gibt. Deutlich macht dies auch, dass eine Welt ohne Menschen sehr viel leichter vorzustellen ist, als eine Welt ohne Dinge. Diese Dinge der Welt bedeutungstiftend zu gebrauchen, dabei aber nicht von ihrem Besitz abhängig zu sein; das erscheint mir als die erstrebenswerte Art der Beziehung zu den Dingen.⁷

1 vgl. Lang, Alfred in:

Csikszentmihályi/Rochberg-Halton 1989. Seite 9.

2 vgl. Brock in:

Friedl/Ohlhauser 1979. Seite 32.

3 Baudrillard 2001. Seite 166.

4 vgl. Lang, Alfred in:

Csikszentmihályi/Rochberg-Halton 1989. Seite 8–9.

5 vgl. Csikszentmihályi/Rochberg-

Halton 1989. Seite 35.

6 vgl. ebd. Seite 34–35.

7 vgl. ebd. Seite 175.

Ergebnis

Die fünf Arten der Bedeutung

Bei der Betrachtung der Dinge im Bezug auf ihre Bedeutungen und auf Grundlage der Unterscheidung der Dinge in artifactual Type und Token, aus den vorangegangenen Kapiteln, lassen sich fünf Arten der Bedeutung bilden:

1. Die alltäglichen Dinge
2. Die Dinge der Idee
3. Die besonderen Dinge
4. Fetische
5. Statussymbole

In den folgenden Kapiteln werde ich näher auf diese fünf Arten der Bedeutung eingehen und sie anhand von einigen Beispielen anhand von meinen in diesem Buch beschriebenen Dingen veranschaulichen.

8.1

Die alltäglichen Dinge

Alles was recht ist

Alltäglichen Dinge sind die Dinge, deren Bedeutungen sich *auf das Ergebnis, das ich mir durch ihren Gebrauch verspreche, beziehen*.

Der Alltag ist das Gewöhnliche, das Gewohnte, das, was schlicht jeden Tag geschieht und um das daher kein besonderes Aufhebens gemacht zu werden braucht. Durch die ständige Wiederholung seiner Bestandteile ist der Alltag berechenbar und lässt sich routiniert absolvieren. Er erfordert von mir daher kein besonderes Geschick und auch keine außergewöhnliche Achtsamkeit. Ich kann ihn stumpfsinnig mit eingeschränkten Sinnen durchleben, ohne mir über sein Vorhandensein Gedanken machen zu müssen. So schreibt auch LIESSMANN, dass es im Alltag um Wahrnehmungsreduktion und nicht um Wahrnehmungsschärfung geht,¹ und nennt als die beiden Grundprinzipien der ästhetischen Alltagserfahrung erstens: »Es ist schon wieder vorbei«² und zweitens: »Es ist immer noch da.«³ Das Durchleben des Alltags besteht also aus dem endlosen Bewältigen der immer und immer gleichen Aufgaben, die, kaum erledigt, schon wieder anstehen. Das durchsetzt den Alltag mit Wahrnehmungskonstanten.⁴ Der Alltag, so Liessmann weiter, »[...]ist von der Anwesenheit der Dinge bestimmt«⁵ bei denen wir stets fragen: »Was kann ich damit tun?«⁶

Bei den alltäglichen Dingen geht es auch genau darum: was kann ich damit tun. Mich interessiert das Ergebnis ihres Gebrauchs, nicht ihr Gebrauch selbst. Es geht um ihre Technofunktion, denn sie dienen mir allein zur Bewältigung meiner alltäglichen Aufgaben und haben darüber hinaus wenig Bedeutung. Das macht sie austauschbar und ihre Ersetzung durch ein anderes Ding, das mich meinen Alltag schneller, leichter und angenehmer bewältigen lässt, ist höchst willkommen. Mein Alltag kennzeichnet treffend, dass der Alltag etwas

1 vgl. Liessmann 2010. Seite 25.

2 vgl. ebd. Seite 29.

3 vgl. ebd. Seite 30.

4 vgl. ebd. Seite 31.

5 vgl. ebd. Seite 11.

6 vgl. ebd. Seite 74.

Subjektives ist. Verschiedene Menschen haben verschiedene Alltage. Für den Alltag kommt es nicht darauf an was ich Tag für Tag aufs Neue durchlebe, sondern dass es so ist. Alltagsunterbrechungen – meist Feste oder Events, die nicht alltäglich in unregelmäßigen Abständen stattfinden – bleiben dies nur solange, wie sie nicht selbst zur täglichen Wiederholung werden.

Die Dinge, mit denen mein Alltag durchsetzt ist, zeichnen sich also dadurch aus, dass ich sie in ihrer Technofunktion gebrauche und gern durch hierfür besser geeignete ersetze. Ihre Bedeutungen beziehen sich auf das Ergebnis, das ich mir durch ihren Gebrauch verspreche und nicht auf ein konkretes einzelnes Exemplar und auch nicht einmal auf ein bestimmtes Modell. Fände ich zum Beispiel Fahrradlichter, die heller leuchten und deren Akku länger hält, oder einen Wasserkocher, der weniger Strom verbraucht oder nie verkalkt, würde ich keine Sekunde zögern diese zu kaufen und meine jetzigen Fahrradlichter und meinen Wasserkocher loswerden.

8.2

Die Dinge der Ideen

Das Gleiche bitte

Dinge der Ideen sind die Dinge, deren Bedeutungen sich *auf den artifactual Type beziehen*. Das macht sie durch Token desselben artifactual Type austauschbar und ersetzbar. Die gleichen Dinge besitzen dieselben Bedeutungen, denn ihr artifactual Type ist derselbe.

Es sind Dinge wie meine Flip-Flops, mein Pullover oder mein Snowboard, bei denen es mir auf das Modell ankommt. Es geht mir bei ihnen um die Idee, die hinter ihrer Erscheinung steht, die Idee, die sie hervorgebracht hat: das Design meiner Teeschale, das Interface meines digitalen Texteditors oder die Funktionsweise meiner Kopfhörer. Zwar ist das Ergebnis ihres Gebrauchs von Bedeutung, es geht mir dabei vor allem aber um den Gebrauch des Dings, das ein Exemplar eines ganz bestimmten Typs sein muss, eines ganz bestimmten artifactual Types. Welches Exemplar, ist dabei unbedeutend.

8.3

Die besonderen Dinge

Dasselbe bitte

Besonderen Dinge sind die Dinge, deren Bedeutungen sich *auf einen Token, auf ein konkretes einzelnes Exemplar beziehen*. Das macht sie unaustauschbar und unersetzbar. Sie sind einzigartig und kein anderes Ding bedeutet dasselbe. Mit den besonderen Dingen sind ganz bestimmte Erinnerungen und Gefühle verknüpft, die ihnen deswegen

einen hohen sentimentalen Wert geben. Es sind persönliche Erinnerungsstücke an bestimmte Menschen oder Situationen – zum Beispiel an die Großeltern oder an eine Reise – und ihre Bedeutungen sind daher für andere kaum lesbar. Bei besonderen Dingen ist es wichtig, ihre Geschichten zu kennen, um sie richtig einordnen zu können.

Aus allen konkreten einzelnen Exemplaren können besonderen Dinge entstehen. Das Buch, von dem es viele tausend Exemplare gibt, wird, wenn ich es mit mir um die halbe Welt genommen habe oder mir darin Notizen gemacht habe, zum besonderen Ding, das durch die vielen gleichen, die es gibt, nicht mehr ersetzt werden kann. Oder die Teekanne, die ich mir in einer neuen Stadt zum Einzug gekauft habe, wird durch diese bewusste Kaufentscheidung und durch die Verknüpfung mit genau diesem Kontext zum besonderen Ding.

So beiläufig wie diese besonderen Dinge durch die Wirklichkeit der Welt und durch meine beständigen Interaktionen mit ihnen entstehen, so bewusst kann ich sie auch erschaffen. Dafür muss ich die Wirklichkeit, der ein Ding ausgesetzt ist, seinen Kontext, derart gestalten, dass mir die Tatsächlichkeit dieser Geschehnisse nicht mehr egal sind. Meine Olivenholzkugel ist ein solcher Versuch.

8.4

Die Fetische

Bedeutend der Bedeutung wegen

Fetische sind Dinge, deren Bedeutungen sich *auf das beziehen, was diese Dinge bedeuten*.

Um den Begriff des Fetisch für diese Arbeit von seiner sexuellen Konnotation abzugrenzen, die er heute durchweg hat, begreife ich Fetisch hier in seiner ursprünglichen Bedeutung, als »von Menschen gemachtes und mit magischer Kraft erfülltes«.¹ Der Begriff *Fetisch* wurde im achtzehnten Jahrhundert aus dem gleichbedeutenden französischen *fétiche* entlehnt, das seinerseits aus dem Portugiesischen *feitiço* »Zauber[mittel] – eigentliche Bedeutung »[Nach]gemachtes« – stammt. Voraus liegt das lateinische *facticius* »nachgemacht, künstlich«, das zu lateinisch *facere* »machen; erbilden« gehört.²

Es handelt sich beim Fetisch also um ein Artefakt, dem bewusst und aktiv eine magische Kraft verliehen wird, was seine Bedeutungen bis ins Unermessliche zu steigern vermag. Fetische sind die Dinge, deren Bedeutungen sich auf diese selbst geschaffenen Bedeutungen beziehen. Durch aktive, zeremonielle Handlungen kann ich beliebigen Gegenständen dauerhaft diese magischen Kräfte verleihen, denen ich anschließend unterliege.³ BÖHME nennt die Fetischisierung »pseudo-objektiv«⁴, denn die Macht des Fetisch, der ich anschließend huldigen und gehorchen muss und die ich fürchte und die mich strafen kann, schaffe ich ja selbst. Die Fetischisierung von Gegenstän-

1 Dudenverlag 2001.

2 ebd.

3 vgl. Böhme 2000. Seite 1.

4 ebd. Seite 1.

den ist also ein Selbstbetrug, denn ich gestehe mir zwar die Macht zu, einen beliebigen Gegenstand mit magischer Macht auszustatten, entsage anschließend jedoch meiner Macht, ihm diese wieder zu nehmen. Dieser Vorgang scheint irrational und abergläubisch und von außen leicht zu durchschauen, weshalb der Begriff des Fetisch seit seiner Einführung Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und vor allem seit seiner Einführung in der Philosophie durch Charles de Brosses 1760 abwertend auf alle Formen der ›primitiven Kulturen‹ angewendet wurde und seine negative Konnotation seitdem nie verloren hat.¹

Oft ist es eine Plötzlichkeit aus Zufällen, die mich veranlasst einen Gegenstand zum Fetisch zu erheben. Am besten geschieht in diesem Moment etwas Ungewöhnliches, wie etwa ein Blitzeinschlag oder der Sieg über den Erzrivalen, was diesen Moment dem Alltäglichen entzieht und besonders werden lässt. Die Zufälligkeit, die diese Tatsachen herbeigeführt hat, schreibe ich dann dem nächstbesten Gegenstand als magische Kraft zu. So entsteht auch ein Talisman, dessen ursprüngliche Bedeutung unter anderem auch »Zauberbild«² bedeutet. Diese Verkörperung diffuser aber wirkmächtiger Kräfte ist meinem Bedürfnis nach Darstellbarkeit dessen geschuldet, das die Beziehungen von Sichtbarem und Unsichtbarem reguliert, so Böhme.³ Diese Willkür und Beliebigkeit gleicht sehr der christlichen Reliquienbildung, denn auch hier eignete sich, wenn tatsächliche Teile des heiligen Leichnams rar waren, plötzlich alles, was die betroffene Person je berührt, sie zu Lebzeiten umgeben hatte oder einfach nur in Grabesnähe aufgefunden wurde, als Reliquie.⁴ Ich muss an den Fetisch glauben, denn von sich aus wohnt dem Gegenstand keinerlei magische Macht inne. So funktioniert der Fetisch als ein Spiegel der in ihn investierten Macht, dessen Spiegelcharakter ich aber partout verleugne.

Die Funktion als Symbol – die Ideofunktion – eines Fetisch ist so stark, dass sie seine Nutzfunktion – seine Technofunktion – überstrahlt und verdrängt. Es geht bei einem Fetisch allein um die Vergewärtigung dessen, was er bedeutet. Die Bedeutung von Fetischen schöpft also aus dem Genau-osein dieser Dinge, weshalb es gilt, sie vor strukturverändernden Einflüssen zu schützen. Diese Konservierung – die Bewahrung ihres physischen Zustandes – findet bei persönlichen Fetischen nicht wie etwa bei Kunstwerken auf dem Niveau des chemischen Zerfalls statt, sondern zeigt sich bei ihnen in einer extrem sorgsam, oft allein dem Besitzer vorbehaltenen Handhabung und Pflege. Das geht so weit, dass diese Dinge gar nicht mehr manuell manipuliert werden, sondern nur noch in der Gegenwart gehalten und angesehen werden.⁵

Dieses Bewahren der Symbolkraft, der Zauberkräfte, durch eine möglichst vollständige Konservierung der Dinge mag dabei ein Verhalten der westlichen Kultur sein, in der ich aufgewachsen bin. Eine dazu konträre, aber nicht weniger überzeugende Haltung ist, dass die

1 vgl. Böhme 2000. Seite 1 und 3.

Dies stellt die Sichtweise der weißen Europäer im Zeitalter der Kolonialisierung dar, denn der afrikanische Fetischismus ist, wie Böhme zeigt, ein komplexes System der Ordnungserzeugung, der Handlungssteuerung, der Grenzbewahrung, des Schutzes, der Angstbewältigung, des symbolischen Sinnstiftung und der rituellen Integration von Gemeinschaften und Individuen.

Vgl. hierzu Böhme 2000. Seite 5–6 und 13.

2 Dudenverlag 2001.

3 vgl. Böhme 2000. Seite 8–9.

4 vgl. Kohl 2003. Seite 46–51.

5 vgl. Habermas 1996. Seite 41.

Dinge ihre Symbol- und Zauberkraft genau durch den fortgeführten Gebrauch behalten und ihn bei Nichtgebrauch eher verlieren. Dies trifft für mich auf meinen Kung-Fu-Stock zu, den ich bereits Jahre nicht mehr so geführt habe, wie ich es konnte, als ich noch mit ihm trainierte, was ihn etwas von seinem Zauber gekostet hat.

Eine wichtige Unterscheidung von Fetischen – die sich im Fall persönlicher Dinge meist erübrigt – ist die, inwieweit ihre Bedeutung von einer Gesellschaft geteilt wird. Die meisten persönlichen Fetische werden sich dieser gesellschaftlichen Bedeutung entziehen, allein schon, weil sie sich kaum in der Öffentlichkeit befinden. Sakrale Objekte jedoch, wie Reliquien oder Gottesabbildungen, befinden sich im öffentlichen Raum und besitzen eine fast einheitliche Bedeutung. Dinge, die auf etwas Vergangenes oder auf eine Person verweisen, erfüllen ebenfalls eine Grundvoraussetzung des Fetisch. Nämlich, dass sie die Bedeutung genau dieses Verweises besitzen. So ist ein bewusstes Aufsuchen dieser Dinge möglich, um sich das vergangene Ereignis oder die Person, auf die das Ding verweist, zu vergegenwärtigen. Bei Verweisen in die Zukunft (zum Beispiel der Gitarre als Symbol des Gitarre-spielen-lernen-wollens) spricht Habermas von utopischen Objekten. Dieses Utopische hatte für mich mein zerbrochener Baseballschläger, als ich ihn damals aus dem New Yorker Central Park mitnahm, denn ich hatte schon lange vor, mehr Baseball zu spielen.

Dinge, die für Kinder oft ein Fetisch sind und in diesem Sinne ein enorme Zauberkraft besitzen, sind Kuscheltiere und Schmusedecken. Meist nimmt diese Zauberkraft solcher Übergangsobjekte ab, je älter ich werde und aus dem Fetisch wird ein besonderes Ding oder gar ein Ding des Alltags. Verzaubern mich dagegen auch als Erwachsenen noch solche Dinge, deren Fetischisierung in meiner Kultur Kindern vorbehalten bleibt, bleibt mir der Vorwand des Sammelns oder des Kitsches, um auch weiterhin mit diesen Dingen Umgang zu pflegen. Hahn bezeichnet Kitsch als Ausdruck solcher nicht mehr vorhandener oder nicht mehr zulässiger Objektbeziehungen.¹

Eigennamen tragen zur Personifizierung und damit der Fetischisierung von Dingen bei und geben ihnen eine nicht austauschbare Identität. Das manifestiert die Verschiebung ihrer Bedeutungen für mich vom abstrakten Gegenstand hin zum konkreten Gegenstand. Auch signalisiert ein Eigennamen meine starke Verbundenheit und Vertrautheit mit diesen Dingen, da ich zu ihnen oft in einem Abhängigkeitsverhältnis stehe. Ich bin auf ihre fehlerfreie Funktion angewiesen, da oftmals unsere körperliche Gesundheit davon abhängt. (Vehikel, Prothesen) Unter meinen einhundert Dingen hat nur mein Auto einen solchen Eigennamen, den ich ihm selbst gegeben habe und der nicht vom Hersteller selbst stammt. Auf Veranlassung eines Programms für mein Handy, mit dem ich den Benzinverbrauch meines Autos dokumentiere und das nach einen Namen für mein

1 vgl. Tietmeyer 2010. Seite 12.

Auto verlangte, habe ich es Daisy getauft. Dies steht nicht nur in der Tradition, Vehikeln weibliche Namen zu geben, sondern trägt auch meiner Verbundenheit zu Disney-Comics Rechnung.¹ Dieser Name personifiziert damit für mich nicht nur diesen Gegenstand, sondern ist auch Referenz auf andere Dinge, die mit ihm ansonsten nichts zu tun haben. Auf diese Art webe ich zwischen meinen Dingen ein Netz der gegenseitigen Verbundenheit, was meiner Welt Stabilität verleiht. Dadurch, dass Dingen Referenzen auf andere Dinge anhaften, erhöht sich ihre Bedeutung für genau diese Version unserer Welt.

8.5

Die Statussymbole
Was auch immer es sein muss

Statussymbole sind die Dinge, deren Bedeutungen sich auf die soziale und kulturelle Bedeutung dieser Dinge beziehen.

Den Stand der Dinge kennzeichnend – Das meine ich in dieser Arbeit mit Statussymbol. Status »[Zu]stand, Lage, Verfassung« wurde im sechzehnten Jahrhundert vom lateinischen status »Stand [der Dinge]« entlehnt. Symbol ist vom lateinisch gleichbedeutenden symbolum entlehnt, das seinerseits aus dem griechischen sýmbolon »Kennzeichen, Zeichen« übernommen ist. Das griechische Wort gehört zu griechisch sym-bállein »zusammenwerfen, zusammenführen« und bezeichnet ein aus Bruchstücken bestehendes Erkennungszeichen, das zusammengefügt ein Ganzes ergibt.² Ein Statussymbol kennzeichnet demnach ein größeres (soziales) Ganzes, von dem es selbst Teil ist. Etwa ein Leben im Luxus, dargestellt durch eine entsprechende Uhr oder ein Auto oder das Wissen um guten Wein, symbolisiert durch ein Kellnermesser.

Dass Bedeutung subjektiv ist, habe ich gezeigt. Trotzdem bewegt sie sich dabei meist im Rahmen, den die gesellschaftlich geteilten Bedeutungen der Dinge bilden, und die ich durch meine aktive Teilhabe an der mich umgebenden Gesellschaft gut kenne. Da die Symbolkraft solcher Dinge rein auf kultureller und gesellschaftlicher Konvention beruht, unterscheiden sich Statussymbole von Kultur zu Kultur und auch nach sozialer Gruppe.³ So weiß ich von den hohen gesellschaftlichen Bedeutungen bestimmter, für meine Kultur gültigen, Dinge, wie zum Beispiel Kleidung, Autos oder Geld. Das Geld selbst stellt überhaupt eines der abstraktesten Statussymbole dar und gilt gleichzeitig als Maßsystem für den Wert von ansonsten unvergleichbaren Dingen.⁴ Diese Dinge, bei denen ich mir ihrer gesellschaftlichen Bedeutungen gewiss bin, eignen sich als Statussymbole. Durch sie mache ich meinen Stand der Dinge, meinen sozialen Status innerhalb meiner Gesellschaft und Kultur für andere erkenntlich. Sie kennzeichnen dabei meine Zugehörigkeit zu etwas größerem, wie zum Beispiel meine

1 der Name von Donald Ducks
(Daisys Verlobtem) Auto »313«
wäre natürlich meine erste
Wahl gewesen; auch, weil beide
Autos rot sind. Da dieser Name
aber schon so stark von eben-
diesem Auto »vereinnahmt«
ist und auch sehr nahe an der
realen Typenbezeichnung »323«
meines Auto liegt, wählte ich
den nächstgelegenen weiblichen
Namen im Beziehungskreis
des »313« – Daisy Ducks
Vornamen.

2 Dudenverlag 2001.

3 vgl. Csíkszentmihályi/Rochberg-
Halton 1989. Seite 39 und 46.

4 vgl. ebd. Seite 48–49.
Und vgl. Liessmann 2010.
Seite 179 und 187.

Sonnenbrille *Ray-Ban Aviator* meine Teilhabe an der Fliegerei. Wobei in diesem speziellen Fall die starke Verbreitung dieses Sonnenbrillenmodells, auch unter Nichtfliegern, ihr die Funktion des Statussymbols für die soziale Gruppe der Flieger nahezu vollkommen entzogen hat. Das ist das Problem der Statussymbole, die über Wissen funktionieren, im Gegensatz zu denen, die über Wert funktionieren. Teure Dinge zeigen immer zweifelsfrei an, dass ich viel Geld besitze. Dinge dagegen, die für Expertisen oder besondere Fertigkeiten stehen, sind meist nicht unerschwinglich, und somit auch Menschen, denen diese Expertise oder Fertigkeit fehlt, zugänglich. So bedarf es für die Nicht-Reichen immer wieder der Definition neuer Statussymbole, damit Unwissende aus dem Diskurs fallen und der Stand der Dinge gewahrt bleibt. Zum Beispiel war vor ein paar Jahren mein Laptop von Apple ein deutliches Statussymbol für meine Zugehörigkeit zur sozialen Gruppe der Designstudenten. Dem ist heute durch die Verbreitung unter Studenten aller Disziplinen nicht mehr so, und mein Notizbuch von *Moleskine* hat ihn als dieses Statussymbol abgelöst.

Es eignen sich als Statussymbole vor allem Dinge, die ich mit mir tragen kann, wie etwa Kleidung, eine Uhr, aber auch ein Auto, denn es geht darum, diese Dinge öffentlich vorzeigen zu können. Dinge, die zwar von hoher gesellschaftlicher Bedeutung sind, sich jedoch nur schwer oder gar nicht mitnehmen und in der Öffentlichkeit vorzeigen lassen, wie etwa Kunstwerke oder Häuser, eignen sich daher weniger gut als Statussymbole. Auf der einen Seite gibt es Statussymbole, die die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe anzeigen (das können alle Dinge sein) – auf der anderen Seite gibt es die Statussymbole, die mich in der sozialen Hierarchie einer Gesellschaft verorten. Für letzteres eignen sich Dinge, die selten, teuer oder alt sind, aber auch Dinge, die die Aufmerksamkeit statushoher Personen genießen.¹ Seltenes und Teures erfordert hohen Aufwand und den Einsatz von Mitteln bei der Beschaffung und zeugt daher von meiner Macht. Altes wiederum ist oft selten und daher teuer, besitzt aber oft zusätzlich noch den Wert des Besonderen, denn im »großen und ganzen überdauern nur die herausragendsten Objekte.«²

Dass aber auch ein beliebiges Ding zum Statussymbol erkoren werden kann, zeigt der vierte Punkt. Wenn bestimmte, angesehene, bewunderte oder verehrte Personen bestimmte Dinge öffentlich gebrauchen, bekommen diese Dinge die Bedeutung als Statussymbol. Dies kann unabsichtlich – durch bloßen Gebrauch – aber auch absichtlich – durch Werbung – geschehen. Das Energiepotential, das ein Statussymbol auf seinen Besitzer überträgt, besteht nach dem US-amerikanischen Psychologen MIHÁLY CSÍKSZENTMIHÁLYI und dem Soziologen EUGENE ROCHBERG-HALTON aus Respekt, Achtung und Neid von anderen Personen. Daraus resultiert eine Überlegenheit über statusniedere Personen, symbolisiert durch soziale Macht. Tatsächliche Macht dagegen ist dies nicht, denn Statussymbole dieser

1 vgl. Csíkszentmihályi/Rochberg-Halton 1989. Seite 47.

2 ebd. Seite 47.

Art helfen ihrem Besitzer nicht, physische Macht auszuüben.¹ Vielmehr dienen solche Statussymbole zur Stabilisierung sozialer Ordnungen² und ich kann mich durch deren Kenntnis selbst innerhalb dieser Ordnung platzieren und diese Position stabilisieren. Dass ein Statussymbol auch stets mehrere Bedeutungen beinhaltet, zeigt sich daran, dass eine höhergestellte soziale Gruppe einem bestimmten Ding eine negative Bedeutung zuschreibt, eine niedergestellte soziale Gruppe ihm dagegen eine positive. Ein Statussymbol polarisiert.

Das Besitzen, hier als das faktische Haben, ist bei Statussymbolen wichtiger als ihr Gebrauch.³ Geht es doch in erster Linie mehr darum zu zeigen, was man hat, als um einen fachgerechten Umgang mit diesen Dingen. Dieser Umstand zeigt sich zum Beispiel bei meiner Armbanduhr, die ich weniger um ihrer zeitanzeigenden Funktion trage (Technofunktion), als um ihrer gesellschaftlichen Bedeutung als Schmuck (Soziefunktion).

Aber was ist, wenn mir ein Statussymbol wirklich gefällt? Wenn ich eine Ding gar nicht wegen seiner Soziefunktion besitze, sondern wegen seiner Bedeutungen für mich selbst und wegen nichts anderem? Meine hochwertigen Jeans vielleicht, an denen ich mich innerlich erfreue; die ich aber am liebsten nicht öffentlich tragen würde, da ich nicht als »der mit den teuren Jeans« gelten will. Es wird deutlich, dass Statussymbol ein von Außen und von der Gesellschaft an die Dinge herangetragener Begriff ist. So ist jedes Ding immer auch ein Statussymbol. Es kommt für die Einteilung der Dinge nach ihren Bedeutungen nur darauf an, ob sich meine Bedeutungen dieses Dings auf seine Bedeutungen als Statussymbol beziehen.

1 vgl. ebd. Seite 47–48.

2 vgl. Csíkszentmihályi/Rochberg-Halton 1989. Seite 36.

3 vgl. Habermas 1996. Seite 41.

Nachwort

Wohin die Dinge führen können

In diesem Buch habe ich über einhundert Dinge, ihre Bedeutungen und Bedeutung im allgemeinen, sowie über Gehalt gesprochen. Ebendas, was die Dinge ausmacht und was doch so schwer zu fassen ist. Es ist deutlich geworden, dass die Dinge einen Großteil meiner Welt bilden. Dadurch sind sie auch ein Großteil dessen, worauf ich meine Gedanken richte und womit ich mein Leben verbringe. Allein das macht die Dinge – unabhängig davon, was sie für mich im Besonderen bedeuten – bedeutend. Durch die Beschreibungen ist klar geworden, dass mit jedem Ding unzählige Geschichten, Erinnerungen und Gefühle verknüpft sind. So bilden diese Dinge und die mit ihnen verbundenen Bedeutungen in ihrer Gesamtheit ein Spiegelbild meiner selbst. Genau so wie ich in dieser Arbeit die Dinge beschrieben habe, habe ich im selben Prozess mich selbst beschrieben. Das macht nicht nur diese Dinge zu einem Spiegel meiner Person, sondern noch viel mehr die Art und Weise, wie ich mit ihnen interagiere. Wie ich mich mit den Dingen auseinandersetze – und damit diese Arbeit, dieses Buch – spiegelt meine Person. Ich bin dieses Buch und dieses Buch ist ich. Nur so ermöglicht diese Arbeit einen Einblick in die Bedeutungen der Dinge und damit in ein Menschenleben, wie er im alltäglichen Gespräch nicht vorhanden ist und wie er auch sonst nur selten gewährt wird. Denn die persönlichen Dinge berühren mein Innerstes, und das kehrt man nicht einfach so nach außen. Auch wenn mein Leben nur ein einziges Menschenleben unter Abermilliarden anderer ist, so bin ich doch sicher, dass Sie sich an der einen oder anderen Stelle wiedergefunden haben. Durch die Anzahl von einhundert Dingen habe ich eine Variation an Bedeutungen offenlegen können, die diese Arbeit beispielhaft und anschlussfähig für andere macht.

Um sich mit sich selbst zu beschäftigen und so seine eigene Position innerhalb der Welt und das eigene Verhältnis zu den Dingen zu reflektieren, bietet sich eine solche Auseinandersetzung mit den Dingen an. Ich betrachte sie für Designer sogar als unerlässlich. Denn ohne sich in einer solch intensiven Weise mit den Dingen der eigenen Welt auseinandergesetzt zu haben, kann man nicht Designer sein. Erst eine solche Kenntnis der Dinge und damit einhergehend die Kenntnis seiner selbst ermöglicht ein Ausgehen von diesem Punkt, hin zu Neuem: hin zu neuen Dingen. Sich dieses Punktes, der eigenen Position inmitten der Dinge – und damit der eigenen Haltung gegenüber den Dingen – sicher zu sein, ist die Voraussetzung für ein konstruktives Gespräch über die Dinge und im Besonderen über ihre Gestaltung. Diese Haltung, die eigenen Beziehungen zu den Dingen, muss man allein in sich selbst kultivieren, und nur das eigene Leben setzt hier die Grenzen. Das Studium der Dinge ist ein Selbststudium, und auch wenn ich dabei stets alleine bin, ist es nie von Einsamkeit geprägt, wenn ich die Dinge als Freunde betrachte.

Wichtig ist es dann, sich andere Stand-Punkte innerhalb der Welt der Dinge erklären zu lassen, denn nur im gegenseitigen Erklären

von Bedeutungen können wir diese erfahren und lernen beim Lernen über die Dinge und ihre Bedeutungen so auch etwas über den anderen Menschen. Ein solches Designverständnis, in dessen Mittelpunkt die Bedeutung steht, spricht auch Krippendorff an.

Dass Bedeutungen das sind, was die Dinge sind, bestätigt diese Arbeit und ich halte es trotz der soeben genannten Unmöglichkeit sie beherrschen zu können für wichtig, sie als Ausgangs- und Endpunkte jeglicher Designüberlegung zu akzeptieren. Ohne von Bedeutungen auszugehen und schließlich wieder bei ihnen anzukommen, kann das Gestalten von Dingen nicht gelingen, denn ein solcher Prozess wäre geprägt vom Unverständnis über die Dinge, sich selbst und über die Menschen.

Diese Arbeit zeigt auch, dass die materiellen Dinge auch in einer Zeit, in der die Welt der Dinge mehr und mehr aus Immateriellem besteht, die Bezugspunkte bleiben, an denen ich mein Vorhandensein in der Welt erlebe und kontrolliere. Die Eigenschaft, einen in der Zeit beständigen physischen Körper zu besitzen, ist für die Dinge, die durch ihr Vorhandensein die Grundpfeiler der Bestätigung menschlicher Existenz bilden, unabdingbar.

Deutlich wird in dieser Arbeit aber auch die Schwierigkeit, exakt zu werden – im Sprechen, Schreiben und damit im Nachdenken über die Dinge –, denn wie manchmal deutlich geworden sein mag, ist es nur allzu leicht möglich, sich anhand eines Details in der Unendlichkeit der Welt zu verlieren. Die Beschreibungen, aber noch besser die Abbildungen, zeigen, dass jede Darstellung, jede Bedeutung eines Dings, immer nur eine von so vielen möglichen ist. Ich vermute, dass sich das Gefühl der vielen Möglichkeiten durch die größere Verbreitung der Fotografie im Gegensatz zum Schreiben längerer Texte beim Betrachten der Abbildungen eher einstellt. Es gilt beim Lesen der Dinge daher unbedingt, sich der Existenz dieser Möglichkeiten bewusst zu sein.

Von persönlicher Wichtigkeit ist es darüber hinaus für mich noch, daran zu erinnern, dass nicht die Dinge Schuld an etwas haben können oder mir durch ihren »Eigensinn« böse oder gut gesonnen sind. Es gibt kein wahr oder falsch in der Welt der Dinge, kein richtig, sondern nur ein Sosein der Dinge. Was die Dinge dabei sind – was sie also bedeuten –, liegt allein in der eigenen Verantwortung und deckt sich nie mit dem, was dasselbe Ding für jemanden anderen ist. Durch diese Subjektivität sind die Bedeutungen der Dinge so variantenreich, dass nicht eindeutig über die Dinge gesprochen werden kann. Für wen? Wo und in welcher Situation, Gesellschaft und Kultur? Und wann? bedeutet ein Ding das, was zur Debatte steht – alles muss stets geklärt sein. Diese Kontextabhängigkeit verleiht ihnen eine Dynamik, die ihre Ungreifbar- und Unbegreifbarkeit ausmacht.

Was bedeutet das für das Design? Wenn es um Bedeutung geht, ist der Schritt von der Theorie in die Praxis groß. Er kann auch an kein

Ziel führen, denn auch wenn es keine *richtigen* oder *falschen* Dinge gibt, so können ihre vom Designer vorgegebenen Bedeutungen für *jemanden* oder *in einem bestimmten Kontext* sehr wohl richtig oder falsch sein. Die Konsequenz für das Design ist, Kontexte zu gestalten. Neben den Menschen – die ich ungestaltet belassen möchte – geben nur die Kontexte vor, welche Bedeutungen überhaupt gelten sollen. Das wiederum bedeutet, die Dinge im Zusammenhang der Welt zu sehen und diesen Zusammenhang – den Kontext – in dem die Dinge sind, genauso als zu gestaltenden Teil der Dinge zu betrachten. Etwas sein zu lassen, also ein Ding so zu lassen, wie es ist, und es nur durch die Verschiebung des Kontexts oder die Veränderung des eigenen Standpunkts zu verändern, hat mich schon immer fasziniert, und ich denke, Design sollte dieses Verständnis von Gestaltung miteinschließen.

Den Möglichkeitsraum Bedeutung so zu verschieben, bis die gewünschten Bedeutungen darin Platz finden, und nur dort Hand anzulegen, wo Bedeutungen einander widersprechen, erscheint mir als eine der, den Dingen gegenüber respektvollsten Arten der Gestaltung.

Das macht das Medium Sprache zum elementaren Handwerkzeug des Designers, denn nach dem in dieser Arbeit beschriebenen Designverständnis bedeutet »die Dinge zu gestalten«, *die Dinge mit Sprache zu umgeben; sie zu formulieren*. Die auf diese Weise gestalteten Dinge sind Aussagen einer Haltung gegenüber der Welt und damit Verkörperung von Sinn. Diese, aus meiner eigenen Perspektive sinnvollen Dinge sind es, die, neben den Menschen, die ich liebe, mein Leben lebenswert machen. Dinge, die durch dieses Designverständnis entstehen, machen die Welt lebenswert. Von diesen Dingen zu wissen – genau so, wie von den mir lieben Menschen – nenne ich Glücklichein.

SIMON FELIX TARANTIK

BASEL IM MAI 2014

Literatur und Quellen

- Barthes**, Roland: *Mythen des Alltags*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1964. deutsche Übersetzung: Scheffel, Helmut. Originalausgabe: Paris: Edition du Seuil 1957.
- Baudrillard**, Jean: *Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen*. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH 1991. 2. Auflage 2001. Originalausgabe: *Le système des objets*. Paris: Gallimard 1968.
- Blumenberg**, Hans: *Ästhetische und metaphorologische Schriften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2001.
- Boehm**, Gottfried/**Pfotenhauer**, Helmut (Hg.): *Beschreibungskunst – Kunstbeschreibung*. München: Wilhelm Fink Verlag 1995.
- Böhme**, Hartmut: *Fetischismus im 19. Jahrhundert. Wissenschaftshistorische Analysen zur Karriere eines Konzepts*. In: Barckhoff/Carr/Paulin (Hg.): *Das schwierige neunzehnte Jahrhundert*. Festschrift Eda Sagarra: Tübingen (ohne Verlag) 2000. Seite 445–467.
- Böhme**, Hartmut: *Fetischismus und Kultur*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2006.
- Calvino**, Italo: *Die unsichtbaren Städte*. Frankfurt am Main: Fischer 2013. Originalausgabe: *Le città invisibili*. Turin: Giulio Einaudi editore S.p.A. 1972.
- Chang**, Heewon: *Autoethnography As Method*. Walnut Creek, CA: Left Coast Press 2008.
- Csikszentmihályi**, Mihaly/**Rochberg-Halton**, Eugene: *Der Sinn der Dinge. Das Selbst und die Symbole des Wohnbereichs*. München/Weinheim: Psychologie Verlags Union 1989. Aus dem Amerikanischen von Häberle, Wilhelm. Herausgegeben von Alfred Lang. Original: *The Meaning Of Things. Domestic Symbols And The Self*. Cambridge: University Press 1981.
- Descola**, Philippe: *Jenseits von Natur und Kultur*. Berlin: Suhrkamp 2011.
- Dudenverlag**: *Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache*. 3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Duden Band 7. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag 2001.
- Dunne**, Anthony/**Raby**, Fiona: *Tangible Objectivity. A conversation between Fiona Raby, Anthony Dunne, Linda Briem, and Vera Bühlmann in London, June 2007*. in: Bühlmann, Vera/Wiedmer, Martin (Hg): *Some Comparatistic Investigations On Research In Design and Art*. Zürich: JRP|Ringier 2008.
- Droit**, Roger-Pol: *Was Sachen mit uns machen*. Hamburg: Hoffmann und Campe 2005.
- Erlhoff**, Michael/**Marshall**, Tim: *Wörterbuch Design*. Basel/Boston/Berlin: Birkhäuser Verlag AG 2008.
- Flusser**, Vilém: *Dinge und Undinge*. München, Wien: Carl Hanser Verlag 1993.
- Friedl**, Friedrich/**Ohlhauser**, Gerd: *Das gewöhnliche Design. Dokumentation einer Ausstellung des Fachbereichs Gestaltung der Fachhochschule Darmstadt 1976*. Köln: Rheinland-Verlag GmbH 1979.
- Grund**, Moritz: *Einhundert. Der Designer und die Dinge – Ein Selbstversuch*. Sulgen: Niggli Verlag 2012

- Gumbrecht**, Hans Ulrich: *1926. Ein Jahr am Rand der Zeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001. Übersetzt von Joachim Schulte. Original: *In 1926. Living at the Edge of Time*. President and Fellows of Harvard College 1997.
- Habermas**, Tilmann: *Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung*. Walter de Gruyter: Berlin/New York 1996.
- Hahn**, Hans Peter: *Materielle Kultur. Eine Einführung*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag 2005.
- Hahn**, Hans Peter: *Konsumlogik und Eigensinn der Dinge*. in: Drügh, Heinz/ Metz, Christian/Weyand, Björn (Hg.): *Warenästhetik. Neue Perspektiven auf Konsum, Kultur und Kunst*. Berlin: Suhrkamp 2011.
- Heidegger**, Martin: *Der Ursprung des Kunstwerks*. Stuttgart: Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG 1960.
- Hon**, Adrian: *A History Of The Future In 100 Objects*. Warks, UK: Skyhook, an imprint of Skyscraper Publications 2013.
- Jackson**, Bruce: *The Story Is True. The Art And Meaning Of Telling Stories*. Philadelphia: Temple University Press 2007.
- Kohl**, Karl-Heinz: *Die Macht der Dinge. Geschichte und Theorie sakraler Objekte*. München: Verlag C. H. Beck 2003.
- Krippendorff**, Klaus: *Die semantische Wende. Eine neue Grundlage für Design*. Michel, Ralf (Hg). Basel: Birkhäuser Verlag 2013. Titel der Originalausgabe: *the Semantik turn. a new foundation for design*. New York: Taylor & Francis Group, LLC 2006.
- Künne**, Wolfgang: *Abstrakte Gegenstände. Semantik und Ontologie*. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann 2007. 2., um einen Anhang erweiterte Auflage. Original: Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1983.
- Latour**, Bruno: *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2010 (2001). Originalausgabe: *Ploitiqes de la nature*. Paris: Éditions La Découverte & Syros 1999.
- Liessmann**, Konrad Paul: *Kitsch!. Oder Warum der schlechte Geschmack der eigentlich gute ist*. Wien: Verlag Christian Brandstätter 2002.
- Liessmann**, Konrad Paul: *Das Universum der Dinge. Zur Ästhetik des Alltäglichen*. Wien: Paul Zsolnay Verlag 2010.
- MacGregor**, Neil: *Eine Geschichte der Welt in 100 Objekten*. München: Verlag C. H. Beck 2011. Originalausgabe: *A history of the world in 100 objects*. London: Penguin Books Ltd. 2010.
- Martínez**, Matías/**Scheffel**, Michael: *Einführung in die Erzähltheorie*. München: C.H.Beck 2012. 9. erweiterte und aktualisierte Auflage. Erstauflage 1999.
- Maturana**, Humberto R./**Varela**, Francisco J.: *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2011. 4. Auflage. Originalausgabe: *El árbol del conocimiento*. 1984.
- Miller**, Daniel: *Der Trost der Dinge*. Aus dem Englischen von Frank Jakubzik. Berlin: Suhrkamp 2010.
- Mitchell**, W.J. T. (Herausgeber): *On Narrative (A Critical Inquiry Book)*.

- Okakura**, Kakuzo: *Das Buch vom Tee*. Köln: Anaconda Verlag 2011.
Originalausgabe: *The Book of Tea*. New York: Fox Duffield & Co. 1906.
- Pack**, Christina: *Dinge. Alltagsgegenstände in der Fotografie der Gegenwartskunst*. Berlin: Gebr. Mann Verlag 2008.
- Pamuk**, Orhan: *Das Museum der Unschuld*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag 2010. Originalausgabe: *Masumiyet Müzesi*. Istanbul: İletisim Yayınları 2008.
- Perec**, Georges: *Die Dinge*. Bremen: Manhold 2001. Überarbeitete Übersetzung von Eugen Helmlé. Original: *Les Choses*. Editions Juillard 1965.
- Pirsig**, Robert M.: *Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten*. Frankfurt am Main: Ficher Taschenbuchverlag 1978. Originalausgabe: *Zen and the Art of Motorcycle Maintenance*. New York: Bantam Press 1974.
- Schmid**, Anna u.a.: *Emerging Culture – Perspektiven auf die Gegenwartskultur*. in: Langkilde, Kirsten Merete (Hg.): *Verortung*. Basel 2013: Aufzeichnungen der Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW. Basel: Christoph Merian Verlag 2013. Seite 209–228.
- Schwartz-Clauss**, Mathias/**Vogesack**, Alexander von (Hg.): *Die Essenz der Dinge/The essence of things. Design und die Kunst der Reduktion/Design and the art of reduction*. Weil am Rhein: Vitra 2010.
- Selle**, Gert: *Design im Alltag. Vom Thonetstuhl zum Mikrochip*. Frankfurt am Main: Campus 2007.
- Selle**, Gert/**Boehm**, Jutta: *Leben mit den schönen Dingen. Anpassung und Eigensinn im Alltag des Wohnens*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Verlag 1986.
- Shapton**, Leanne: *Important Artefacts And Personal Property From The Collection Of Lenore Doolan And Harold Morris, Including Books, Street Fashion And Jewelry. Saturday, 14 February 2009, New York*. London, Berlin, New York: Bloomsbury Publishing 2009.
- Spittler**, Gerd: *Arbeit – Transformation von Objekten oder Interaktion mit Subjekten?* in: *Peripherie*, 22 (85/86) 2002, Seite 9–31.
- Spoerri**, Daniel: *Anekdoten zu einer Topographie des Zufalls*. Hamburg: Edition Nautilus Verlag Lutz Schulenburg 1998.
- Strugazki**, Arkadi/**Strugazki**, Boris: *Picknick am Wegesrand. Utopische Erzählung*. Aus dem Russischen von Aljonna Möckel. Berlin: Verlag Das Neue Berlin 1976.
- Tietmeyer**, Hirschberger, Noack, Redlin (alle Hg.): *Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Materielle Kultur*. Münster: Waxmann 2010.
- Wetzel**, Linda: *Types and Tokens*. The Stanford Encyclopedia of Philosophy (Spring 2011 Edition). Edward N. Zalta (Hg). URL: <http://plato.stanford.edu/archives/spr2011/entries/types-tokens/>. Stand: 23.1.2014.

Ich versichere, diese Arbeit selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen
Quellen und Hilfsmittel verwendet zu haben.

A handwritten signature in black ink, consisting of several fluid, connected strokes.

Basel, den 1. Juni 2014